

ERICH MARCKS

BISMARCK UND DIE DEUTSCHE REVOLUTION

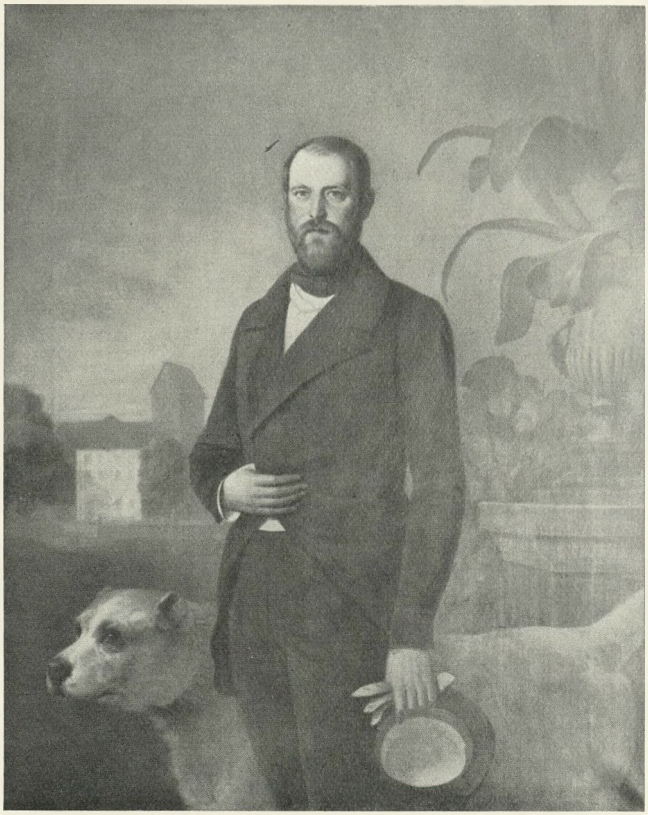
1848–1851



ERICH MARCKS

BISMARCK
UND DIE DEUTSCHE REVOLUTION
1848–1851

Erich Marcks / Bismarck und die deutsche Revolution
1848–1851



Otto von Bismarck

Gemälde von Moritz Berendt 1850

Im Besitz der Stadt Brandenburg/Havel

P.21.292
1174 F.

Erich Marcks

Bismarck
und die deutsche Revolution
1848–1851

Aus dem Nachlaß herausgegeben
und eingeleitet von

Willy Andreas

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin

Wyłączono ze zbiorów BUW

92 (Bismarck) : 9(43)

14937

Biblioteka Naukowa DUBLET w Warszawie



Z-178-839
25.IV.49

Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Copyright 1939 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers 7

Manuskript- und Textgestaltung 15

I. Teil. Bismarck im ersten Revolutionsjahr (1848) 17

1. Abschnitt. Von den Märztagen bis zum Zusammentritt der Preußischen Nationalversammlung (1848) 19
Friedrich Wilhelms IV. Verhältnis zur Revolution (19). Sein Versagen (21). Bismarcks Haltung (22). In Potsdam und Berlin. Bewaffnete Gegenrevolution der Bauern und des Heeres (23). Roon. Die Brüder Gerlach. Bismarcks Scheitern (24). Zurückgesteckte Ziele (25). Wiederzusammentritt des Vereinigten Landtages (27). Bismarcks Redeentwurf und Rede (29). Maßvolle Ablehnung der Dankadresse an den König (29). Ursachen von Bismarcks Mäßigung (31). Gegen einen Thronwechsel (33). Rede zu Fragen der Außenpolitik (34). Eingreifen in eine finanzpolitische Debatte (35). Bismarcks Isoliertheit (36). Die Paulskirche (37). Das Bürgertum und der Staat (38). Bismarck im Wahlkampf zur Preußischen Nationalversammlung (39). Bismarck und Polen (41). Bismarck und das Nationalitätsprinzip. Sein Verhältnis zum Deutschen Gedanken (42).

2. Abschnitt. Der konservative Parteimann im Ringen um Krone und Staat. (Sommer 1848) 45
Die Preußische Nationalversammlung (45). Erwachen des konservativen Widerstandes und die Gründung der „Kreuz-Zeitung" (46). Bismarck beim Prinzen von Preußen (47). Gespräch mit Friedrich Wilhelm IV. (48). Haltung des Königs (49). Bismarck in Pommern: „Eine Reaktion müssen wir haben" (52). „Neue Preußische Zeitung" (52). Bismarcks Mitarbeit (53). Innerpolitische Lage in Preußen (54). Die neue konservative Partei (56). Deichhauptmann und Familienvater (57). Junkerparlament in Berlin, 18. und 19. August (58). Aufsätze in der „Kreuz-Zeitung" (60).

3. Abschnitt. Der Kampf um die preußische Nationalversammlung und Verfassung. (Herbst und Winter 1848—1849). 62
Schwinden der Macht der Paulskirche (62). Die Kamarilla (63). Bismarcks Anteil (64). Regierungsumbildung in Preußen (Pfuel), Diktatur der Radikalen oder des Militärs (65). Ministerium Graf Brandenburg (67). Um das Jagdgesetz. Artikel in der „Kreuz-Zeitung" (67). „Nur zu gebrauchen,

wenn das Bajonett schrankenlos waltet" (68). Bismarcks Wirken für das Zustandekommen der Regierung: „Hof- und Kammerintrigant" (69). Kampf der Regierung mit der Nationalversammlung (70). Deren Auflösung in Brandenburg. Oktroyierung der Verfassung (71). Haltung Bismarcks (72). Wahlvorbereitung. Vereine für König und Vaterland (76). Bismarck Kandidat für Brandenburg (77). Im Wahlkampf (78). Sieg mit knapper Mehrheit (79). Der „rote Reaktionär" (80).

II. Teil. Bismarcks politische und menschliche Entwicklung im Niedergang der deutschen Revolution (1849—1851) 81

4. Abschnitt. Die preußische Politik von der Ablehnung der Kaiserkrone bis Olmütz 83
Der Parteimann (83). Probleme des Landtages und der Parteien. Kaiserwahl (84). Friedrich Wilhelms Ablehnung und ihre Wirkung auf das Volk (85). Auflösung der preußischen Kammer. Aufhebung des Wahlgesetzes (86). Revision der Verfassung (87). Stahl und Dahlmann als Vertreter der gegensätzlichen Gruppen. Liberale Agrarreform (88). Der König und das Verfassungswerk (89). Krise um die Erste Kammer (90). Vergeblicher Vorstoß der Kamarilla. Friedrich Wilhelms Verfassungseid (91). Seine deutsche Politik: Drei-Königs-Bündnis vom 26. 5. 49 (92). Altpreußischer Widerstand gegen die Unionspläne (93) Österreichs Erstarken (95). Zerfall der Unionspolitik. Radowitz (96). Konflikt zwischen Union und Bundestag (97). Olmütz (98).

5. Abschnitt. Bismarck als Abgeordneter der Preußischen Zweiten Kammer und des Erfurter Unionparlaments 99
Aufgaben des Biographen für die Schilderung der Abgeordnetenzeit (99). Teilnahme an den parlamentarischen Ereignissen (100). Zuschnitt der konservativen Partei (100). Die Brüder Gerlach (101). Bismarcks Stellung in der Kammer (101). Auflösung und Wahlrechtsänderung (102). Bismarck im Wahlkampf (102). Entschiedener Kampf gegen die Liberalen (103). Unbefriedigtheit über fruchtlose Opposition (104). Haltung zur Union. Radikale Ablehnung. Kamarilla (105). Im Erfurter Reichstag (106). Zwist mit Journalisten. Stellung in der Fraktion (107). Privatmann. Politische Pause 108). Endkrise der Union (109). Wieder im Landtag und in den Ausschüssen (109). Beziehungen zu Militär und Hof (110). Im Wahlkampf. Verhältnis zum Wahlkreis (111). Rittmeister von Arnstedt (112). Briefe und Adressen an den Abgeordneten (113). Parlamentarische Reden (113). Sorgsame Vorbereitung und Auswertung (114). Inhalt der Reden (115). Angriffslustiger Redner (116). Im Urteil der Gegner (117). Bismarck als Journalist (118). Mitarbeiter am „Zuschauer" der Kreuz-Zeitung. Spottergüsse über parlamentarische Gegner (120).

6. Abschnitt. Persönliches Leben und innere Entwicklung Bismarcks in den Jahren 1849 bis 1851 123
„Bismarcks friedfertige Ehe" mit Hans von Kleist-Retzow (123). Gegen-

sätzlichkeiten (124). Verhältnis zu Schönhausen (125). Der Briefwechsel mit der Gattin (126). Briefwechsel mit Freunden (128). Mensch und Politiker (129). Einheit von Innenleben und Berufsdasein (129). Analyse der Briefe (130). Religiosität (131). Einfluß der Gattin (133). Verhältnis zu Gott (134). Ruhesehnsucht und Kampfbedürfnis (136). Unlust gegenüber dem politischen Leben (137). Tatendrang (138). Bismarck-Bild von 1850 (139). Fortschritt des inneren Lebens und dessen äußere Wirkungen (140).

7. Abschnitt. Bismarcks politische Gedankenwelt und sein Verhältnis zur Deutschen Frage 142
Aristokratische Ordnung. Großgrundbesitz (142). Konservative Wirtschaftspolitik (144). Bürokratie und Beamtentum (144). Anschauungen Gerlachs und Stahls (145). Bismarcks Verhältnis zu kirchlichen Dingen (146), zur Monarchie und zur Verfassung (146), zur Wahlordnung, zur öffentlichen Meinung (147). Das preußische Königtum (149). Verfassungsideale (150). Stellung zum Budgetparagraphen der Verfassung (152). Friedrich Julius Stahl (154). Sein „Monarchisches Prinzip" (155). Sein Einfluß auf die rechte Gruppe der Konservativen Partei (157). Sein Einfluß auf Bismarck (158). Unterschiede der Auffassungen und der Temperamente, letzte Gegensätze der Persönlichkeiten (159). Art und Ausmaß des Stahlschen Einflusses auf Bismarck (162). Analyse der konservativen Ideologie. Wirkung Bülow-Cummerows. Abgrenzung des Einflusses von Stahl (163). Selbständigkeit Bismarcks (164). Bismarcks Verhältnis zur Deutschen Frage (165). Angriffe auf die Unionsverfassung (166). Äußerungen über eine preußische Nationalpolitik (167). Gedankliche Vorwegnahme der Politik der sechziger Jahre: mit Österreich oder gegen Österreich (168). Anschauungen der politischen Freunde (170). Großpreußische Tendenzen (171). Friderizianische Stimmungen (172). Bismarcksche Besonderheit (173). Seine Haltung auf dem Erfurter Reichstag. Sein Verhältnis zu Stahl in bezug auf die Deutsche Frage (175). Änderungsvorschläge zur Unionsverfassung: Vorwegnahme von Bestimmungen der Norddeutschen Bundesverfassung (176).

8. Abschnitt. Olmütz und die Ernennung Bismarcks zum Bundestagsgesandten in Frankfurt .....
Radowitz' Sturz (179). Mobilmachung wegen des hessischen Verfassungskonfliktes (180). Die Stimmung in Preußen (181). Krieg oder Zurückweichen? Meinungsstreit im Ministerium (181). Leopold von Gerlach. Bismarck in Berlin (182). Manteuffels Bemühen um eine Verständigung mit Österreich (183). Bismarck arbeitet für Manteuffel (184). Realpolitische Haltung. Meinungsverschiedenheiten mit Leopold von Gerlach (186). „Krieg wäre vollständiger Unsinn" (187). Verhandlungen in Olmütz (188). Die Bedeutung des Abkommens für Preußen (189). Die Aufnahme in der Öffentlichkeit. Bismarcks Rede in der Zweiten Kammer (190). Für Frieden, nicht für Aufschub des Krieges (192). Wachsendes Ansehen Bismarcks (196). Sein Leben in Berlin (197). Rege Tätigkeit im Landtag (198). Attacke gegen Hansemann (199). Rede zum Militär-Etat und zum Etat des

diplomatischen Dienstes 199). Streitbare Auseinandersetzungen mit den Gegnern (200). Dresdner Konferenzen (200). Bismarcks Friedenswille unverändert (202). Schluß des Landtages (202). Vom Parlament in den Staatsdienst (202). Entsendung an den Bundestag in Frankfurt (204). Selbstverständliche Annahme des Auftrages (206). Briefwechsel mit der Gattin. Abschied von Berlin und den politischen Freunden (208). Ausblicke von Freunden und Gegnern auf den künftigen Bundestagsgesandten (209).

Nachweise 211

Personenverzeichnis 223

Vorwort des Herausgebers

Als Erich Marcks am 22. November 1938 im Alter von ſiebenundſiebzig Jahren ſtarb, ging ein Leben reich an Mühe, aber auch reich an Erfüllung zu Ende. Einmütig gaben die Nachrufe dieſem Empfinden Ausdruck.

In einer wechſelvollen akademiſchen Laufbahn, die ihn durch die verſchiedenſten Gaue Deutſchlands führte, hatte er — ein begnadeter Lehrer von weitausſtrahlender Wirkung — ſeine Saat ausgeſtreut und überall mannigfaltige Frucht ernten können. Seine eigenen Forſchungen und Darſtellungen umſpannten ſämtliche Jahrhunderte der Neuzeit und die Entwicklung der großen Völker Europas. Über die Grenzen des Vaterlandes hinaus wurde ſein Wort mit Achtung vernommen: denn wer ihn kannte, wußte, daß er, dem es gegeben war, deutſche Geſchichte aus heißem Gefühl lebendig zu machen, den fremden Nationen und ihrem ſtaatlichen Werdegang mit weitherzigſtem Verſtändnis gerecht wurde.

So war die Trauer um den Gelehrten tief und aufrichtig, und ſie galt nicht minder dem feinbeſaiteten Menſchen, der durch vorurteilsloſe Förderung des wiſſenſchaftlichen Nachwuchſes, durch gütiges Eingehen auf andere, auch ihm entgegengeſetzte Naturen ein ſeltenes Maß von Vertrauen und Verehrung erworben hatte.

In der Rückſchau auf das wiſſenſchaftliche Geſamtwerk des Entſchlafenen mochte wohl mancher nachſinnen, warum Erich Marcks, der unbeſtrittene erſte Kenner Bismarcks, die ſo begeiſtert aufgenommene Biographie des großen Mannes nicht fortgeführt habe, obwohl von ihm ſelbſt viel Stoff dafür geſammelt worden war nnd bis zuletzt ſeine Neigungen immer wieder zu dem geliebten Gegenſtand zurückkehrten. Eine Sonderveröffentlichung nach der anderen erſchien aus ſeiner Feder; aber der mit Spannung erwartete zweite Band, der ſich unmittelbar an die Darſtellung von Bis-

marcks Jugend anschließen sollte, um den menschlichen und politischen Entwicklungsgang des Staatsmannes bis zur Übernahme der Ministerpräsidentschaft zu schildern, blieb aus. Da und dort wurde schon zu Lebzeiten des Meisters das Bedauern darüber laut, und die Stockung schien um so rätselhafter, als ja gar kein Zweifel darüber aufkommen konnte, daß die innere Auseinandersetzung vor, während und nach dem Kriege nicht bei ihm abgerissen war, Bismarck vielmehr über alle Erschütterungen und Wandlungen der vaterländischen Geschicke hinweg im seelischen Leben von Marcks unangefochten seinen Platz behauptete.

Otto von Bismarck und seiner wirklichkeitsgesättigten, realistischen Staatskunst, deren geistigen und sittlichen Gehalt er über der Dämonie des Machtmenschentums nie vergaß, gehörte sein ganzes Herz. Dort in der Welt des Reichsgründers formten sich die entscheidenden Eindrücke seiner Jugend und die Anschauungen seines Mannesalters. In ihr bildeten sich die Maßstäbe seines politischen Urteils, seine Grundgedanken über die Kraftquellen und Ziele der deutschen Staatsbildung, über die Vorzüge, Grenzen und Möglichkeiten unseres Volksgenius. Die Namen Bismarcks und Goethes drückten für ihn die höchsten geistigen Spannungen, aber auch die vornehmsten Verkörperungen des neuzeitlichen Deutschland, zumal im neunzehnten Jahrhundert aus, und sie schienen ihm ebensowenig einander auszuschließen wie Potsdam und Weimar. So hat er es öfters zugleich als eine Art persönliches Bekenntnis ausgesprochen! Wie unendlich bezeichnend, daß Erich Marcks, bevor er seine erste Professur in Freiburg antrat, eine Fahrt zu dem Gestürzten nach Friedrichsruh unternahm, als gelte es dort sich die Weihe für sein Lehramt zu holen (14. März 1893). Die damalige Unterredung mit Bismarck, die er sorgfältig aufzeichnete, gehört denn auch zu den inhaltsreichsten, die in der Ausgabe der Gesammelten Werke zu finden sind (Band 9, S. 314ff.).

Bismarck blieb der beherrschende Klang seiner eigenen Welt bis in die letzten Lebensjahre. Ohne Gefühle der Pietät zu verletzen, darf daher der Frage nachgegangen werden, warum Marcks die Arbeit an der Biographie abgebrochen hat. Sie beantworten heißt zugleich Rechenschaft darüber ablegen, warum trotzdem der von dem Verewigten noch selbst abgeschlossene Teil des Bismarck-Manuskriptes aus dem Nachlaß ans Licht gebracht werden darf.

Nachdem Erich Marcks im höchsten Alter der Wissenschaft, und man darf wohl hinzusetzen, der Nation ein bewunderungswürdiges Werk geschenkt hat, das seine älteren und jüngeren Bismarck-Forschungen zusammenfassend krönte, wird niemand wagen wollen, in dem Ausbleiben der weiteren biographischen Bände ein Versagen oder gar ein Erlahmen der geistigen Zeugungskraft zu erblicken. Andere Umstände sind es, welche die Fortführung des Werkes überschatteten und schließlich den Verzicht zur Folge haben sollten!

Der Ausbruch des Weltkrieges drängte zunächst die Weiterarbeit an der Biographie, die bis zur Berufung Bismarcks an den Frankfurter Bundestag gediehen war, in den Hintergrund. Gleich zu Anfang schlug er Marcks mit dem Verlust seines ältesten Sohnes, der als Freiwilliger in den Kämpfen vor Ypern fiel, eine nie ganz verheilte Lebenswunde; doch besaß er genug Tapferkeit und Selbstüberwindung, darüber nicht die Hände sinken zu lassen. Das schwere persönliche Opfer spornte ihn um so mehr an, Bismarcks geschichtliche Sendung zu deuten und dem Volke in Waffen das politische Vermächtnis des Reichsgründers mahnend in Wort und Schrift ans Herz zu legen. Mitten im Krieg noch brachte er zur Hundertjahrfeier (1915) ein kurzgefaßtes Lebensbild Bismarcks heraus: in einem Zuge niedergeschrieben, ganz aus dem Vollen geschöpft, glühend beseelt eroberte es sich alsbald Tausende von Lesern und hat seine volkstümliche Wirkung inzwischen nicht eingebüßt.

Obwohl durch den Zusammenbruch Deutschlands tief getroffen, setzte Marcks diese nationale Erziehungsarbeit nach dem Kriege in seiner Münchener und Berliner Amtszeit rastlos fort, sei es, daß er die Bedeutung des verstümmelten Ostens ins Bewußtsein erhob, sei es, daß er dem Abwehrkampf des Rheinlandes in den Tagen der Fremdherrschaft seine anfeuernde Beredsamkeit widmete oder den Reichsgedanken als solchen und die Leistungen des preußischen Staates in historischem Rückblick feierte. So griff er, der in diesen schlimmen, zermürbenden Jahren die Schwelle der Sechzig überschritt, allen körperlichen Anfechtungen zum Trotz, einen Gegenstand nach dem anderen an, von dem er sich eine weckende, eine stählende Kraft versprach: Die Wiederaufrichtung des gesunkenen, geknebelten Vaterlandes war es, die ihm jederzeit vorschwebte, ob er nun in vergleichender Schau von den Tiefpunkten deutscher Geschichte sprach oder von den europäischen

Mächteverbindungen, aus deren weltgeschichtlichen Abwandlungen er gleichfalls Hoffnungen für eine deutsche Wiedererhebung schöpfte.

Der Geist Bismarcks freilich blieb ihm in alledem lebendig, auch wenn er die Gestalt des großen Mannes nicht unmittelbar beschwor, und die wissenschaftliche Beschäftigung mit den zahlreichen Neuerscheinungen in diesem Bereich des historischen Schrifttums nahm ihren Fortgang. Ab und zu gab die eine oder andere Veröffentlichung ihm Anlaß, das in seinem Schreibtisch ruhende Bismarck-Manuskript mit deren Ergebnissen zu vergleichen, um es auf dem entsprechenden Stande der Forschung zu halten, ohne daß er Erhebliches am Text änderte.

Die Berufung nach Berlin, die mit dem Amt eines Historiographen des preußischen Staates verbunden war, mochte ihm einen erneuten lebhaften Antrieb dazu geben, sich mit seinen früheren Plänen zu befassen; doch mußte sie ihm auch die Veränderung des eigenen geschichtlichen Umkreises schmerzlich und zwiespältig zu Bewußtsein bringen. So hatte er seine dunklen Stunden, in denen er, schwerblütig wie er war, sich fragte, ob diese gärende Welt des zerbrochenen Zweiten Reichs die Stimme des Genius, dem er mit voller Hingabe und ohne Schwanken diente, überhaupt noch zu vernehmen willens und imstande sei, und er hatte gegen noch trübere Zweifel anzukämpfen, die ihm zuraunten, daß vielleicht sein ganzes Lebenswerk umsonst getan sei. Aber er wurde solcher Aufwallungen immer wieder Herr, er ging den Weg der Arbeit, der Pflicht und des Glaubens an die Zukunft von Volk nnd Reich weiter: die Erscheinung seines Helden gab ihm dabei das geistige Geleit.

Daß er mit dem Stoff, dem nach wie vor doch sein innerstes Empfinden gehörte, nun schwerer rang als früher, ist sicher; daß es dem von jeher zartgestimmten Manne, der jede Entblößung des Gefühls scheute und durch das furchtbare Unglück Deutschlands noch verwundbarer geworden war, härter ankam, sich darüber auszusprechen, hat er Freunden gegenüber angedeutet; daß er in einer traurig veränderten, dem Bismarckschen Reich rasch sich entfremdenden Welt mit geringerer Freudigkeit an die Aufgabe dachte, wer vermöchte es nicht zu begreifen!

Diese persönlichsten Seelenvorgänge, die doch wieder aufs innigste mit dem deutschen Schicksal zusammenhingen, bereiteten dem Gedanken an eine Wiederaufnahme der biographischen Arbeit im großen von innen her

ſtarke Hinderniſſe. Dazu kam der Wechſel, der ſeit dem Sturz der Monarchie in der Lage der Bismarck-Forſchung eingetreten war. Es erwuchſen daraus Bedenken von verzögerndem, ja lähmendem Gewicht.

Gewiß hatten ſich jetzt nach dem Verſinken der Bismarckſchen Staatsordnung durch die Öffnung der öſterreichiſchen und preußiſchen, der mittel- und kleinſtaatlichen Archive die Forſchungsmöglichkeiten nngemein erweitert, inſofern aber auch ſehr erſchwert, als nun mächtigere Stoffmaſſen denn zuvor ausgeſchüttet wurden — Berge von Archivalien, Akten, Quellenaufzeichnungen mannigfaltigſter Art, nicht zu vergeſſen die Menge der Denkwürdigkeiten. Dies alles aufzuarbeiten drohte die Kraft eines einzelnen zu überſteigen nnd ließ mit neuem Zuwachs immer neue Überraſchungen erwarten. Andererſeits waren ſchon jetzt die mittleren nnd ſpäteren Lebensabſchnitte des Kanzlers durch zahlreiche Einzelveröffentlichungen znr inneren nnd äußeren Geſchichte Deutſchlands ſtärker anfgehellt als bisher.

Dieſe und ähnliche Erwägungen mögen Erich Marcks dazu beſtimmt haben, das Ziel ſeiner biographiſchen Bemühungen, wenn er ſie überhaupt fortſetze, nicht über den Antritt der Miniſterpräſidentſchaft hinaus zu erſtrecken. Es liegen Anhaltspunkte dafür vor, daß er dieſen Entſchluß Anfangs der zwanziger Jahre faßte. Die um jene Zeit in Angriff genommene ſogenannte Friedrichsruher Ausgabe der Geſammelten Werke Otto von Bismarcks, die Marcks als Berater zuſammen mit anderen namhaften Hiſtorikern betreute, ließ es geraten erſcheinen, insbeſondere der Ausgabe der politiſchen Schriften, die Hermann von Petersdorff und Friedrich Thimme anvertraut war, durch eine verfrühte Darſtellung nicht vorzugreifen. Aber es vergingen über dem Abſchluß dieſer beſonders wichtigen Reihe Jahre, und als die letzten Bände herauskamen, hatte Marcks ſelber die Siebzig erreicht.

Die perſönliche oder literariſche Zwieſprache mit den voranſchreitenden Einzelforſchungen älterer und jüngerer Gelehrter, denen er auch da, wo ſie in Ergebnis und Auffaſſung von ihm abwichen, mit Verſtändnis und Gerechtigkeit begegnete, hatte er in dieſer ganzen Nachkriegszeit nie abreißen laſſen. Er ſelber war inzwiſchen mit ſeinen eigenen Quellenunterſuchungen immer lebhafter in die Bismarckſche Politik der ſechziger Jahre vorgeſtoßen. Aber dieſe bis zur feinſten Nuance abgetönten kritiſchen Studien,

die es nie beim Zergliedern bewenden ließen, sondern aufbauend wirkten, dienten bereits einer neuen Aufgabe, die seit Jahren Marcks durch den Sinn ging und inzwischen den Plan der Bismarck-Biographie gänzlich verdrängte. Durch den Zuspruch seines Verlegers und der nächsten Freunde ermuntert, machte er sich an ein Werk noch umfassenderer Art, das gleichzeitig aber aufs glücklichste die Geschichte des Reichsgründers in großem Stil wiederaufnahm, wenn auch in ganz anderer Weise als früher geplant.

„Der Aufstieg des Reichs, Deutsche Geschichte von 1807—1871/78", so lautete der Titel der zwei Bände, die der Hochbetagte kurz vor seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag der Öffentlichkeit vorlegte.

Seite um Seite, ja Satz um Satz seinen ermattenden, durch Krankheit immer wieder geschwächten Kräften abgerungen und allen Behinderungen zum Trotz doch zu einem großgeschauten Ganzen gerundet, brachte dies Spätwerk die Ernte eines ganzen, selbstlos der Wissenschaft geweihten Lebens ein. In höchster Vergeistigung war darin die Summe jahrzehntelanger Erforschung von Bismarcks Leben und Wirken, aber auch seiner gesamten Zeit und der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gezogen. Um sie kreisten ja immer wieder die Gedanken von Marcks: die Wesenhaftigkeit seiner eigenen Generation, aber auch ihre Problematik und ihre Grenzen waren darin gegründet! Auch Deutschlands Schicksal im Weltkrieg war ja mit der großen Frage verknüpft, was das versinkende neunzehnte, was das beginnende zwanzigste Jahrhundert aus Bismarcks Erbe gemacht hatte, wie es seine Reichsbildung und Staatskunst hätte weiterbilden können und müssen.

In eine nähere Würdigung dieses Werkes einzutreten, ist hier nicht der Ort, gilt es doch lediglich, den inneren Zusammenhang mit der Bismarck-Forschung seines Verfassers aufzuzeigen. Nur der Kenner vermag die Riesenleistung ganz einzuschätzen, die hier aus zahlreichen eigenen und fremden Vorarbeiten, aus immer erneutem Durchdenken des gewaltigen Stoffes erwachsen ist.

Es wurde daraus das bewegte, gedankenschwere Epos einer Zeit, in das Erich Marcks auch sein in symphonischem Reichtum erstrahlendes Bild seines Helden hat eingehen lassen: die Lebensgeschichte Otto von Bismarcks erweiterte sich ihm zur geschichtlichen Biographie seiner Reichsgründung,

vorgetragen mit dem ganzen Adel der Betrachtungsweise, die Marcks an geschichtlichen Dingen von Anfang an geübt hat. Eine spät errungene Krönung seines gesamten Schaffens und als Darstellung des neunzehnten Jahrhunderts ein historisches Vermächtnis, so empfand er es, an die Gegenwart! Die Glut seiner Begeisterung für den großen Mann verbindet sich darin mit der Weisheit einer Schau, die auf rastlosen Wanderungen durch Vergangenheit und Gegenwart letzte Reife und Abgeklärtheit des Urteils errungen hat: ein Werk, so dünkt uns, auf das die deutsche Geschichtswissenschaft stolz sein darf.

Indem ein gütiges Geschick dem Verfasser die Vollendung seines Vorhabens gegönnt hat, verliert auch die Nichtvollendung der von ihm begonnenen Bismarck-Biographie ihren schmerzlichen Stachel, und der Teil des Manuskripts, der mit Ermächtigung und auf Wunsch der Hinterbliebenen nunmehr der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann, gewinnt, zumal Marcks sich über das Ganze von Bismarcks Leben und Wirken nun zweimal literarisch ausgesprochen hat, eine selbständige, von dem ursprünglichen Plan der Gesamtbiographie losgelöste Bedeutung. Zeitlich und sachlich anschließend an die Darstellung der Jugend Bismarcks schildert es einen Gegenstand, der seine Rechtfertigung in sich trägt und thematisch überdies ein geschlossenes Ganzes darstellt: Es ist die Entwicklung des kommenden Staatsmannes während der deutschen Revolution und ihrer Niederwerfung durch die wiedererstarkenden alten Gewalten bis zur Wiederbelebung des Bundestags und der Berufung des Herrn von Bismarck-Schönhausen zum Preußischen Gesandten nach Frankfurt, an den Sitz dieser Versammlung.

Ein letzter Wille des Verstorbenen, der die Veröffentlichung untersagt hätte, lag nicht vor. Auch wurden niemals Wünsche solcher Art zu seinen Lebzeiten von ihm ausgesprochen oder nur angedeutet. Vom gegenwärtigen Stand aber der Forschung her ergaben sich keine Bedenken, da sie seit dem Abschluß des sorgfältig durchgefeilten Manuskripts sich mit der Entwickelung Bismarcks in den Revolutionsjahren auffallend wenig beschäftigt und kaum Neues gebracht hat. Fast durchweg kamen ja auch die Quellenerschließungen der Nachkriegsjahre der Erkenntnis der Bismarckschen Bundestagszeit und seiner Staatsführung, weniger seinen ersten politischen Lehrjahren zugute.

Von Erich Marcks auf der Höhe seiner Mannesjahre, in der Glanzzeit seines akademischen Wirkens, vor Ausbruch des Weltkrieges geschrieben und nach ihm wiederholt durchgesehen, ohne daß der Verfasser wesentliche Änderungen anzubringen für notwendig hielt, reich an wissenschaftlichem Ertrag, leuchtend von Frische, von Erzählerfreude und feiner Beseeltheit, mag dies Buch als letzte Gabe des von uns Geschiedenen, der als echter Historiker nicht bloß Forscher, sondern auch ein wirklicher Geschichtsschreiber, das heißt ein echter Künstler war, zu seinen Verehrern sprechen und ihm, so hoffen wir, neue Freunde gewinnen!

Heidelberg, im Juni 1939.

W. Andreas.

Manuskript und Textgestaltung

Das Manuskript lag in geprüfter, abgeschlossener Fassung des Autors seit 1910 vor, der erste Teil in Abschrift von der Hand seines Schwagers Wilhelm von Sellin. Vor dem Kriege erschien als Probe aus dem zu erwartenden Band, freilich in bedeutend gekürzter Form, „Aus Bismarcks Abgeordnetenjahren (1849—1851). Persönliches und seelisches Leben" in der Zeitschrift „Der Greif" (1913), ferner zur Einweihung des Vorlesungsgebäudes in Hamburg (13. Mai 1911) daselbst ein knapper Auszug über „Bismarck und die achtundvierziger Revolution". Über das gleiche Thema trug Erich Marcks aus dem Manuskript in der Preußischen Akademie der Wissenschaften am 8. Mai 1924 in Berlin vor (ungedruckt).

Gelegentliche, sehr seltene Randbemerkungen, kurze Einschübe, Notizen über die eine oder andere Neuerscheinung und die Art der daraus gemachten Auszüge liefern den Beweis, daß der Verfasser an seinem Werke nichts Wesentliches zu verbessern für nötig fand. — Der Herausgeber hat nur an vereinzelten Stellen die in Stichworten skizzierten eingeschobenen Sätze näher ausgeführt. Er hat ferner die zwei Hauptteile, in die das Ganze zerfiel, in Unterabschnitte gegliedert, die jedoch als solche schon angedeutet waren. Die Überschriften dieser Abschnitte stammen vom Herausgeber und lehnen sich gleichfalls an Randvermerke des Verfassers an.

Die Nachweise, die Erich Marcks selber am Schluß zusammengestellt hat, wurden durch einige Zusätze des Herausgebers, wo es dem Stande der Forschung entsprach, ergänzt und als solche durch eine eckige Klammer kenntlich gemacht.

Es sei noch bemerkt, daß die wörtlichen Anklänge an das Spätwerk von Erich Marcks „Der Aufstieg des Reichs. Deutsche Geschichte von 1807—1871/78" recht selten sind und so wenig belangreich erscheinen, daß wohl da und dort von übereinstimmenden Auffassungen, nicht aber von thematischen Überschneidungen die Rede sein kann. Im einen Buch bildet eben Bismarck, im anderen die deutsche Gesamtentwicklung Gegenstand und Blickpunkt.



Erſter Teil

Bismarck im erſten Revolutionsjahr (1848)

Erſter Abſchnitt

Von den Märztagen bis zum Zuſammentritt der preußiſchen Nationalverſammlung

(22. Mai 1848)

Am 19. März 1848 kamen die jugendlichen Söhne des Grafen Wartensleben aus der aufſtändiſchen Hauptſtadt nach Hauſe geeilt. Sie trafen in Carow den Schönhäuſer Gutsnachbarn eben im Aufbruch. Von ihnen nahm Herr von Bismarck auf ſeine weite Heimfahrt die Nachricht mit von dem Zuſammenbruche ſeiner Welt: von Straßenkampf und Rückzug der Truppen — der König allein inmitten der Empörung, ein Beſiegter und Gefangener.

Was war geſchehen? Seit der Monatswende in ganz Deutſchland ein trotz ſo langer Vorbereitung beinahe unbegreiflich raſcher Sturz aller alten Gewalten; ſie gaben ſich ſelber faſt kampflos auf. Von Karlsruhe bis Wien, bis Dresden und Hannover ein einziger Sieg der Revolution: ihre Anhänger auf allen Miniſterſtühlen, ihr Bekenntnis mit einem Schlage gültiges Recht, Freiheit im Einzelſtaate, Freiheit und Einheit für die Geſamtnation, an deren Allgewalt man inbrünſtig glaubte. Aber nirgends ein Führer von oben her: von unten her mit elementarem Drange der Druck der Maſſe und der neuen Gedanken. Der Bundestag unfähig, die Leitung zu ergreifen, nach der er, jäh erwachend, die Hände allzu ſpät ausſtreckte; nirgends eine geſchloſſene Macht, die ſie gebieteriſch hätte packen können. Vielleicht hätte Preußen es, eine kurze Friſt hindurch, gekonnt: als hier allein die Monarchie noch aufrecht ſtand und die alten Dynaſtien bei ihm allein Schutz, die neuen Miniſter bei ihm Zuſammenfaſſung und Kraft ſuchten. Auch bei den Miniſtern Friedrich Wilhelms IV. regte ſich im März der preußiſche Ehrgeiz; auch der König wollte ja längſt, in ſeiner

Weise, die Einheit, eine Befestigung des Bundes, mit Preußen zwar nicht als dem Haupte, aber doch als dem Arme der Nation. Jetzt zwang sich ihm die Aufgabe solcher Einigung beinahe auf; und ganz ohne preußischen Ehrgeiz war auch er nicht. Aber den Bund mit der Revolution, die umwälzende Tat, gegen Österreich, als Vollstrecker, ja auch nur als Gebieter und Gestalter des volkstümlichen Willens hat er doch niemals wirklich gewollt. Mit dem liberal gewordenen Deutschland zusammen zu handeln, nötigte ihn der Augenblick; auch sein eigenes Staatswesen bedurfte längst der Umbildung, auch in Preußen war der Absolutismus morsch; jetzt dröhnten von innen und außen die Schläge der Zeitforderungen an die Türen seiner Entschließung, Rücksicht auf Deutschland hier, heimische Notwendigkeit dort wiesen ihn vorwärts, sei es zu bloßer Nachgiebigkeit, sei es zu einer kühnen cäsaristischen Politik. Friedrich Wilhelm IV. war einer großen waghalsigen Entscheidung nicht fähig; Altes und Neues stieß sich in seiner eigenen Seele unablässig, die Widersprüche seines Wesens bestimmten sein Handeln, schrittweise, nach seiner Art, ließ er sich vorwärtsdrängen, von Bewilligung zu Bewilligung, und als er am 18. März das Entscheidende versprochen hatte, deutsche Politik und preußische Konstitution, da flutete die wilde Woge des Volkshasses und des Mißtrauens über die spät geöffneten Schleusen ungestüm hinweg. Nach jahrelangem Mißverstehen nnd jahrelanger Ungeduld, nach den Erregungen und Zusammenstößen der letzten Wochen, geschwellt und erhitzt von dem Zorne und der demokratischen Leidenschaft der Zeit, von dem Glauben und der Glut der Revolution, vorangestoßen nnd heimlich gelenkt von dem bewußten Radikalismus einer kleinen umstürzlerischen Partei, deren Plänen der Grimm und die Begeisterung der Kämpfer im Taumel der Stunde unwillkürlich dienten: so brauste die Naturkraft des Aufruhrs auf den Herrscher los, der der Neuerung bereits selber, unsicher aber unausweichlich entgegenschritt: ein Ausbruch von störender und widersinniger Gewaltsamkeit, im Augenblicke überflüssig, denn die Reform war unterwegs, und es gab keine Macht im alten Preußen, die sich der Entscheidung des Königs wirklich hemmend zu widersetzen vermochte; und dennoch ein Ausbruch lang aufgespeicherter Spannung, begreiflich in seiner elementaren Wut, stets schwer vermeidbar im Augenblicke solcher Umgestaltung, solchen Vorwärtsdrängens, wo Altes und Neues aufeinanderprallten, am schwersten

hier, wo kein selbstsicherer oberster Wille die ungeheure Gefahr dieses Augenblicks durch klare Festigkeit bezwang. Friedrich Wilhelms Persönlichkeit bestimmte die Art, wie der notwendige Übergang vom absolutistischen Preußen in das konstitutionelle, der notwendige Eintritt neuer Volksschichten in die Verfassung sich vollzog; ein Stärkerer hätte wahrscheinlich vermocht, den offenen Kampf zu vermeiden, unzweifelhaft vermocht, ihn, da er nun ausgebrochen war, siegreich zu beenden. Friedrich Wilhelm vermochte es nicht. Es mag in ihm der Gedanke an die soeben begonnene Annäherung an das liberale Deutschland dazu mitgewirkt haben, ihm den Straßenkampf zu verleiden, der an die Stelle freiheitlicher Verständigung die unpopuläre Sprache der Macht setzte; in der Hauptsache aber war es sein lebenslanger Glaube an das Treueverhältnis zwischen ihm und seinem angestammten Volke, war es der tief schmerzensvolle Zusammenbruch all seines Fühlens und Denkens, und war es, rein persönlich, der Mangel an Kraft, an Kaltblütigkeit, an Konsequenz des Willens, was ihn lähmte und zerbrach, was ihn zwang, den Frieden und die Versöhnung mit seinem Volke sehnsüchtig zu suchen, was ihn getrieben hat, den schon erfochtenen Sieg aus den Händen zu geben, seine Truppen, zum Entsetzen seiner Generäle, zurückzuziehen, sich selber vor der Barrikade zu beugen. Es hat ihm nicht an Widerspruch gemangelt; aber in diesem Preußen vermochte kein Diener des Königtums dem Worte des Königs wirklich entgegenzuhandeln. Es hat ihm weder an üblem Rat von außen her gemangelt, noch an den feinen seelischen Entlastungsgründen und Erklärungen von innen her, wie sie solch eine beispiellose Stunde einem Manne gewährt, der in tragischem Jammer unter der ungeheuren Last einer Verantwortung zerbricht, die zu tragen seine Natur zu zart ist. Aber alle die störende Verwirrung, die ihn umgab, alles Gegeneinander der Einflüsse, die lähmend auf ihn eindrangen, war doch zum größten Teile sein eigen Werk, die Fehler der anderen wesentlich die Folge seiner Fehler: daß dieses alte preußische Wesen so zusammenbrach, wie es geschah, würdelos, haltlos, daß der Tag der unerläßlichen Umwandlung ein Tag der Schwäche und der Schande, ein Sieg der Anarchie geworden ist, das hängt ganz allein an der Persönlichkeit des Königs, der alles entschied. Er handelte, wie er handeln mußte, weil er Er selber war: Niemand soll ihn verständnislos verdammen, aber seinen lebendigen Anteil an dem Vollzuge dieser Ge-

schicke auf andere oder auf eine sachliche Notwendigkeit abzuwälzen, geht nicht an. Fürst Bismarck hat ein halbes Jahrhundert später geurteilt, in jenem Märze, inmitten des allgemeinen Zusammenbruchs, hätte ein siegreicher preußischer König die deutsche Einigung unter Preußen an der Spitze seines Heeres leicht erzwingen können; er hat selber gezweifelt, ob solcher Erfolg von Dauer gewesen wäre. Sicher ist, daß, wenn überhaupt, nur ein Sieger damals über Preußen und Deutschland gebieten konnte. Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Mann dazu; seine Niederlage schrieb nunmehr seiner deutschen Einigungspolitik das Todesurteil, die unmittelbare Folge der Kapitulation vom 19. März war die Ablehnung seiner Führerschaft durch alle deutschen Gewalten. Und in Berlin schleiften die Zügel am Boden; genug, wenn nur eben die persönliche Sicherheit des Besiegten im Triumphe der Revolution gewahrt blieb. Er hatte sich seinen Berlinern ausgeliefert — freiwillig, wenigstens insofern er den Rückzug vor den Barrikaden, aus dem alles übrige sich unerbittlich ergab, freiwillig befahl; er suchte jetzt seine deutsche Mission zu erfüllen, er erklärte am 21. das Aufgehen seines Preußens im neuen Deutschland, das ihn alsbald zurückstieß; und die Überleitung Preußens in neue Bahnen inneren Lebens mochte nun vollziehen, wer konnte: der König hatte das Steuer verloren. Verloren, nicht weil andere es ihm mit Übergewalt entrissen, sondern weil seine Hand zu schwach gewesen war, es im Wirbel dieser Stürme zu halten.

All diese Zusammenhänge zu überblicken kann Bismarck, als er die Nachricht am 19. März erhielt, noch nicht vermocht haben. Seine Erinnerung muß zutreffen, daß er damals nur die „Ermordung unserer Soldaten in den Straßen", die Gefangenschaft des Königs, die Notwendigkeit vor Augen sah, ihn „aus der Gewalt der Aufständischen" mit Gewalt zu befreien. Man stellt sich vor, was die Seele des Heimfahrenden durchbraust haben muß. Seine nächsten Tage lohten von Leidenschaft. Er hat sie unvergeßlich selber geschildert. Er rüstet am 20. März, so lesen wir ja bei ihm, seine Schönhäuser Bauern zum bewaffneten Widerstande gegen die liberalen Tangermünder und hißt auf dem Kirchturme die weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, er fährt mit seiner Frau auf die umliegenden Dörfer und findet die Bauern bereit, dem Könige zu Hilfe zu ziehen. Er reist am selben Tage nach Potsdam, steigt ab bei Roon im Stadtschlosse, spricht mit den Soldaten, besucht die Generäle vom 19. März,

Prittwitz zumal, den Oberkommandierenden (und erfährt den Zusammenhang der Ereignisse). Er stellt Prittwitz den Zug der Bauern in Aussicht, fordert ihn auf, den König aus der Hauptstadt herauszuholen: Prittwitz weist beides zurück, der königliche Befehl untersage ihm jedes Gefecht. Er sucht die Prinzen zu dem Befehle zu gewinnen, den der unfreie Herrscher nicht erteilen kann: er redet mit der Prinzessin von Preußen und erfährt eine Zurückweisung: sie läßt ihn — so stand es in seiner Erinnerung, die hier nach Zeit und Urteil nicht völlig zutreffen kann — nicht zu ihrem Gemahl und deutet vielmehr an, dieser wie der König müßten auf die Regierung verzichten. Er treibt den jungen Prinzen Friedrich Karl zur selbständigen Tat — vergebens. Ein Brief des Prinzen Karl verspricht, ihm wenigstens den Zugang zum Könige zu eröffnen. Noch am selben Tage (21.) fährt er nach Berlin: zum Könige gelangt er nicht, aber ein Brief erreicht diesen, in dem Bismarck ihn aus der Hauptstadt herausruft und ihm die Hilfe des Landes verheißt. In Potsdam, in Berlin wird Bismarck beobachtet, verfolgt, gewarnt; er hat sich in Tracht und Haartracht der Revolution angepaßt, man erkennt ihn doch. Am 21. kehrt er nach Potsdam zurück, wirkt dort nochmals auf die hohen Offiziere ein, sondiert in Prittwitzens Auftrag die Kommandierenden Generäle in Stettin und Magdeburg: der Stettiner ist bereit mitzugehen, der Magdeburger droht Bismarck, der ihn persönlich aufgesucht hat, verhaften zu lassen (etwa am 22. und 23. März). Nun hat er den Zug der Bauern gegen die Hauptstadt aufgegeben: sie aber nötigen den Heimgekehrten, mit ihren Deputierten nochmals nach Potsdam zu gehen. Dort sehen sie (25.) den König, und Bismarck hört dessen Anrede an die Offiziere: der König beteuert ihnen, er sei im Schutze seiner Bürger sicher, und ein Murren und ein Aufstoßen von Säbelscheiden gibt ihm die Antwort, „wie sie ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird". „Mit verwundetem Gefühle kehrte ich nach Schönhausen zurück." So erzählt sein Bericht, stürmisch und packend; nicht alle Einzelheiten können richtig sein, die Stellung der Prinzessin hat es im Rückblick sicherlich verschärft; aber: Farbe und Inhalt der Hergänge im ganzen sind offenbar echt.

Also zur Gewalt hatte Bismarck gedrängt, zur Selbsthilfe, für den König, und sei es ohne, ja äußerlich fast gegen den König — zur bewaffneten Gegenrevolution des Landvolkes, des Heeres. Wir besitzen die tief

ergriffenen und ergreifenden Briefe seines Potsdamer Wirtes, des Majors von Roon, aus diesen Tagen; auch Bismarcks Name taucht in ihnen auf, nnd die Gedanken, die er verfocht, steigen auch in Roon auf nnd nieder. Auch Roon erwog den Gegenschlag des Heeres: der könnte den Umschwung herbeiführen, wenn die Prinzen mitgingen „und wenn wir — einen Mann fänden"; er blickte gespannt auf das Verhalten der Provinzen (21., 22.). Aber der Major konnte nur erwägen und nicht handeln, und selbst in seinen Erwägungen wird der Groll auf den König und wird die Kampfeslust durch die Ergebung in die vollzogene Tatsache übertönt: „Jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen!" (20.). Ludwig von Gerlach, der Magdeburger Präsident, der Theoretiker und Heißsporn der Ständisch-Christlich-Konservativen, ging am 21. März nach Berlin, erhobenen Hauptes, und mahnte zu konservativen Taten: er wünschte seinen jungen Freund Bismarck dafür als Mittelpunkt; er traf seinen Glanbensgenossen Thadden in Berlin, und auch diesen voller Angriffspläne auf die Stadt. So heiß wie Bismarck hat offenbar kein zweiter gearbeitet: er wühlt im Hauptquartier der altpreußischen Mächte, in Potsdam, er müht sich, den König, die Prinzen, das Heer zu stacheln; er allein drängt zur unmittelbaren Tat. Er stößt auf Zurückhaltung und Abweisung überall, der Schluß ist die tiefste Enttäuschung durch den König selbst. In dem Dreiunddreißigjährigen bäumen sich elementare Gewalten gegen die Niederlage, gegen diese Fesselung durch die Schwäche auf: der Kämpfer, der Schlag gegen Schlag führen muß, der Junker, dem gleich das Schwert aus der Scheide fährt, der Royalist ohne Rechnen und Fragen — königlich auch wider den König selbst, der Offizier, dem es wider die Natur ist, die Demütigung seines Heeres zu ertragen, auch die Demütigung durch den Kriegsherrn. Das alles betätigt sich in einer naiven Großartigkeit, der das Schärfste und Verwegenste selbstverständlich und das Unlösbare lösbar scheint, im ganzen, so mag man finden, leidenschaftlich unbesonnen, im einzelnen nicht ohne Vorsicht, aber furchtlos und rücksichtslos; dem Gutsnachbarn, der die Bauern abzuwiegeln droht, stellt er kühl eine Kugel in Aussicht; durch die Straßen von Potsdam begleitet ihn sein Revolver. Und rastlos geht es von Schönhausen nach Potsdam, Berlin, Magdeburg; in brausender Tatenlust, in heißer Entschlossenheit, ganz Hingabe an die Stunde, an das eine gebieterische Ge-

fühl. Mancher wird so empfunden und so gewünscht haben wie er; in keinem springt die ganze Naturgewalt des altpreußischen Wesens und einer starken Persönlichkeit so ungebrochen zutage.

Ein Erfolg wäre denkbar gewesen, wenn ein hochstehender Führer mit sicherem Willen sich gefunden hätte. Bismarcks Scheitern beweist sehr deutlich, daß er nicht da war und weshalb er nicht da sein konnte: eine tatbereite Opposition des Heeres gegen den König, eine Militäropposition, die den König hätte zwingen wollen und können, gab es eben nicht. Bismarcks Anlauf brach in sich zusammen, und auf die leidenschaftliche Spannung dieser Woche folgte ein schmerzlicher Rückschlag.

„Die Bauern hier", so schreibt er am Tage nach seiner Rückkehr (26. März) aus Schönhausen an den Präsidenten Gerlach, „wüten gegen die Berliner; aber wer kann das Gebäude halten, dessen Eckstein morsches Holz ist!" Das schmeckt nach Bitterkeit und Verzagen. In diesen Tagen, so schrieb er kurz nach ihnen seiner Frau, hatte er nicht essen mögen und eine dringende Geldverpflichtung hatte ihn gleichgültig gelassen. Was sollte er noch wollen? Die Gegenwehr war mißglückt; die Gefahr ging weiter: die Anarchie drohte alles zu verschlingen. Der König hatte sich unfähig und unwillig zum Widerstande erwiesen; eine Partei, auf die man sich stützen konnte, bestand nicht. Konnte man anderes tun, als sich dumpf bescheiden? Einen gab es, der auch jetzt zum Gegenstoße mahnte. Ludwig Gerlach schrieb am 26. für seine nächsten Freunde einen „Panier erhebenden Aufruf". Er protestierte gegen die welsche Tyrannei der Umwälzung, stellte ihr den preußischen Staat, das deutsche Recht und die deutsche, d. h. die ständische Freiheit entgegen, lud alle Gleichgesinnten zum Zusammenschlusse, zur Zustimmung ein, forderte für den einberufenen Vereinigten Landtag volle Sicherheit der Beratung. Sein nnd seines Bruders Wunsch für den Landtag ging auf eine ständische Rechtserklärung der Gesinnungsgenossen; daneben, wie man sieht, auf die Bildung einer altkonservativen Partei. Aber die Freunde, auf die er zählte, lehnten diesen Aufruf ab: bis zum Monatsschlusse wußte er das von Alvensleben, Gneisenau, auch von dem Bannerträger, den er im Auge hatte, Bismarck. Auch Senfft fiel ab; nur Thadden blieb fest. Bismarck wollte den Aufruf wohl vollziehen, aber gestaltete ihn um. Er dämpfte in ihm den ständischen Ton und fügte der Liste der inneren Gefahren eine weitere äußerliche hinzu: das „preußische Gebiet wird mit

Zerstückelung bedroht". Vor allem, er fügte die Beteuerung ein, von „irgendwelchen reaktionären Bestrebungen" sei man weit entfernt, vielmehr zu jedem patriotischen Opfer bereit. Also zum Widerspruche blieb er bereit, aber Widerstand wollte er nicht leisten, und die Arbeit der ersten Woche verleugnete er. Ein Aufsatz der „Magdeburgischen Zeitung" „Aus der Altmark" klagte am 30. März laut über die feudalistische Wühlarbeit adliger Agitatoren in Stendal und auf dem Lande, über die Selbstsucht einer ohnmächtigen Fraktion, „welche im starren Festhalten im Feudalsystem ihre Rettung erkennt und König und Volk von neuem vergeblich verhetzen möchte. Sofort schrieb Bismarck eine Antwort, die dann auch am 3. April erschien; er bezog den Angriff auf sich und wehrte ihn ab, nicht ohne Sarkasmen über die angebliche Freiheit des Königs, aber im Grunde ziemlich zurückhaltend, ja matt; auch hier war das Wichtigste seine Erklärung, die Ritterschaft denke in so gefahrvoller Zeit an keine reaktionären Versuche noch an Verteidigung des unbedeutenden Überrestes gutsherrlicher Rechte. „Die Herstellung rechtlicher Ordnung und Einigkeit in Deutschland, die Erhaltung der Ehre und Unverletzlichkeit Preußens ist die für jetzt alleinige Aufgabe eines jeden, dessen Blick... nicht durch Parteiansichten getrübt ist." Welch ein Abstand gegen den Vorkämpfer gerade der adligen Patrimonialgerichtsbarkeit von 1847 gegen den Aufwiegler vom 21. März! Er schwieg nicht, aber er verteidigte sich lediglich und sprach zum Frieden: ein Ziel hatte er oder zeigte er nicht mehr. Und nur das ist wieder, hierin wie in allem folgenden, charakteristisch: die politische Gegenwehr hat er aufgegeben, aber er redet im Namen seines Standes, und er betont das Preußentum. Der Gegner hatte von einem einigen und einzigen deutschen Volke gesprochen: „Nicht Preußen, ganz Deutschland!" Bismarck spricht absichtlich nicht von Einheit, sondern nur von „Einigkeit in Deutschland" und stellt — er hatte den Wortlaut nachträglich so präzisiert — die „Unverletzlichkeit Preußens" ausdrücklich daneben. Er wich weit zurück, aber gewisse Züge verlor er nie. —

Zu bestimmtem Bekenntnis forderte nun der Vereinigte Landtag heraus. Der König hatte ihn am 18. März auf den 2. April berufen; die neuen Minister, Graf Arnim zuerst, nach dessen Sturze am 29. März das rheinisch-liberale Ministerium Camphausen-Hansemann, hielten, gegenüber demokratischen Angriffen, daran fest; aber welche Aufgaben sollte

dieſer Reichstag der alten Stände erhalten! Schrittweiſe war die Regierung ſeit dem 19. den populären Forderungen entgegengekommen; dem Landtage winkte ein liberales Programm. Er war bereits 1847 oppoſitionell genug geweſen, es war zu erwarten, daß er jetzt vollends eifrig ſein würde, Privilegien zu opfern, die neue Zeit freudig, mit idealiſtiſcher Teilnahme, anzuerkennen. Es ſollte ſeine Leiſtung ſein, ſie — wenn man nach dem 18. März davon noch reden konnte — ohne weiteren Bruch aus dem alten Preußen hervorgehen zu laſſen, einen geſetzlichen Boden zu ſchaffen, auf dem das Neue, durch parlamentariſche Beſchlüſſe und nicht mehr durch den Druck revolutionärer Maſſen, regelrecht ausgeſtaltet würde. Alſo eine Kraft der Ordnung — wenngleich im neuen Sinne; und auch die rheiniſchen Miniſter, vor einem Jahre noch die Wortführer des Umſturzes und das Ärgernis jedweden Konſervativen, heute waren auch ſie in der veränderten Welt die Stützen dieſer Ordnung, für den Augenblick faſt der einzige Halt einer ruhigen und maßvollen Weiterentwicklung geworden.

Bismarcks Altersgenoſſen Savigny und Canitz fanden es nötig, den heißblütigen Freund (29. März) ausdrücklich und dringlich zu bitten, daß er ſich von dieſer Seſſion nicht ausſchließe, denn die Vollzähligkeit ſei von Wert, und daß er helfe, „den legalen Boden zu gewinnen und zu ſichern“: Allen ſolle er die Hand bieten, auch den Feinden vom Vorjahre, auch einem Vincke und Hanſemann, und „leidenſchaftslos die Umſtände erwägen“.

Sie wußten nicht, wie nahe er ihrem Wunſche ſeit Tagen war. Er kam: freilich mit ſchwerem Herzen. Noch in Schönhauſen entwarf er die Rede, die er, doch wohl in der Adreßverhandlung, zu halten gedachte. Sie nimmt die neue Lage hin, mit Trauer und ohne Freude, mit zweifelndem Wunſche für die Zukunft, jedoch ohne Hoffnung auf eine Wiederkehr der Vergangenheit. Aber zwei Anträge begründet ſie dann, als Sicherheiten für die notwendige Eintracht: den einen auf Rückberufung des Thronfolgers Wilhelm aus ſeiner engliſchen Verbannung, den andern auf unumwundene Anerkennung der vielverfolgten militäriſchen Kämpfer des 18. und 19. März durch den König. Aus den Sätzen, die er niederſchrieb, ſprach tiefe Bitterkeit: was er von der ungeheuerlichen Mißhandlung der ſiegreichen Truppen ſagte, wurde zur Anklage auch gegen den Herrſcher. Und natürlich lag in beiden Anträgen eine Abſage gegen die eigentliche Revolution, und hinter ihnen die Leidenſchaft der neulichen Kämpfe; ſie waren

beide im Augenblick unbequem und aussichtslos, vielleicht taktisch klug als Vorbehalte für eine günstigere Zukunft, sicher mutig und wirkungsvoll als Demonstration. Eingeführt aber wurden sie als Mittel lediglich der Ordnung, der Heilung für verwundete Gefühle, und so der Versöhnung. Der Grundton des Ganzen blieb doch der Verzicht. Und das war der sehr ehrliche Grundton von Bismarcks Stimmung selbst; er erinnerte seine Frau bald nachher daran, daß er voller Unruhe war, als er sie verließ: offenbar voller Sorgen vor weiterem, unaufhaltsamem Unheil.

Am 1. April traf er in Berlin ein — es mag ein schlimmer Geburtstag gewesen sein. Die Briefe seiner Frau folgten ihm in angstvoller Liebe auf den „gefürchteten Landtag", in die „schauderhafte" Stadt. Sie glühte von politischer Aufregung, von Nachrichten über Gewalttat und Aufruhr, über Polen und Franzosen, von Unwillen über Berlin, über König und Regierung: „Es geht immer auf und nieder, hin und her, wie anders ist Nikolai!" Sie begleitete den Gatten und die Ereignisse in ihren Zeitungen, erquickt von konservativen, empört von den liberalen Artikeln. Aber vor allem war sie in frauenhafter Not: ihr Gemahl soll sich nicht ärgern, er soll nicht seine Perlen vor die Säue werfen, es ist ja doch keine Hoffnung, er soll nicht reden, er soll auch seine Pistolen verschlossen halten, vor allem: er soll sich fernhalten von aller Reaktion. „Du geliebtes Herz, laß Dich doch nur von [Oskar] Arnim, Thadden und Gerlach nicht anstecken. Bekomme doch nur ja nicht die schreckliche Reaktionskrankheit!" (5. April.) Sie betet zu Gott für seine Sicherheit. „Ich hoffe auf ihn und liebe Dich grenzenlos." (2.) Das ist der Hintergrund für seine eigenen Briefe. Er dämpft und wiegelt absichtsvoll ab: „Berlin ist sehr ruhig"; „ich glaube Dich jetzt über die Sicherheit der landtäglichen Personen... beruhigen zu können." (2.) — „Gerlach war zwei Tage hier und übte mit Thadden das Exekutorenamt an mir; ich habe mich aber nicht aus dem Geleise bringen lassen." — „Arnim soll sehr außer sich und voll reaktionärer Pläne gewesen sein." (3.) Aber diesen Sätzen entsprachen auch seine Handlungen.

Am 31. März hatte eine Vorversammlung der Abgeordneten stattgefunden, am 1. April folgte eine zweite, vollzähligere, an der Bismarck bereits teilnahm. Man verhandelte über die Adresse; das wichtigste Ergebnis war ein Kompromiß, das Bismarck nahe anging. Er und die Seinen

erreichten es, daß aus der Adreſſe „der Ruhm der Barrikadenkämpfer“ weggelaſſen wurde, dafür opferten ſie ſelber ihre „Demonſtration für die Truppen“, die Bismarcks Redeentwurf ja enthielt. Die Körperſchaft, ſo meldete er (2.), ſei durch die Lage Europas — die Sorge vor einem franzöſiſchen, vor einem Weltkriege, nicht durch die Furcht vor den Berlinern — ſo eingeſchüchtert, „daß ſie alles, auch das mindeſte einſtimmig vermeiden will, was gegen das jetzige Miniſterium ſein könnte, um dieſes durch jedes mögliche Mittel zu halten und zu kräftigen.“ Dahin hatte auch ihn die Zuſchrift eines Freundes (vom 30., von Canitz?) gedrängt: es komme daranf an, „mit dem Miniſterium ſo wie es iſt zu gehen. Allenfalls den Stachel zeigen, aber nicht den Repräſentanten der Ordnung ſtechen.“ So iſt er wirklich verfahren.

Am Sonntag, 2. April, kurz vor Mittag, wnrde der Landtag eröffnet. Ludwig von Gerlach hatte vorher, mit Thadden zuſammen, Bismarck aufgeſucht, ihn „etwas ſpröde und nicht ſehr mutig“ gefunden; er hörte Alvensleben ſich gegen den angeblich geplanten Antrag Bismarcks für die Armee äußern, der doch nur durchfallen würde — Bismarck hatte ihn abends zuvor bereits aufgegeben. Gerlach ſchrieb ein Programm für Bismarck auf: Der Thronfolger, die Armee, die Feſthaltung der „beſtehenden“, ſtändiſchen Verfaſſung bildeten die Hauptpunkte. Was Bismarck dann wirklich ſprach, war dem feurigen Manne eine Enttäuſchung.

Der Miniſterpräſident las dem Landtage die Propoſitionen der Regierung vor, die die volle Umbildung des alten Preußens in ſich ſchloſſen; ein Abgeordneter antwortete mit dem Vorſchlage einer Dankesadreſſe an den König und beantragte ſofortige Wahl einer Kommiſſion, die den — am Vortage bereits beſprochenen — Entwurf der Adreſſe alsbald vorlegen ſollte. Herr von Bismarck proteſtierte gegen eine ſolche Überſtürzung, die der Würde und der Gewohnheit dieſes Hauſes und jeder Schicklichkeit zuwiderlaufe. Man widerſprach ihm. Sein feindlicher Vorgeſetzter von 1844, der ihn ehedem aus dem Verwaltungsdienſt hinausgedrängt hatte, der Potsdamer Oberpräſident von Meding, im Vorjahre ein ſtrammer Abſolutiſt, überraſchte die Verſammlung mit dem lanten Bekenntnis ſeiner unbedingten Unterwerfung unter die verwandelte öffentliche Meinung. Dann wurde faſt einſtimmig die ſofortige Wahl beſchloſſen. Nach einer einſtündigen Pauſe nahm man die Sitzung wieder auf; die Adreſſe wurde ver-

leſen: ſie gab dem Miniſterium das Vertrauen des Landes, dem Könige den Dank für ſeine weitgehenden Zuſicherungen kund. Die beiden Miniſterpräſidenten der letzten Zeit, Arnim und Camphauſen, redeten; ein allgemeiner Ruf nach Abſtimmung erhob ſich. „Da zeigte ſich", ſo melden die Berliner Zeitungen, „der Abgeordnete von Bismarck-Schönhauſen auf der Tribüne; man wollte ihn nicht mehr hören." Die Liberalen Saucken und Milde ſtillten den Tumult; Milde verteidigte die Freiheit der Tribüne, die Verſammlung beſchloß die Erörterung fortzuſetzen. Und Bismarck ſprach zum zweiten Male. Nur deshalb, ſo ſagte er, um ſeine Abſtimmung gegen die Adreſſe zu begründen. Das Zukunftsprogramm, das dieſe enthalte, nehme er „ohne weiteres" an, nur weil er ſich nicht anders helfen könne, ſeine Anſicht habe er ſeit dem Juni 1847 nicht gewechſelt. Auch das Miniſterium nehme er an und werde es unterſtützen, wo es ihm möglich ſei, als das einzige, „welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und geſetzmäßigen Zuſtande zuführen kann". Gegen die Adreſſe aber ſtimme er, weil ſie mit Freude nnd Dank von den Ereigniſſen der letzten Tage rede. „Die Vergangenheit iſt begraben, und ich bedaure es ſchmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menſchliche Macht imſtande iſt, ſie wieder zu erwecken, nachdem die Krone ſelbſt die Erde auf ihren Sarg geworfen hat." Aber Freude und Dank auszuſprechen wäre für ihn eine Lüge. Führt der neue Weg wirklich zu einem einigen deutſchen Vaterlande, einem glücklichen oder auch nur geſetzlichen Zuſtande, dann kann auch er „dem Urheber der neuen Ordnung" danken, jetzt nicht. Nach ihm ſprach Thadden, ſachlich weit ablehnender, in der Form unglücklich; dann nahm man die Adreſſe an: außer jenen beiden noch gegen 3 Stimmen; alſo die gewünſchte Einſtimmigkeit hatten die wenigen Ultras zerſtört.

In Bismarcks knappem Bekenntnis an dieſem 2. April iſt Größe und Einfachheit, nicht nur der Sprachform; das alte Preußen hat keine erſchütterndere Totenklage gefunden. Der Mut des Alleinſeins iſt ganz ſo ſtark wie bei ſeinem erſten Auftreten im Landtage im vergangenen Mai. Er beruhigte ſeine Frau über den Eindruck: es ſei keine Feindſeligkeit laut geworden. Er habe nicht den Mantel nach dem Winde drehen mögen wie Meding; „ſelbſt meine eifrigſten Gegner drückten mir nach meiner Erklärung mit erhöhter Wärme die Hand". Man glaubt es Keudell, daß die Königsberger Liberalen achtungsvoll der Würde ihres Feindes gedachten.

Er ſelber behielt im Alter die aus der Vorgeſchichte begreifliche Erinnerung, er habe mehr ſagen wollen, aber ein Weinkrampf habe ihn von der Rednerbühne vertrieben. Die Berliner Zeitungen wiſſen von einem Lachen nach ſeinem erſten Satze, die Spenerſche berichtet etwas hämiſch von dem Weiteren; von einem Weinkrampf ſagen ſie nichts. Es mag eine Beklemmung geweſen ſein, die ihm die Kehle zuſchnürte, wie noch ſpäter ſo manchmal. Aber was er ſagen wollte, hatte er offenbar alles geſagt. Er wollte ja nur ſein Nein begründen; auf die zwei Anträge ſeines Entwurfes hatte er bereits verzichtet. Auch poſitiv ging er über dieſen Entwurf weit hinaus: er erkannte das neue Programm, das neue Miniſterium mit ausdrücklichen Worten an. Die Umgebung hatte ſeither auf ihn eingewirkt. Die noch nngebrochene Sturmkraft der deutſchen Bewegung hat in dieſen erſten Monaten ſo manchen Konſervativen weiter mit ſich geriſſen als mit ſeinem früheren und ſpäteren Leben recht vereinbar ſcheint: vor allen andern den Prinzen von Preußen; der fügte ſich dem Neuen, da es einmal ſiegreich war, entſchloſſen an und ein, er wollte mitgehn, mitarbeiten. War es bei Bismarck ebenſo? Hatte er ſich mit dieſem Neuen innerlich verſöhnt? Das ſicherlich nicht. Nahm er auch nur den verwandelten Bauplan ſeiner Welt hin, um, unter Selbſtüberwindung, künftig mitbauen zu können? Zwang er ſich, mindeſtens, als bewußter Politiker, in wohlüberlegter Anerkennnng des Bedürfniſſes der Lage, zur Mäßigung, zur Umkehr? Man hat es ſo gedeutet: den Staatsmann Bismarck in den Parteimann von 1848 hinein erklärt. Alle dieſe Erklärungen treffen nicht zu oder reichen nicht aus. Gewiß, der Sinn für das Wirkliche, der den Staatsmann macht und Bismarcks Staatsmannſchaft einmal vor allem bezeichnen ſollte, war ſchon hier in ihm; ſeit Potsdam wußte er, daß eine Gegenrevolution unmöglich war, und er fand ſich in die Unabänderlichkeit der Tatſachen: das iſt wichtig. Indeſſen, er beugte ſich merkwürdig tief. Von perſönlicher Furcht kann nicht die Rede ſein; daß er überhaupt vortrat, war tapfer, und was er ſagte, war wahrhaftig. Dennoch war dieſer 2. April 1848 wohl der Tiefpunkt im ganzen politiſchen Daſein des großen Kämpfers. Er gab den Widerſtand ohne Vorbehalte auf, es war faſt eine Waffenſtreckung. Er empfand wie ſeine Gattin, es helfe ja doch nicht; er war voll Traurigkeit, aber in dieſem Augenblicke auch ratlos. Die Gerlach und Thadden wollten Einſpruch gegen die Umwälzung und Sammlung zur Gegenwehr: Bis-

marck hat damals auf beides, sogar auf das zweite verzichtet. Und da er ja trotzdem innerlich der unversöhnte Gegner blieb, da er, sobald es wieder emporging, die Hand dieser seiner Bundesgenossen doch wieder ergriff, die er an jenem Tage abgelehnt hatte, da seine Richtung, zum mindesten im Gegensatze zur demokratischen Neuerung, eben doch innerlich die Richtung dieser andern geblieben war, so wird man seine Mattigkeit vom 2. April nicht als planvolle Weisheit preisen dürfen, sondern — indem man Bismarcks Verhalten in jener Stunde an seinem eigenen Ideale, an seiner eigenen Gesamthaltung in diesen Zeiten mißt — aus seinem Sinne heraus der Selbstkritik Recht geben müssen, die er, in einem Briefe an Ludwig Gerlach, drei Monate später übte. Da tadelte er die „damaligen Unterlassungen": er habe zu klug sein wollen, er habe sich niederhalten lassen, er beklagte es, daß er seine scharf aufrichtige Schönhäuser Rede in der Tasche behalten habe. Der verlorene Moment, so urteilte er damals, bleibe ihm eine Lehre und ein bitterer Sporn. Ihm erschien seine Passivität im „Sterbelandtag" wie ein Abfall von sich selber. Der große Tatenmensch verzichtete damals auf alle Tat. Und gerade darin ruht für den Biographen der eigentümlichste, seelisch-menschliche Reiz dieser Hergänge. Es war nach dem stürmischen Aufbäumen vom 20. März die gerade bei dem Heißblütigen, dem Jünglingsmanne, so tief erklärliche Depression: Mißerfolg, Bitterkeit, Verachtung und deshalb achselzuckende Bescheidung. Das alles trieb ihn ein Stück von seinem eigentlichen Wege ab; aber mir scheint, in dem, was ihn trieb, war weit mehr elementare Stimmung und weit mehr Leidenschaft, die strömend auf und nieder wogt, als beherrschte und berechnende Vernunft.

Ludwig Gerlachs Tagebuch fand die Rede sehr schwach. Auch in einem Brief an Adolf von Thadden übte er alsbald (5. April) daran Kritik: er und Bismarck machten die Freunde in der Versammlung durch ihre halb resignierte Sprache „furchtsam und unsicher", sie „erkälteten Tausende und aber Tausende von Herzen" draußen im Lande; treffend habe „die elende Magdeburger Zeitung" schreiben können, Herrn von Bismarcks und Thaddens Reden „drückten mehr Mißstimmung als Widerstand aus"! Er selber hatte ein Ziel und ging ihm nach. Am Tag nach der Rede schrieb er für Bismarck ein Votum gegen das neue demokratische Wahlgesetz, Bismarck hat es nicht benutzt; Bismarck ließ seine abschwä-

chende Fassung von Gerlachs Parteiaufruf in Berlin durch Thadden und Schenckendorff unterschreiben, aber veröffentlicht wurde sie nicht.

Nur in einem hat Bismarck bereits in diesen Tagen des weitesten Zurückweichens wirksam gehandelt: einen Versuch dynastischer Umwälzung schnitt er glatt ab. Georg von Vincke, so hat Bismarck bald nachher und hat er noch in den Gedanken und Erinnernngen erzählt, suchte ihn für einen Antrag zu gewinnen, der den König um den Verzicht auf die Krone bitten und die Regierung, da auch der Prinz von Preußen zurücktreten werde, bis zur Mündigkeit von dessen Sohne in die Hände der Prinzessin legen sollte. Bismarck lehnte ab: einen solchen Antrag werde er mit dem Gegenantrage auf ein Hochverratsverfahren beantworten; Vincke zog, nach langer Erörterung, seine Absicht zurück, die nur durchführbar sein werde, wenn die äußerste Rechte sie unterstütze. Die Unterredung verlief, so bezeugte Bismarck, „ohne persönliche Unfreundlichkeit"; der halb ironische Satz seines Briefes an die Frau am 2. abends: „Ich bin viel beruhigter als ich war; mit Vincke ein Herz nnd eine Seele", könnte das vielleicht bestätigen und auf die Zeit des Gesprächs hindeuten. Als eine „Beruhigung" kann es wohl auf Bismarck gewirkt haben: so phantastisch uns der Anlauf Vinckes samt seinem jähen Abbruch erscheint, in jenen wirren Tagen war solch ein Versuch nicht nnr in den Zeitungen, die ihn, im Süden zumal, ausdrücklich erwogen, sondern auch in der Tat wohl möglich, und daß er an Bismarcks Nein scheiterte, war ein ungewolltes Anerkenntnis der Bedeutung, die den Strengkonservativen doch auch jetzt noch beiwohnte.

Jeder neue Tag befestigte inzwischen das Vertranen in einen friedlichen Weitergang, der Landtag wirkte besänftigend auf die öffentliche Stimmung. Auch Bismarck rühmte diese „Reaktion zum Bessern". Mit leisem Erstaunen berichtete er am Abend des 3. seiner Frau von dem Verlaufe einer großen Bürgerversammlnng, der er soeben zugehört hatte: Gute Reden, mit vielem Anstande, über die polnische Frage, steigende Einsicht in die Notwendigkeit des Gegensatzes zwischen den Polen nnd dem preußischen Staat! Er selber wurde zuversichtlicher; man glaubt zu spüren, wie er seit jener Mittagsstunde des 2. April langsam wieder aufzusteigen beginnt. Er sprach in den nächsten Tagen auch im Landtage zweimal. Nicht zur Verfassungsfrage freilich, trotz Lndwig Gerlachs: gegen das allgemeine Stimm-

recht zur kommenden Nationalversammlung legte nur Thadden eine Lanze ein. Bismarck hingegen hat beide Male Fragen der Machtpolitik berührt. Am 4. April interpellierte er kurz über die auswärtigen Angelegenheiten, insbesondere über die Stellung zu Dänemark, gegen das eben damals Preußen zugunsten Schleswig-Holsteins das Schwert zog. Er wies auf die Schädigung des Ostseehandels durch die bestehende Ungewißheit hin und führte gegen den Phaetonflug der preußischen Politik in der deutschen Sache einen scharfen Seitenhieb. Der Minister des Auswärtigen bestritt darauf, daß der Zug gegen die Dänen ein Krieg sei und kriegerische Folgen haben werde, und Bismarck ließ es bei der durchsichtigen Auskunft bewenden. Am nächsten Tage fügte er der Interpellation eines Parteigenossen über die inneren Verhältnisse eine eindringliche Frage nach Posen hinzu, wo die Regierung den polnischen Wünschen soeben weit entgegenkam. Der Minister des Innern nahm die Frage an; Bismarck begann sie historisch-politisch ausgreifend zu erläutern, der Minister unterbrach ihn und beschränkte die Diskussion auf das Allernächste; Bismarck erwiderte, schweigen zu wollen, da die Regierung, der jetzt Verlegenheit zu bereiten nicht seine Absicht sei, eine wirkliche Erörterung nicht wünsche. Der Minister legte dar, er werde den Posener Polen die verheißene nationale Reorganisation gewähren, aber neben ihr das Recht der Deutschen in der Provinz unverletzt erhalten. Auch von dieser Erklärung, deren Bedenken er nicht übersehen haben kann, bekannte Bismarck sich „vollkommen befriedigt" und wies nur einen Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Wunsches, die Regierung zu schonen, zurück. Er hatte beide Male den Finger auf ernste Schwierigkeiten gelegt, beide Male mit ernsten Worten und nicht ohne einen Sarkasmus. Aber beide Male zog er sich auffallend rasch zurück, als habe er seine Sorgen nur eben nicht unerwähnt lassen wollen: ein wirkliches Gefecht lieferte er nicht.

Fünf Tage weiter, und er griff fester zu. Der Finanzminister Hansemann hatte, im Laufe der Session, zur Rüstung des Staates gegen außen hin und zur Bekämpfung einer beginnenden Wirtschaftskrise innen, den Landtag ersucht, der Beschaffung der zu diesem Doppelzwecke noch vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung dringend erforderlichen Geldmittel im voraus, ohne nähere gesetzliche Festlegung, zuzustimmen. Die Weltlage war drohend; eine wirtschaftliche Stockung konnte die schlimmsten sozialen

Folgen haben und die Revolution unabsehbar verstärken. Die Kommission des Landtages überwand mancherlei Bedenken und beantragte nach viertägigen Verhandlungen die Bewilligung von 15 Millionen Talern für das Heer, von 25 zur Übernahme einer Garantie für Hilfsaktionen zugunsten von Handel und Gewerbe. Im Plenum erhob, am 10. April, eigentlich nur Bismarck ernsthafte Einwendungen. Er hatte diese Rede sorgfältig vorbereitet und sprach sie schärfer noch, als er sie entworfen hatte. Er begann mit formellen Einwänden: Wie kann man diesem zum Tode verurteilten Landtage, in demselben Augenblicke, wo er in das Meer der Vergessenheit gestürzt werden soll, zumuten, sich noch mit dem Mühlstein einer Bewilligung von 40 Millionen zu belasten? Hätte man nicht sehr wohl auf das kommende Parlament warten können? Und wie kann man die Bewilligung fordern so in das Blaue hinein, ohne nähere Bestimmung über die Art und Weise der Deckung? Das Gesetz schafft eine finanzielle Diktatur der Regierung, es entrechtet das Land. Dazu hat der Landtag keine Befugnis. Man begreift, daß die demokratische Publizistik diesem taktisch überaus geschickten Angriffe des aristokratischen Abgeordneten zugestimmt hat. Aber für Bismarck war dieser erste Einwand sicher mehr Form als Kern; seine eigentliche Gesinnung barg der zweite Teil seiner Rede, und hier war ihm der demokratische Beifall weniger gewiß. Der Finanzminister Hansemann ist der Verteter des Industrialismus, er ist Partei nnd nicht Staatsmann; er wird die Last dieser Millionen auf die kleinen Städte und das platte Land wälzen und den Vorteil den großen Städten zuwenden. Er hat diesen soeben auf Kosten jener die Wahlsteuer erleichtert: er will die Massen der Großstädte durch Konzessionen für Ruhe und Ordnung gewinnen. Ruhe und Ordnung will die Provinz auch, und wenn es not tut, mit den Waffen in der Hand, aber sie den großen Städten abkaufen, das will sie nicht. Bismarck versagt der Regierung, solange dieses System das Finanzministerium beherrscht, die Vollmacht, die sie fordert; er bindet das Geld für die Mobilmachung an genauere Bedingungen, und die Garantiesumme für Maßregeln, die nur eine ohnehin an Überproduktion krankende Industrie wolle, verwirft er ganz.

Hansemann nahm den Handschuh auf; er erwiderte lebhaft. Das Bedürfnis des Westens zumal sprach laut für ihn; die Darlehenskassen, die er dann eingerichtet hat, haben heilsam gewirkt. In seiner Rede durfte er,

einer erdrückenden Mehrheit ſicher, die Vertrauensfrage ſtellen. Vincke ſprang ihm mit feurigen Worten bei; er fragte die wenigen Gegner, wer von ihnen denn das Miniſterium zu erſetzen fähig ſein würde?

Haus und Tribüne verſtanden den Stich und lachten herzlich. „Man denke ſich", ſo drückte die Heidelbergiſche „Deutſche Zeitung" in ihrem Berichte (14. April) die Meinung dieſes Gelächters aus, „Herrn von Bismarck an der Spitze eines Miniſteriums!" Die Vorſtellung war überwältigend komiſch. Und der 10. April endete mit einem vollen Siege des Kabinetts; es war der Schlußakt des Vereinigten Landtags.

Bismarck hatte diesmal ſo wenig Erfolg gehabt wie je zuvor; ſein eigener Ton freilich war diesmal anders geweſen: unverkennbar der Ton der Fanfare. Und ganz perſönlich war er zudem; Ludwig von Gerlach ſchrieb für Thadden ein nachträgliches Votum gegen die 40 Millionen, das als Vorbedingung ſolcher Gewährungen eine Ehrenerklärung für das Heer und Schutz für das Eigentum des Thronfolgers verlangte, wollte alſo die Anträge von Bismarcks älterem Schönhäuſer Redeentwurf ungefähr wiederaufnehmen. Gerlach und Thadden verweigerten dem Miniſterium laut ihr Vertrauen. Aber dann droht ja wohl ein Miniſterium der Anarchie? „Und wenn jetzt ein Miniſterium Teufel an die Reihe käme, ſo kann mich das nun und nimmermehr beſtimmen, dem Unrecht ein Recht zuzugeſtehen." Recht und Unrecht! Man greift angeſichts dieſer völlig grundſätzlichen ideellen Bekennerſchaft Gerlachs die Eigenart der Bismarckſchen Rede mit Händen: ihre Schärfe hatte ſich gegen die ſoziale Seite von Hanſemanns Politik, gegen den Miniſter gekehrt, der das Großbürgertnm in der Regiernng am deutlichſten vertrat, ſie rief das platte Land nebſt den kleinen Städten gegen die neue Großmacht der Zeit und der Revolution auf. Auswärtige und agrariſche Dinge beherrſchten Bismarck ſeit ſeiner Wendung vom 26. März immer entſchiedener: alſo Inhalte einer realiſtiſchen Politik. Am 10. April bricht das ganz ſichtbar hervor, und der volle Bismarck zugleich: er droht den Großſtädten, wenn es ſein müſſe, mit Gewalt; der Weg, den er ſeit dem 2. durchmeſſen hat, iſt erheblich. Aber gerlachiſch-unbedingt iſt er auch jetzt nicht.

Den Zeitgenoſſen bedeutete die eine Stimme gegenüber dem freudigen Zuſammenklange der übrigen nicht viel. Dieſer hochgeſinnte Landtag werde, ſo entgegnete in der „Nationalzeitung" (12.) der liberale Rudolf Haym

auf Bismarcks letzte Rede, nicht ins „Meer der Vergessenheit" niedertauchen. „Unser Landtag", so urteilte, resignierter, der Prinz von Preußen, „war vernünftig, wenngleich viele Herzen dabei brachen." Nach Ludwig Gerlachs Gefühl hatte auch Bismarck viel zu vernünftig gesprochen: „Er ist nun auf dem Rückzuge." Im Gegenteil rühmte in der „Magdeburgischen Zeitung" vom 21. April ein Liberaler halb ironisch seinen Mut: „Er war allein eine Armee." Jetzt kehrte er nach Schönhausen zurück, um auch dort, so klagte seine Frau am 23., allein zu sein: unter den Nachbarn verstehe er sich nur mit Graf Wartensleben. —

Inzwischen entfaltete sich im deutschen Lande mit Rauschen und Blühen erst ganz der große achtundvierziger Frühling. Es kam zu Gewittern in West und Ost: im April flammte es in Baden kurz auf, in Posen länger und gefährlicher: nach widerspruchsvoller Schwäche warf erst im Mai der preußische Staat den wilden polnischen Aufruhr zu Boden. Deutschland aber ging, in hellem Vertrauen den Glanztagen seines Frankfurter Parlaments entgegen, das alle Kraft und alle Schwäche der idealistischen Revolution so leuchtend und so tragisch in sich vereinigen, alle Gedanken der Einheit und der Freiheit so tapfer durchdenken und durchkämpfen, der Zukunft alles staatlichen Daseins der Nation und der Einzelstaaten die neuen Wege suchen und weisen, neuen Inhalt und neue Formen schaffen und dann an die Unlösbarkeit seiner praktischen Anfgabe, der Reichsgründung von Volkes Gnaden, der Reichsgründung ohne die Macht, in rettungslosem Jammer zerbrechen sollte — unvergeßlich reich an geistiger nnd persönlicher Kraft, unvergeßlich fruchtbar für unsere Geschichte, die staatlich höchste Blüte des alten idealistischen Deutschlands, die so schmerzlich welken mußte, und ohne die doch alle künftige Frucht undenkbar ist. Noch hegte man in diesen Monaten der Vorbereitung und der ersten Taten, vom April zum Juni, den vollen Glauben an die Unwiderstehlichkeit der Ideen des einheitlichen Willens der Nation, den heiligen und heißen Glauben, dem die Versammlung in der Paulskirche ihre innerliche Größe, ihre Schöpferkraft für die Zukunft, ihre Einseitigkeit und später ihren Tod zu verdanken hatte; unter dem Zeichen dieses nationalen Glaubens steht sie ganz. Die Wirklichkeit hat sich ihr entzogen und erfuhr doch ihre nachwirkende Macht. Freilich ruhte das Parlament auf der lebendigsten sozialen Kraft dieser Wirklichkeit: auf der Oberschicht des neuen Bürgertums, die

Deutschland seit den letzten Jahrzehnten geistig und wirtschaftlich immer stärker führte und einigte und es nun auch staatlich zu einigen unternahm. Dieser Stand war für die deutsche Bewegung des Jahres 1848 in jedem Sinne der eigentliche Träger, der historische Held und, trotz allem, was er nicht erreichte, doch der Gewinner. Das Bürgertum trat in den deutschen Staat ein und bildete ihn um, es war der vornehmste Sieger, zum Teile der Gegenwart, in vollerem Sinne der Zukunft. Restlos gesiegt zwar hat es auf keinem seiner Schlachtfelder. Auf dem nationalpolitischen traten alsbald die alten Staaten, auf dem verfassungspolitischen die Dynastien, die bürokratischen und aristokratischen Gewalten, auf dem kirchenpolitischen alte und neue geistlich-staatliche Mächte ihm gegenüber und behaupteten neben ihm, manchmal vor ihm den Platz; das Neue aber ging von ihm aus. Auf dem wirtschaftlich-sozialen Schlachtfelde marschierten neben dem oberen Bürgertum die Massen des Kleinbürgertums, das Handwerk auf, Meister, Gesellen, Arbeiter, und hinter ihnen die wachsenden Massen des industriellen Proletariats: auch da eine Fülle von zukunftsreichen Gegenwirkungen, aber auch da zunächst das Übergewicht des einen Standes. Und neben der Stadt das Land. Noch überwog es an Menschenzahl gewaltig. Konnte es nicht auch als politische Macht die Stadt erdrücken? Die Frage ist seit 1848 gestellt und hat auch Bismarcks Geschichte zwei Jahrzehnte hindurch begleitet. Die Stadt war organisiert nnd geldkräftig; sie war ihren führenden Schichten nach wirtschaftlich und politisch liberal. Konnte das konservative Land sie nicht überstimmen? War es ihr nicht nach Gesinnung und Interessen entgegengesetzt? Daß die Interessen heutzutage „überstark" würden, war schon 1848 die allgemeine Rede; „wir leben in der Zeit der materiellen Interessen", schrieb Bismarck im April. Wenn nur nicht eben diese Interessen das flache Land erst recht zerspalten hätten! Die deutsche Revolution begann mit agrarischen Zuckungen, und zwar mit Stößen gegen die Herren und die Reste der Herrenrechte; sie hat in ihren Wirkungen oder Nachwirkungen die Agrarreform, die volle Befreiung des Landes, des Bauerntums von den alten Lasten, erst zum Abschlusse gebracht. Sie stellten einen Teil des Bauerntums und streckenweise das ganze Tagelöhnertum wider den Großbesitz. Am 20. März hatten die Schönhäuser mit Bismarck gegen die Revolution marschieren wollen. Nicht lange, und in der Mark und der Provinz Sachsen sowie in Hinterpom-

mern bedrohte das Landvolk eben die Herren, wählte radikal, hoffte auf den Wegfall jener Laſten, hoffte anf die Aufhebung der durch die Reform eingeführten Ablöſungsrenten, ja es hoffte auf neuen Landbeſitz, auf Teilung des Bodens. Dieſe Fluten ſind ſpäter zurückgetreten, aber ſie haben noch jahrelang nachgedröhnt; die ſtädtiſchen ſind geblieben und geſtiegen; 1848 aber war alles in ſtarker Bewegung, jede Schicht für ſich, gegen die andere, alles im Werden, im Suchen, im Brauſen. Dem künftigen Baumeiſter und Steuermann des Deutſchen Reiches ſchwollen hier zuerſt alle die Kräfte, alle die Aufgaben, nationale, politiſche, ſozial-wirtſchaftliche, ſeiner großen Lebensarbeit entgegen, die Wogen, zwiſchen denen, gegen die, auf deren Rücken einſt die Fahrt gehen ſollte. Er ſollte lebenslang Gegner und Erbe der Gewalten von 1848 bleiben; was aber bedeutete ihr wirrer Reichtum ihm damals? Eine nach der anderen ſahen wir oder ſehen wir weiterhin ſeine Bahnen kreuzen.

Zunächſt drangen die Wahlen auf ihn ein: nicht ſo die zur Frankfurter Nationalverſammlung — von denen ſcheint er unberührt — als die zu der Berliner, die der König, auf Grund allgemeinen, gleichen, aber indirekten Stimmrechts behufs Vereinbarung einer preußiſchen Verfaſſung mit der Krongewalt, einberief; der Vereinigte Landtag hatte das alles vorberaten. Am 1. Mai wurden die Wahlmänner, am 8. die Abgeordneten gewählt. Bismarck bewarb ſich von „Gewiſſens“ wegen und erkannte bald, daß er keine Ausſichten hatte. „Ich weiß nicht“, ſchrieb er am 19. April an ſeinen Bruder, „ob ich mich darüber freuen oder ärgern ſoll ..., glückt es nicht, ſo werde ich mich mit dem Bewußtſein, das Meinige getan zu haben, in den großen Stuhl legen.“ Wir beſitzen Zeugniſſe ſeiner eifrigen Beteiligung. Noch im Mai ſtellte er ein Schreiben an General von Prittwitz, das er in ſeiner Gegend unterzeichnen ließ, weſentlich unter den wahlpolitiſchen Geſichtspunkt: er bat den Oberbefehlshaber des Kampfes gegen die Barrikaden um die Veröffentlichung einer militäriſchen Darſtellung der Berliner Ereigniſſe, zur Ehre und zur Verteidigung der Armee, hauptſächlich deshalb, damit bei den unteren Volksſchichten, bei dem Landvolke der agitatoriſchen Fälſchung entgegengewirkt werde, als ſei der Straßenkampf von den Truppen vorbedachterweiſe zu reaktionären Zwecken herbeigeführt worden. Die „politiſchen Anſichten der Bevölkerung“ ſollten geklärt werden, indem man die Initiative und die Schuld

der Aufständischen aktenmäßig nachweise. Prittwitz hat dieser Bitte öffentlich nicht entsprechen dürfen. Zwei andere Aufsätze Bismarcks, die für die Presse bestimmt waren, sind wohl beide nicht einmal gedruckt worden. Er wünschte im April unmittelbar auf die Wahlen in seiner Gegend, offenbar zugunsten seiner eigenen, einzuwirken. Sein Artikel konstruiert eine Angst der Städter, die von der alten ständischen Verfassung begünstigt gewesen seien, vor ländlicher Überstimmung. — Sie sorgen sich, daß die nahenden Interessenkämpfe dazu führen werden, die Steuerlast, die sie nur auf Acker und Wiesen abzuwälzen streben, auch auf die städtischen Werte zu gründen. Hat doch Hansemann bereits mit der Staatshilfe an die Industrie begonnen, während dem Landmann niemand hilft; hört man doch bereits mehr von dem gewerbefreundlichen Schutzzoll reden als von dem ackerbaufreundlichen Freihandel. Da kommt es der Stadt darauf an, das Land seiner natürlichen, politisch fähigen Führer zu berauben, die Rittergutsbesitzer politisch unschädlich zu machen: der Rest wird dann schon zu leiten sein. Deshalb verdächtigt man die bisherige Ritterschaft des unsinnigen Vorhabens, den Strom der Zeit wieder zurückdämmen zu wollen — woran sie gar nicht denkt. Und man erregt in den Dörfern die Hoffnung auf entschädigungslose Beseitigung der Ablösungsraten: was doch eine willkürliche Plünderung, eine Bedrohung jeglichen Rechtstitels überhaupt bedeuten würde. Das ausschließliche Industriesystem streckt seine Hand nach der Herrschaft in Preußen aus: ihm gegenüber haben alle Landwirte das gleiche Interesse. Schaffe man, rasch und gesetzlich, ab, was Gutsbesitzer und Landvolk trennt, die bisherigen Rechte der Rittergüter: sonst wird das Landvolk seine Überlistung durch die klugen Städter mit teurem Gelde bezahlen.

In dem Entwurfe hatte ein Satz gestanden, den Bismarck wieder strich, ein fast ironisch wirkender Hinweis auf seine Abweichung von dem „ultrakonservativen Herrn von Thadden". Die Abweichung blieb auch so klar genug, alle Reaktion kurzweg verworfen, der Kampf vom ständischen Gebiete ausschließlich auf das wirtschaftliche verschoben. Vergeblich; das Landvolk handelte, wie Bismarck gefürchtet hatte; die Wahlen schlossen ihn aus.

In einer Hinsicht nannte er in seinem Briefe vom 19. an Bernhard Stadt und Land einig: in der „Entrüstung über die Blindheit unserer

ſelbſtmörderiſchen Regierung“ gegen die Polen; gegen dieſe „werden ſich hier nächſtens Freiſcharen bilden“. Tags darauf ſchrieb er der „Magdeburgiſchen Zeitung“ ſeinen berühmten Polenaufſatz, bei weitem das Reifſte und Mächtigſte, das in dieſer ganzen Zeit ſeiner Feder entfloſſen iſt. In dieſem Aufſatz weht kein Hauch von dem advokatoriſchen Tone, der ſeine Parteiartikel, geſchickt und für eine weite Zukunft charakteriſtiſch wie ſie waren, natnrgemäß erfüllte; eine große feſte Sprache, überlegen, von oben her. Das Jahr 1848 hat keine Staatsſchrift hervorgebracht, die ſich an ſtaatsmänniſcher Energie neben dieſer behauptete. Es iſt Bismarcks erſte zuſammenhängende Äußernng zur auswärtigen Politik, die wir beſitzen. Was er im Landtage, am 5. April, nicht hatte ausſprechen dürfen, ſagte er hier. Er kannte großpolniſche Zukunftswünſche von ſeiner Studentenzeit her, er hatte Vorſchläge zur Löſnng der polniſchen Frage in den vierziger Jahren bei Bülow-Cummerow leſen können,[1] ſeit Jahren beſchäftigte ſie Preußen unmittelbar. Was er hier vortrug, iſt aus einem Guſſe, fertig für ſein ganzes Leben. Er geht von den europäiſchen, nicht von den inneren Verhältniſſen aus, nnd zwar nicht von Prinzipien, ſondern von der Macht. Eine nationale Entwicklung des polniſchen Elements in Poſen iſt für Preußen widerſinnig, denn die Polen kennen kein Ziel als die Vorbereitung eines großpolniſchen ſelbſtändigen Reiches. Ein kleineres Polen würde nie raſten, ehe es ſich national abgerundet hätte; nnd ein großes Polen bliebe doch immer unſer Feind, immer noch lüſtern auf Oſtpreußen. Es würde Preußens beſte Sehnen durchſchnitten haben, es würde Millionen Deutſcher in ſeiner Willkür halten, unſer Gegner bliebe es ſtets, Rußland iſt uns ein ſatterer nnd ruhigerer Nachbar; Schutz aber, „Schutz gegen Rußland brauchen wir von Polen nicht; wir ſind uns ſelbſt Schutz genug“.

Bismarck redet in eherner Klarheit und eherner Kürze. Er verurteilt die Polenſchwärmerei der Berliner als weinerlichen Doktrinarismus, die neueſte Polenpolitik der Regierung, auch wenn ſie die Deutſchen zu decken vermeint, und das Verhalten ihres Kommiſſars v. Williſen als eine verderbliche Donquichotterie, nnd läßt durchblicken, daß er beides für Landesverrat halte — von „Verräterei“ hatte er ſeinem Bruder geſchrieben. Er ſpricht mit blutigen Worten von der Grauſamkeit der Aufſtändiſchen. Das alles iſt einheitlich, ſelbſtändig, in ſeiner ruhigen Ablehnung der weitver-

[1] Siehe Erich Marcks, Bismarcks Jugend, 1909, S. 97, 227 ff.

breiteten Russenfurcht auch den ostdeutschen Stimmungen entgegengesetzt und überlegen: in seiner Methode klassisch Bismarckisches Denken.

Aber der biographische Wert der Denkschrift geht noch weiter. In Posen „hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Letzte von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen und Italien gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken, der Durchführung einer schwärmerischen Theorie zuliebe, einer Theorie, die uns ebensogut dahin führen muß, aus unseren südöstlichen Grenzbezirken in Steiermark und Illyrien ein neues Slawenreich zu bilden, das italienische Tyrol den Venetianern zurückzugeben und aus Mähren und Böhmen bis in die Mitte Deutschlands ein von letzterem unabhängiges Czechenreich zu gründen." Hier ist jedes Wort bedeutsam. Wie stand der Schöpfer der deutschen Einheit 1848 zur Nation? Die Nationalitätsidee als theoretischen Grundsatz verwirft er mit Hohn, ihre praktischen Folgerungen weist er zurück. Er empfindet großdeutsch: er bezieht Österreich unter die deutschen Staaten, seine Südprovinzen unter „unsere Grenzbezirke" ausdrücklich ein. Seine Worte von Straßburg sind nicht so gemeint, als denke er an solche Pläne oder auch nur Möglichkeiten. Aber sein Empfinden spiegeln freilich auch sie. Es ist dasselbe, das im Landtage am 17. Mai 1847[1] aus ihm hervorgebrochen war: ein elementar-nationales Empfinden, ein Gefühl für deutsche Weltstellung, wo und wie sie auch sei, das Gefühl des preußischen Offiziers und der Freiheitskriege. Genau wie Bismarck hat der General Leopold von Gerlach es in seinen Tagebuchmonologen vom 24. April ausgesprochen. Und genau so wie Gerlach stand der Bismarck dieses Aufsatzes zu dem deutschen Gedanken des Jahres 48: schlechterdings fremd und ablehnend. Von Einigkeit und Einheit Deutschlands hat auch er mehrmals gesprochen. In der Rede vom 2. April verlangte er von der Revolution als Leistungen „ein einiges deutsches Vaterland, einen glück-

[1] Siehe Erich Marcks, Bismarcks Jugend, 1909, S. 401.

lichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand"; der Entwurf aber hatte das geringschätzige „auch nur" auf die Einheit ausgedehnt: „bringen sie uns auch nur wirklich die verheißene Einheit Deutschlands". Wer unter den Männern der Paulskirche hätte von diesen heiligsten der neuen Güter je so geredet! Bismarck stellte am 30. März „Deutschland" und „unser Vaterland" nebeneinander und ersetzte dann das zweite durch „Preußen". Das war sein Vaterland. Und nirgends trat die Spur eines Ehrgeizes damals in ihm zutage, der Preußen in Deutschland größer zu machen gewünscht hätte, geschweige denn ein Hauch kleindeutscher Gesinnung. Was er unter Deutschland verstand, die Einheit, die er wollte, beide hatten sie mit den Zeitidealen, den Idealen der Frankfurter nichts zu tun. Die Woge der „deutschen" Begeisterung hat ihn nicht berührt. Das Sturmjahr wirkte auf seine Auffassung der inneren Parteifragen, weil es die politischen Kräfte verschob; das Eigenste und Tiefste der Zeit blieb ihm fern. Er hat von dem Rausche dieses Jubelns und Sehnens nie einen Hauch gespürt, er spürte nur den Gegensatz, das Zerstörende, das Wüste der Umwälzung; er stand ganz daneben, ganz dagegen. Was er in sich trug, ist jetzt deutlich geworden: preußische Kräfte einmal — das preußische Gefühl, das *sein* politischer Glaube war, empfand er schon in diesem April, angesichts des Polenaufruhrs, in seinem Kreise als eine „allgemeine", zusammenbindende Kraft, die sich wieder zu erheben begann; und hier lag *seine* Zukunft, eine gewaltige Zukunft späterer Entfaltungen und Schöpfungen, etwas, das neben dem deutschen Ideale dieses Jahres ein Eigenes und Triebkräftiges war: auch dieses Preußentum ist, insofern wirkte die Revolution auf Bismarcks eigenste Welt belebend, dnrch das Sturmjahr zu neuem Bewußtsein erweckt, auf neue Ziele gewiesen worden. Und außer diesem sachlichen Zusammenhange trug er, als Zweites und Stärkstes, in sich eine persönliche Gewalt, die sich dereinst erst recht einmal betätigen sollte, deren Eigenart, den inneren und äußeren Problemen gegenüber, sich bereits in eiserner Klarheit abzeichnete, harter Wirklichkeitssinn und glühende Leidenschaft vereint, Sinn für die greifbare Macht hier wie dort, im Streite der Klassen und Gruppen wie im Streite der Völker; und für die auswärtige Macht wenigstens bereits eine Staatsmannschaft von selbstverständlicher Sicherheit.

Jedoch das Manifest, in dem er dies erwies, hat vier Jahrzehnte lang

in den Truhen der Redaktion geschlafen, der er es zugedacht hatte. Seine Kampfeslust war wieder ganz wach geworden; sein Betätigungsdrang regte sich immer von neuem, aber immer erfolglos; er blieb ungewählt, und seine Ruhe „im großen Stuhle" wird so unbehaglich gewesen sein wie sie unfreiwillig war. Er mußte den April, den Mai hindurch zusehen. Er hatte sich seit dem 25. März isoliert. Was in ihm brauste, war unendlich schöpferischer, als was seine Freunde damals wollten und taten. Aber erst ihre parteibildende Arbeit half auch ihm wieder in den Sattel. Die Bewegung, die ihn vorwärtstragen sollte, kam von außen her.

Zweiter Abschnitt

Der konservative Parteimann im Ringen um Krone und Staat (Sommer 1848)

Am 22. Mai trat die preußische Nationalversammlung zusammen. Die großen nationalen Fragen, die das höchste Anliegen und die innerlich weiterschaffende Kraft des Frankfurter Parlaments bildeten, beschäftigten dieses preußische nicht. An glänzenden Namen und führenden Geistern, an idealem Schwunge und tragischer Vornehmheit und an historischer Nachwirkung stand es hinter jenem zurück. Die tieferen sozialen Mächte, deren Schaumspritzen auch die Paulskirche erreichte, drängten hier unmittelbar herein, die Aufgaben waren enger, näher, auch erdennäher, der Geist wohl im ganzen derselbe, aber erdennäher und derber auch er. Es war eine Versammlung von Juristen, Bauern, Handwerkern, Lehrern und Geistlichen, der Großbesitz aus Land und Stadt ganz wenig vertreten; mit leise hin und her flutenden Parteien. Liberalen Glaubens, radikaleren als die Mehrheit der Paulskirche, waren sie alle; die Mehrheit zur Vereinbarnng der Verfassung mit der Krone geneigt, die demokratische Linke zu einseitigem Vorgehen des Parlaments auf Grund der Nationalsouveränität, obgleich doch dieser Berliner Versammlung die greifbare Macht des preußischen Königstums dicht gegenüberstand. Aber dies Königtum vermochte noch nicht wieder sich zur Geltung zu bringen; seine Minister, liberal, aber unter sich verschieden nach Überzeugung und Temperament, politische Neulinge, fast so sehr wie es die Abgeordneten waren, unsicher hineingestellt zwischen Hof und Versammlung, von beiden gedrängt und beargwöhnt, vermochten nicht, die Mehrheit zu führen; genug, daß Camphausen es erreichte, den Übergang vom Alten zum Neuen ohne allzu schwere Erschütterungen und ohne ein unwiderrufliches Opfer an königlicher Selb-

ständigkeit weiterzuleiten. In der Versammlung wuchs somit allmählich Einfluß und Zahl der Linken; Mitte Juni stießen die Leidenschaften härter aufeinander und der revolutionäre Strom schwoll, die Rechte zerbröckelte und verfiel, die stets unruhige Berliner Masse griff mit neuer Gewalttat ein, die Anarchie, niemals ganz beseitigt, drang wieder drohend vor, nach vieltägiger Krise trat das Ministerium Camphausen zurück und der König betraute sein kräftigstes aber auch liberalstes Mitglied, Hansemann, am 20. Juni mit der Neubildung des Kabinetts; am 25. kam sie zustande. Ein fester Halt war bis dahin auf keiner Seite gewonnen worden: Alles noch im ungewissen Flusse. Auch die älteren Mächte hatten sich, nach der Betäubung der ersten Revolutionswochen, wieder geregt, die Rückkehr des Prinzen von Preußen durchgesetzt, diesen festlich begrüßt. Seit dem April, das war die Hauptsache, bildete sich eine konservative Partei; „patriotische Vereine" fingen an, sich hier und dort den liberalen und demokratischen entgegenzusetzen, und ein oberster Mittelpunkt war da und wurde wirksam. Schon auf den 30. März hat General Leopold Gerlach den „ersten Versuch zur Gründung eines ministère occulte" zurückgeführt, den ersten Versuch der pietistisch-konservativen Freunde des Königs, diesen gemeinsam zu beeinflussen. Gerlachs Wohnung, der „Schwarze Bär" in Potsdam, blieb das Hauptquartier dieser Gruppe, sein Bruder Ludwig ihr eigentlicher Mahner und Treiber. Von hier ging, am Schlußtage des Vereinigten Landtages, der Aufruf zur Schaffung einer konservativen Zeitung ins Land: Präsident Gerlach war ihr geistiger Urheber, sein Schüler Hermann Wagener sollte ihr Redakteur werden, in eifrigen Beratungen und Werbungen entstand, vom April zum Juni, die „Kreuzzeitung", und hinter ihr die neue Partei. Was vor der Revolution nicht hatte reifen wollen, das reifte unter dem Gluthauche dieses Jahres fast plötzlich: auch für das deutsche Parteileben ist 1848 ja die eigentliche Durchbruchs- und Gestaltungszeit, alles früher Vorbereitete gewann erst jetzt seine feste politische Form; das galt von dem ersten Aufmarsche der Arbeiterpartei links bis zu den Rechtskonservativen, für alle Gruppen und Farben, einschließlich, wie man weiß, der katholischen. Gedanken und Interessen drängten überall zur Organisation, und der achtzigjährige Bismarck hat die Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit dieser jugendlich „ungeschulten" Gesinnungen anerkannt. Auch ihn hatte der Strom damals erfaßt: aber zuerst, das ist das bio-

graphiſch Kennzeichnende, doch ganz und gar nur von der Seite her. Im Vorjahre hatte er die „Ständiſche Zeitung“ begründen wollen und die Gerlach dabei zurückgeſchoben; jetzt ging es umgekehrt. Zu den eigentlichen Gründern der „Kreuzzeitung“ gehörte er nicht; man zog ihn mit heran, wie andere auch, aber im Mittelpunkte ſtand er nicht. Kleiſt-Retzow war ſogleich mit dabei, Bismarck kam erſt ſchrittweiſe heran. Als Ludwig von Gerlach ihn einmal in Magdeburg ſprach, hielt er ihm ſeine Lauheit vom Sterbelandtag vor. Immerhin, auch für ihn erwuchs dieſe Organiſation.

Merkwürdig, daß er auf einem eigenen, unvorhergeſehenen Wege in die politiſche Praxis zurückgeleitet wurde. Soviel ſich erkennen läßt, hat es der Mann getan, der dereinſt ſein Schickſalsmann werden ſollte, der Prinz von Preußen, deſſen Dank ſich Bismarck wie im vorigen Sommer ſo in dieſem Frühling reichlich verdient hatte. Auf dem Bahnhof zu Genthin, wo man am 7. Juni den Heimkehrenden begrüßte, ſchritt er durch alle Reihen der Verſammelten hindurch auf Bismarck zu: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig geweſen ſind, und werde Ihnen das nie vergeſſen.“ — „Bald nach der Begegnung in Genthin lud er mich nach Babelsberg ein.“ Dazwiſchen wird die längſt geplante Abreiſe Bismarcks nach Pommern gelegen haben. Am 13. brach er mit Frau und Schwiegermutter auf, beſuchte Geſchwiſter und Freunde, war am 19. noch bei Blankenburg in Zimmerhauſen; von da riefen ihn am 20. „politiſche Umtriebe“ auf wenige Tage zurück nach Potsdam. Es war die Zeit des Miniſterwechſels; ſollte ihn die Mitarbeit an der Sammlung der Konſervativen ſo plötzlich in deren Hauptquartier befohlen haben? Die Gerlach haben es ſchwerlich getan: denn erſt vierzehn Tage ſpäter hat er ihnen, brieflich, berichtet. Es kann wohl nur der Prinz von Preußen geweſen ſein: ihn hat Bismarck damals geſprochen; ſeine Einladnng, die er, auch von Hinterpommern aus, ja gar nicht ablehnen konnte, wird er gern genug angenommen haben. Er fand den hohen Herrn „ſehr mutlos“, mit der Schwäche des Königs wenig einverſtanden, aber ohne den Entſchluß zu eigener Politik. Er ſei der erſte Untertan, ſagte Prinz Wilhelm, was er tue, ſei gleich Rebellion, nicht einmal die Hauptſtadt der ihm beſonders getreuen Pommerns dürfe er beſuchen, weil ſein Bruder es nicht wolle. Bismarck war grauſam genug, dem durch den Königsgehorſam gefeſſelten Altpreußen und Offizier die ganze Bitterkeit des 19. März wieder in die Seele zu gießen; er las ihm

das Lied vor, das die Truppen nach dem Rückzuge gesungen — ein anklagendes Trauerlied auf den Tod Preußens und den Fall seines Herrschers; der Prinz verfiel in heftiges Weinen.

In dieser „frondierenden Gemütsstimmung" erhielt Bismarck eine Berufung zu Friedrich Wilhelm IV. nach Sanssouci: es war am 23. Juni, Bismarcks Reisefrist war abgelaufen, er benutzte, verstimmt wie er war, diesen Vorwand zur Absage. Der König zwang ihn zu kommen; der protokollierende Flügeladjutant, Edwin von Manteuffel, trug unter den Tafelgästen des Tages, nach mehreren fürstlichen Personen und dem abgehenden Ministerpräsidenten Camphausen, auch Herrn von Bismarck-Schönhausen ein. Nach Tisch, auf der Terrasse, zog ihn der Herrscher in ein eingehendes Gespräch; Bismarck antwortete schroff. Man stand mitten in der Kabinettskrise; am 20. hatte der Ackerbauminister ein sehr liberales Programm agrarischer Reformen ausgeben lassen. Der König beteuerte sanguinisch, er verlasse sich auf den Geist der Provinzen; Bismarck erwiderte: den habe die Regierung abgetötet, jetzt „sei auch da Vertrauen und Anhänglichkeit geschwunden", „das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt". Das schlägt den Monarchen tief nieder; die Königin tritt hinter dem Gebüsch hervor: „Wie können Sie so zu dem Könige sprechen?" Ihr Gemahl geht auf die Vorwürfe ein, spricht mit dem grimmigen Edelmanne, „mit dem er schon fertig werden wolle", von den Märztagen, entschuldigt sich, wälzt die Verantwortung ab, weinend redet die Königin hinein, Bismarck blieb ungerührt. Erst die Güte, mit der Friedrich Wilhelm, aller harten Worte des andern ungeachtet, um ihn wirbt, das Bekenntnis: „Was wäre damit gewonnen, daß ich zugäbe, wie ein Esel gehandelt zu haben?", die Mahnung: „Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten, dazu bedarf ich des Beistandes und tätiger Hingebung", entwaffnen und gewinnen den Frondeur. Er treibt zu Taten gegen die Nationalversammlung, der König habe die Macht dazu; jener will auf dem Wege des formellen Rechtes verharren, einen Bruch nur wagen, wenn er dieses Recht im Urteile des Landes offenkundig auf seiner Seite habe, und Bismarcks Gegenrede: die Grenzen des Rechtes seien jetzt verwischt, es handle sich um Macht, um Krieg und Notwehr, bewegt ihn nicht; nur das verspricht er, nicht nach Berlin zurückzugehen.

Mut und Mut und wieder Mut! habe er dem Könige zugerufen: so hat Bismarck später einmal dieses Gespräch zusammengefaßt, das er in lebendigem Gedächtnis bewahrte. Der König folgte seiner Mahnung noch nicht, Bismarck blieb sich selber überlassen. Aber eine Annäherung und eine Aussicht war es doch. Ein Auftritt in der Tat, für die beiden Männer und für die Verhältnisse unendlich bezeichnend, für Bismarcks Laufbahn sicher bedeutungsvoll. Wieder begegnete ihm hier eine der entscheidenden Kräfte des wirren Jahres: das preußische Königtum; in Wahrheit die damals unmittelbar stärkste von allen, trotz ihres Trägers.

Friedrich Wilhelms IV. Haltung in diesem Sommer spottet wiederum aller rationalen Deutung. Bismarck hat sie später aus Rücksicht auf Deutschland, auf die Paulskirche erklären zu müssen gemeint. Was wir sehen, ist ein seltsames Gemisch von Widersprüchen. Der König wollte keine kleindeutsch revolutionäre Politik, und die innere Lage Preußens verabscheute er in jedem Augenblicke. Er hatte sich liberale Minister geholt und behielt die Richtung bei, auch wo er die Personen wechselte; er schloß sich an Camphausen mit beinahe zärtlicher Wärme an, gelegentlich auch einmal an Hansemann. Er hatte die Konstitution, die er 1847 so feierlich verworfen hatte, versprochen und hielt sich an sein Versprechen. Aber im Grunde waren ihm diese Minister stets nur ein widerwillig ertragener Notbehelf, und die Verfassung blieb ihm in der Seele zuwider. Er bildete sich eine Theorie davon, wie konstitutionelle Minister sich zu ihrem Herrscher zu verhalten hätten: sie dürfen ihm widersprechen, aber müssen sich dann beugen, sein Wille muß die Entscheidung behalten, und ihr Rücktritt bei Meinungsverschiedenheiten ist eine Untreue. Zwingen sie ihm einen verhaßten Beschluß auf, so läßt er sie schmollend auf ihre Verantwortung gewähren und stellt beim Eintritt des Mißerfolges freudig fest, sie hätten die Schuld. In militärischen Dingen — merkwürdigerweise auch Posen gegenüber — bleibt er in erstaunlichem Maße fest: Was würde die Armee sagen?, so heißt es mehrmals; opfere er sie von neuem, er würde für das Heer aufhören, Offizier zu sein! Er war eben doch preußischer König. In den Kronratssitzungen kam es zu leidenschaftlichen Zusammenstößen; vor seinen Vertrauten entlud sich sein Groll heftig. Er drängte die Minister zu Taten, zum Mute, zu Maßregeln gegen die Radikalen, gegen Berlin; er wünschte sicherlich im Juni bereits eine Wendung nach rechts, einen

kraftvollen Minister — und berief Hansemann. Er selber wagte eben doch nichts: Vielleicht auch, um sich die deutsche Aussicht nicht ganz zu verbauen, hauptsächlich aber doch ganz gewiß aus angeborener Tatenscheu. Die Lage war schwer; er wußte scharfsinnig zu rechnen und groß zu fühlen — aber das Handeln war seine Sache nicht. Er stand nicht über den Dingen, sondern unter ihnen. Er schätzte die starken Naturen, die einheitlichen Menschen, zog sie an sich, disputierte mit ihnen, und blieb, wie und wo er war; er beriet, plante, klagte, schalt, er gab seine Ansprüche nicht auf, aber er griff nicht ein, er leitete nicht, auch nicht aus dem Dunkel heraus, er — wartete. Die persönliche Eigenart des Herrn bestimmte doch auch in diesen wechselvollen, unruhigen Monaten den Lauf der preußischen Ereignisse, so wenig er gemacht war, sie zu beherrschen. Und dieses Spiel geistreicher Widersprüche, überraschender Sprünge, immer von neuem erregend, anregend, enttäuschend, immer gleichartig und doch nie berechenbar, dieses Spiel zugleich der zwei Persönlichkeiten mit- und gegeneinander blieb nun auch für Bismarcks Dasein ein reiches Jahrzehnt hindurch eine bestimmende Gewalt. Der König ist ganz persönlich erst an diesem 23. Juni in sein Leben eingetreten und blieb ihm nun eng verbunden, mit allen Gegensätzen, die diese beiden Menschen trennten, mit seinem Verständnis und künstlerischen Wohlgefallen, mit seinem Mißtrauen und seinem natürlichen Widerstreben gegen den Jüngeren und Stärkeren, mit stetem Ärgernis und steter Väterlichkeit, mit der Freude des Fürsten an seinem Diener, den er entdeckt hatte und zu sich emporzog. Bismarck, dessen Geduld er hundertmal bis zur Qual erschöpfte, hat doch immer etwas wie Liebe zu ihm und seinen Tagen im Herzen behalten; nicht umsonst beließ er bis an sein Ende in seinem Friedrichsruher Arbeitszimmer das Bildnis auch dieses ersten unter „seinen" Fürsten an der Wand, das Bild mit den unregelmäßig geistvollen Zügen, dem majestätischen Selbstbewußtsein des Ausdrucks.

Friedrich Wilhelm hatte ihm seine Reden vom Vorjahre und seinen Brief vom 21. März nicht vergessen. In dem Augenblicke, als er den rheinischsten seiner Minister berief, wollte er doch auch „die Dienste" dieses zukunftsreichsten seiner Junker „gewinnen". Der Faden war geknüpft. Und daß trotz aller Zurückhaltung der Herren hier und nur hier der Hebel zu starken Wirkungen zu suchen war, ist dem Royalisten und dem Realisten

gewiß ſchon klar geweſen. Er war ſeit Monaten gelähmt; hier eröffnete ſich ihm, wenngleich erſt für eine Zukunft, die Ausſicht einer Verbindung mit der lebendigen Macht, weiter nnd höher als je zuvor. Dieſe Macht war noch nicht fähig und ſicher noch nicht willens, zu handeln. Nur neben ihr konnten auch die Konſervativen ſich rühren; aber ſie war doch im Grunde nicht mehr Gegnerin jeglicher Aktion. Und im Zuſammenhange tätiger Politik iſt Bismarck von da ab geblieben. —

Zunächſt ging er nach Hinterpommern zurück. Und auch da erfaßten ihn die Beziehungen, denen er ſich eine Weile hindurch entzogen hatte. Er war wieder in Zimmerhauſen und Reinfeld und in dem Adelsbade Stolpmünde. Wir erblicken ihn im alten Kreiſe der vierziger Jahre. Das Jahr 1848 läßt ſelten in das Perſönlichſte ſeines Lebens hereinſehen; der religiöſe Klang tönt in den Briefen manchmal an, aber nur ganz leiſe und allgemein, der erregte Augenblick und ſeine Politik pflegt ſie zn beherrſchen, und nur Ludwig Gerlach meldet, im Oktober, einmal ausdrücklich von chriſtlichen Geſprächen im Eiſenbahnwagen. Von alltäglichen Hergängen nahm Eliſabeth von Mittelſtädt-Wangemann während des Zimmerhäuſer Aufenthalts ein Momentbildchen auf, nach ihrer Art unfreundlich beleuchtet: Johanna von Bismarck leidend, blaß, fiebernd, aber ſie ißt ohne Schaden unreife Früchte und ſpielt köſtlich Beethoven und Mendelsſohn; „Bismarck abgetragener wie je, in alten Röcken ſeines Vaters, beſtändig in einer Sofaecke mit der Zigarre, im ganzen ſehr ſchweigſam.“ Die Mutter „einzig liebenswürdig“, aber mit dem Schwiegerſohne nicht ganz einig, weder über ſeine Toilette, noch über ſeine Reiſe nach Potsdam, die ihr viel zu lange dauert; Johanna muß den Leichtſinnigen verteidigen. Die Mutter redet nach Pietiſtenart allzu ausdrücklich über das Herzensleben ihrer Tochter; Frau Wangemann aber beſcheidet ſich: „Von der Bismarckſchen Ehe iſt nichts zn ſagen, man lernt es nicht kennen.“ Sie hatte ſehr recht, die Bedenklichkeiten Frau Littegardes nicht für voll zu nehmen. Als er vier Wochen ſpäter ſeinem Bruder aus Reinfeld ſchrieb (22. Juli), bekam wieder die Schwiegermutter einen halb ſcherzhaft, halb ärgerlich gemeinten Stich, aber er fuhr dann fort: „Ich lebe hier ſonſt in ziemlicher Vergeſſenheit der Zeitereigniſſe ein paſtoral-idylliſches Leben.“ Seine eigenen Briefe und alle Zeugniſſe über ihn laſſen von dieſer Vergeſſenheit aber wenig merken. Als Herr von Keudell bei einem Flottenkonzerte, das er aus

nationalem Enthusiasmus veranstaltet hatte, Bismarck im Juli zu Stolp begegnete, dankte ihm dieser mit etwas ironischem Lobe; Kendell aber war erschrocken, wie Bismarck sich seit 1846 verändert habe: er fand ihn um viele Jahre gealtert, kummervollen Ernst auf seinen gefurchten Zügen, das Haupthaar gelichtet. Und Reinhold Thaddens zuverlässiges Gedächtnis hielt einen Vortrag fest, den Bismarck ihm in Zimmerhausen, er wußte noch das Zimmer, auch wieder „in der Sofaecke", gehalten hatte: „Eine Reaktion müssen wir haben!" So lautete es jetzt bei ihm. Er forderte vom Könige eine selbständig verliehene Verfassung, die Demokratie würde sich durch einige liberale Verbrämungen abspeisen lassen; er mißbilligte den Aufstand Schleswig-Holsteins. In Pommern umfing ihn eine Atmosphäre politischer Gleichstimmung, die er in Schönhausen vermißt hatte. Seit Monaten berichtete ihm der Jugend- und Herzensfreund Moritz Blanckenburg mit sarkastischem Scherze von der Panik und der Unsicherheit, die das Land errege, von Sorgen vor Polen und Arbeitern, gegen die man sich bewaffnet; er berichtete schmerzlich entrüstet von den Ansprüchen der Tagelöhner, deren jeder seine sechs Morgen haben will, von der Verhetzung der Wahlkämpfe, dem üblen Ausfall der Wahlen, seinem eigenen politischen Vortreten und dem Ekel am Landleben, der ihn gepackt hat. Er wollte (17. Mai) von Bismarcks „Mitfechten" hören. Noch jetzt (22. Juli) fand dieser „die ganze Glut der Begehrlichkeit" unter der Asche angenommener Ruhe bei den „Tagelöhnern lebendig". Er floß über von diesen Dingen, von der Opposition gegen „diese scheußliche Zeit". In seiner Nähe wirkte Kleist-Retzow. Und am 16. Juni gab die „Neue Preußische Zeitung" mit dem Eisernen Kreuze ihr Programm, am 4. Juli ihre erste regelmäßige Nummer aus. Sie rief zum Kampfe auf wider die Revolution als Prinzip des preußischen Lebens, zu einem positiven Kampfe, der nicht das Gewesene einfach herstellen, aber die lebensfähigen Triebe des Neuen organisch an das geschichtlich Gegebene anknüpfen solle, für „wahre Freiheit und wahren Fortschritt", für die Obrigkeit von Gottes Gnaden, die Freiheit der christlichen Kirchen, die geltende Rechtsordnung, das Heer und die Stärke Preußens. Sie wollte weder den bürokratischen Absolutismus noch den demokratischen Radikalismus, sondern die echte Konstitution, nach englischer Art, nicht als das Ergebnis einer Addition; sie betonte stark die soziale Seite, wollte den arbeitenden Klassen das Recht zur Organisation geben,

zur „Reaktion gegen die anarchische Gewerbefreiheit und die unbarmherzige Industrie", vor allem vertrat sie den Adel, den Gutsbesitz. Sie brachte, neben den „Fanfarenstößen" ihrer knappen Leitartikel, neben den weitausgreifenden, zorn- und gedankenreichen Gerlachschen Monatsrundschauen, Berichte aus Ausland und Inland, kleine Artikel aus allen Provinzen, bald insbesondere aus dem Treiben der neugeschaffenen konservativen Vereine überall, in ihrem immer wachsenden „Berliner Zuschauer" eine Fülle kurzer Nachrichten, Tatsachen, Epigramme aus dem Leben der Hauptstadt, des Parlaments; sie brachte Einsendungen, Verse, Anrufe der Parteigenossen — ein Parteiblatt von größter Rührigkeit, geistreich und bissig, doktrinär und real, völlig rücksichtslos im sachlichen und persönlichen Angriffe, der Ausdruck einer neuen Macht, die von der Notwehr zusammengeschlossen, vorläufig noch gering an Umfang, aber reich an Triebkraft, an Willen, an Entschlossenheit und Ehrgeiz, an alter Überlieferung des staatlichen Handelns, danach drängte, sich auszudehnen und erobernd zu betätigen. In seinen ersten Anfängen begleiteten die Ratschläge der Gesinnungsverwandten das neue Blatt; auch Bismarck hat alsbald die seinigen gespendet. Er freute sich „der metallischen Körner, die es in den Brei und Schmutz der Tagespresse werfe". Was er dem Redakteur Wagener anempfahl, war allerlei Praktisches: Annoncen, Fremdenlisten, Handelsberichte (denn „Klappern gehört zum Handwerk"), mehr Schnelligkeit im Parlamentsbericht, mehr Ausführlichkeit im Auslandsbericht. Die Art seiner ersten Äußerungen scheint zu beweisen, daß er dem Kreise der Eingeweihten nicht angehörte. Aber schon mit ihnen zugleich sandte er (8. Juli, erschienen am 11.) seinen ersten Aufsatz ein: eine schneidende Invektive gegen die Wähler und Gewählten der hinterpommerischen Landbezirke wie gegen die Berliner Versammlung selbst, voll der blutigsten persönlichen Anklagen, voll verachtender Kritik der bildungs- und hilflosen Dummheit, die man kommunistisch gestachelt und mit Lügen irregeführt habe und die jetzt berufen sei, in einem sich maßlos überhebenden Parlamente, den Gesetzgeber eines Staates von 16 Millionen Einwohnern zu spielen, in einem Augenblick, wo diesem Staate durch die deutsche Entwicklung eine höhere Bedeutung zugewiesen werde. Das war wieder der ganze Bismarck, der Kämpfer ohne Schonung und Scheu; sein erster Beitrag blieb das Muster für die lange Reihe der zukünftigen: sprachgewaltig, beredt, kaustisch, ver-

letzend, durchaus persönlich. Ein zweiter über die Schönhäuser Wahlen folgte ihm nach. Gleichzeitig aber hatte er (7. Juli) an Ludwig von Gerlach geschrieben. Es war die Antwort auf einen Brief des Präsidenten; wer von beiden die alten Bande wieder angeknüpft, welcher Dritte etwa die Anknüpfung vermittelt hat, ist unbekannt, jedenfalls lag dieser Verkehr mit dem Vater der „Kreuzzeitung" in der Luft; und was Bismarck schrieb, war sehr bedeutsam. Gerlach hat ihm seine Haltung im letzten Vereinigten Landtag wieder vorgerückt: er hat recht. „Ich habe mir noch über keine Handlung meines Lebens so viel Vorwürfe gemacht, als über meine damaligen Unterlassungen." Bismarck legt ein Bekenntnis ab, das ohne Zweifel ungerecht gegen ihn selber ist, aber um so bezeichnender für die Stunde; denn dieser stolze Mund war zu solchen Selbstanklagen, vor solchen Ohren, niemals leicht geneigt. Er wollte dieser Lehre „den bitteren Sporn" entnehmen, jeden „Rest blöder Unselbständigkeit abzuschütteln". Er vertraute Gerlach seine Gespräche mit dem König und dem Prinzen von Preußen an. Der Wiederaufstieg aus der halben Verzagtheit vom 2. April war vollendet: wir haben ihn verfolgt. Er hatte sofort begonnen; die Zurückhaltung, die der Wahlartikel vom April noch atmete, war nun längst überwunden; die Verhältnisse waren regelmäßiger geworden, aber doch drohend geblieben: eine revolutionäre Versammlung, revolutionäre Ansprüche der Hauptstadt; schon am 23. Juni, beim Könige, hatte er den Kampf gewollt. Der König blieb ihm der Hintergrund, verheißungsvoll, aber noch nicht wirkungsvoll, in den Vordergrund trat jetzt die selbständige Partei. Ob er jemals völlig gerlachisch geworden ist, wird noch zu fragen sein; aber er stellte sich jetzt ganz in Reih und Glied. Er war in die Haltung des Kämpfers zurückgeschnellt, die ihm die natürliche war. Und nun drängte er voran.

Die Welt begann sich zu klären. In Paris war der Sozialismus in den furchtbaren Juni schlachten (23.—26.) gebrochen worden. In Deutschland flutete der revolutionäre Strom langsam zurück: freilich mit unterirdischem demokratischem Gegenstrome. Am deutlichsten zeichnete der Umschwung der Meinungen sich in Preußen ab. Der österreichische Reichsverweser in Frankfurt a. M. (29. Juni) war für das preußische Selbstgefühl eine Herausforderung; der Anspruch auf eine Huldigung der preußischen Truppen erregte seit Mitte Juli in Preußen alle Kreise, keineswegs die kon-

ſervativen allein, zu lauterem Widerſpruch; die nationale Kokarde kam aus der Mode, das ſtärkſte Sonderweſen in Deutſchland wurde ſeiner bewußt. Es war kein Zufall, daß gleichzeitig damit die Organiſation der konſervativen Gruppen überall vorwärtsſchritt, in Pommern und den Marken, in Brandenburg und Magdeburg. Das neue preußiſche Miniſterium war berufen worden, um der Anarchie zu ſteuern. Hanſemann wollte das, aber es gelang ihm in der Nationalverſammlung keineswegs. Und er wollte die liberalen Forderungen erſt recht durchſetzen; der Stand, der die Opfer bringen mußte, war naturgemäß der Stand der ehedem und noch jetzt Vorberechtigten, der Herrenſtand des Oſtens. Hanſemanns Programm vom 26. Juni kündigte Agrarreformen an, am 10. Juli legte er der Kammer ein Geſetz über die unentgeltlich aufzuhebenden Feudalrechte, am 21. ein weiteres über Aufhebung der Grundſteuerbefreiungen vor: auf den 1. Januar 1849 ſollte ſie eintreten, und zwar entſchädigungslos. Das alles wurde durch die Idee der Gleichheit begründet, es war folgerecht aus den herrſchenden Grundſätzen abgeleitet: folgerecht, aber auch jäh und hart, ohne irgendeine politiſche Milderung, mit kampfluſtiger Schnelligkeit. Zudem ſollte (10. Juli) die Rübenzucker- und Branntweinſteuer erhöht werden; einen Antrag auf unentgeltliche Aufhebung der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Boden brachte die Nationalverſammlung ſpäter hinzu.

Alle dieſe Neuerungen mochten ſich aufdrängen; der Widerſtand war ſtets unvermeidlich; die Fülle dieſer Anträge, Schlag auf Schlag, in dieſer Spannnng der preußiſchen Lage, wirkte wie eine Kriegserklärung, wie ein Parteiakt. Der Eindruck im Gutsbeſitzertum war ungeheuer: wollte mit der Revolution ſich auch die Staatsgewalt ganz gegen dieſe alten Gewalten kehren? Bismarck, ſo hören wir, hat damals von Auswanderung geſprochen. Auch andere hatten mit dem Gedanken geſpielt, ſo Blanckenburgs Vater, wenigſtens mit dem des Verkaufes der Sohn. In dieſem Juli erwog der Major von Moltke Abſchied und Auswanderung zugleich; Roon ſehnte ſich nach offenem Bruche mit der Verſammlung; Prinz Wilhelm, loyal wie er blieb, geſtand doch, einen zweiten 19. März würde er nicht wieder auf ſich nehmen. Die Revolution begann zu erkalten; ſollte ſie gerade in Preußen, von der Regierung ſelber nicht nur unbeherrſcht, ſondern friſch angefacht, in neue Flammen ausbrechen?

Bismarck lebte in seiner neuen Partei; er war seit 1846 ein Verfechter der Rechte des Gutsbesitzes gewesen, seit März 48 mit anderen Mitteln und etwas veränderter Front. Im Juli trafen, in Reinfeld, Hans von Kleist-Retzow und Alexander von Below-Hohendorf mit ihm zusammen, beide Preußen, Agrarkonservative wie Bismarck, beide Pietisten, Below sogar ein Gichtelianer, aber durchaus Politiker: Bismarck hat ihn als getreuen und klarblickenden Bundesgenossen lebenslang hochgehalten. Im Gespräche, in der Buchenlaube des Gartens, trug Below den Gedanken vor, eine Versammlung von Konservativen aus allen Provinzen Preußens zusammenzubringen, als Vertreter des bedrohten Gutsbesitzes, als Gegengewicht zugleich gegen die Nationalversammlung. Die beiden andern gingen lebhaft darauf ein; als Führer wurde, denn ein Pietist durfte es nicht sein, und ein verrufener Heißsporn auch nicht, Bülow-Cummerow ausersehen, der weitbekannte, greise Vorkämpfer des Großgrundbesitzes und eines antibürokratischen, sehr gemäßigten Konservatismus: seit einer Weile Bismarcks persönlicher Gegner.[1] Kleist warb um Bülow, und dieser stimmte zu. Er hat dann in Stettin am 24. Juli eine erste Zusammenkunft abgehalten, die von Grundbesitzern des Ostens stattlich besucht ward. Sie war voll der Empörung über Hansemanns Entwürfe; bei den Hitzigsten ging diese bis zum Gedanken der Steuerverweigerung. Man konstituierte sich als Verein zur Wahrung der Rechte des Grundbesitzes, ernannte einen Ausschuß unter Bülow, der den Namen neutraler erweiterte und die Satzungen (29.) feststellte. Die Satzungen opferten politische Ehrenrechte wie die Patrimonialjustiz, sammelten den Widerstand auf die materiellen Rechte, betonten zugleich den preußisch-staatlichen Gesichtspunkt. Bismarck gehörte weder diesem Ausschusse noch, so scheint es, der Stettiner Tagung an. Als aber Kleist, am 27. nach Reinfeld zurückgekehrt, nunmehr bei Bülow die Erweiterung des Kreises, die Einberufung einer allgemeineren Versammlung nach Berlin selber anregte, bat Bülow (am 31.) mit Kleist auch Bismarck und Below zu sich. Das Ergebnis war ein großer Aufruf Bülows vom 11. August, an alle Provinzen gerichtet, mit weiten Zielen; die Versammlung sollte den Berliner Gewalten einen dauernden wirtschaftspolitischen Ausschuß in die Flanke setzen.

Der Besuch bei Bülow wird mit Bismarcks Heimreise zusammen-

[1] Siehe Erich Marcks, Bismarcks Jugend, S. 223 ff., 388 ff.

gegangen sein. Denn die beiden Verbündeten begleiteten Anfang August Kleist nach Stettin, wo vom 2. an der Statthalter Pommerns, der Prinz von Preußen, seiner Provinz für mancherlei wirksame Treue seinen Dank abstattete und von ihr brausend, wenn auch nicht widerspruchslos, gefeiert wurde. Es muß für Bismarck eine legitimistische Ergänzung zur Grundbesitzerversammlung gewesen sein. Am 6. August sollte die Huldigung aller deutschen Truppen für den Reichsverweser stattfinden, die Preußen verweigerte. Es paßte in diese Tage, daß Bismarck — er hat es kurz nachher erzählt — in Stettin auf der Straße einem Unbekannten die schwarz-rot-goldene Kokarde mit den Worten vom Hute nahm: „Erlauben Sie gütigst, das wird jetzt nicht mehr getragen." Vom 5. aber, aus Pommern die eine, aus Stettin die andere, waren zwei Zuschriften an die „Kreuzzeitung" (8.) datiert, die ihr Verfasser später (15.) von Berlin aus verteidigte: Vieles weist darauf hin, daß Bismarck es gewesen ist. Sie enthalten Angriffe auf Hansemann von beispielloser Schärfe, sprechen von seinen jakobinischen Äußerungen zu den Abgeordneten des Bülowschen Vereins und zum englischen Gesandten, verdächtigen seinen Ehrgeiz, seinen Monarchismus, ja seine pekuniäre Reinlichkeit, so wie es nur die wahllose Leidenschaftlichkeit dieses Jahres eben noch begreiflich macht, und rufen mit vorwurfsvoller Ungeduld den hohenzollerischen König gegen einen Minister auf, „der die Devise des erleuchteten Hauses, suum cuique, ohne Hehl mit Füßen tritt, der jedes Recht und jede Sicherheit des Eigentums in Frage stellt und der Krone das Vertrauen und die Achtung ihrer Untertanen, die Errungenschaft eines Jahrhunderts voll sprichwörtlich makelloser Gerechtigkeit, auf immer zu entwenden sucht". Das ist Bismarcksche Sprache.

Am 10. war das Ehepaar in Angermünde bei Arnims, am 16., nach ein paar Berliner Tagen, daheim. Wieder eröffnet sich ein Blick in das ganz Persönliche. Am 16. August hielt der Deichhauptmann von Bismarck eine Verhandlung mit der Gemeinde Hohengöhren ab, die die Ausbesserung einer Deichauffahrt verweigert hatte; er nahm einen hartnäckigen Kampf mit diesen Bauern auf, die sich wieder und wieder beschwerdeführend an Regierung und Minister wandten und deren „beharrlichem und mutwilligem Widerstande" er schließlich (29. Januar 1849) den „guten Glauben" ärgerlich absprach. Er setzte im wesentlichen seinen Willen

durch: auch hier wieder, im kleinen, durchaus er selbst. Es ergänzt dieses Bild seiner Nebentätigkeiten, daß er zu gleicher Zeit (6. Dez.) anderen Gemeinden nnter der Hand Frist gewährte, ihre liegengelassenen Deicharbeiten schleunigst zu vollenden; er ersparte ihnen so 1000 Taler Strafgelder, „weil, wie ich vermute, die Gemeinden durch Vorspiegelungen und Versprechungen sich zu dem Wahn hatten verleiten lassen, der Staat werde ihnen die Deichkosten abnehmen", und weil sie ihren Irrtum jetzt eingesehen haben. Formalistisch also verfuhr er nicht, aber auch im Einzelleben der Selbstverwaltung spürte er den Widerhall der Revolution und der Wahlen und stritt er seinen politischen Streit. Ein anderes trat in den nächsten Augusttagen in sein Dasein: am 21. August wurde, nach Leiden, für deren glückliches Ende er Gott „auf seinen Knien" hätte danken mögen, seine Frau Mutter einer Tochter. Er berichtete den Schwiegereltern, halb mit verhaltener Zärtlichkeit, halb mit verhaltener Nervosität, in scherzenden Worten von der sonoren Stimme und einem Eigensinn der Kleinen, „den sie von mir nicht haben kann". Er schläft (24.), als der Vorsichtigste noch in der nächsten Nähe der Kindbetterin und kommt sich wie Schillers Johanniterritter vor, wechselnd zwischen der Politik am Schreibtisch und der Wärterschürze am Krankenbett.

Die Politik hielt ihn gerade damals unbarmherzig in Atem. Er antwortete in der „Kreuzzeitung" auf die Proteste, mit denen die Angegriffenen, ein pommerischer Abgeordneter ebenso wie der Minister Hansemann, seinen beleidigenden Anklagen erwiderten, mit Repliken (14., 16., 20.), die reichlich so scharf und so amüsant waren wie die Anklagen selbst. Vor allem: er nahm noch kurz vor Johannas Niederkunft an dem Junkerparlament in Berlin teil, am 18. und 19. August. „Es wimmelt", heißt es damals in Varnhagens Tagebuch, „von Edelleuten aus der Mark und Pommern." Sie tagten, vierhundert Mitglieder stark, während in und vor der Hauptstadt die Leidenschaften der Masse grob aufeinanderstießen. Aber sie stammten nicht bloß aus der Mark und Pommern; auch der Westen war nicht unvertreten, und nicht die Landwirtschaft oder gar das Junkertum allein kam zu Worte. Noch waren in dieser ersten Versammlung der werdenden konservativen Partei verschiedenartige Gruppen vereinigt, die sich später scheiden sollten. Bethmann Hollweg war da, der rheinische Gelehrte, der in einer Flugschrift von 1848 die Parteifreunde in Alt-

brandenburger, Bürokraten und Altkonſtitutionelle einteilte, die Altbrandenburger vor falſcher reſtaurierender, patrimonialer Reaktion lebhaft warnte und für die Beamtenſchaft eine Lanze brach: freilich wollte er ihre Einſeitigkeit durch eine Verfaſſung, aber nicht auf Grund demokratiſchen Wahlrechts, ergänzen. Bei Bethmann war das geiſtige Ideal ſtark und maßvoll zugleich; dies Zeitalter ſtand noch nicht in Gefahr, es über den materiellen Wünſchen zu vergeſſen. Ludwig von Gerlach zwar, der Doktrinär, fand ſchon dies Junkerparlament viel zu materiell: er drang in einer Rede am 19. darauf, die Pflichten des Eigentumes, nicht bloß ſeine Rechte zu wahren, und verſtand unter den Pflichten gerade die ſtändiſch-patrimonialen Befugniſſe, wie Gerichtsbarkeit und Polizei, die die anderen als unbequem abſchüttelten und die Bethmann als veraltet bekämpfte. Gerlach erhob den Ruf: Das Antlitz nicht dem Anſprüche machenden Staate abkehren und „dem Miſte“ zukehren, ſondern umgekehrt: „Den Rücken gegen den Miſt, die Front gegen den Feind.“ „Wenigſtens teilweiſe“ meinte er Erfolg gehabt zu haben. Bülow-Cummerow indeſſen, Doktrin gegen Doktrin, blieb (24.) dabei, worin alle aufgeklärten Staatsmänner längſt einig ſeien, „daß jede Vertretung immer nur eine der Intereſſen ſei“. Die Scheidung zwiſchen Gedanken und Bedürfniſſen darf für 1848 nicht übertrieben werden; in der Hauptſache aber war unzweifelhaft dieſe Verſammlung eine Intereſſenvertretung, und ſo faßte unzweifelhaft Bismarck ſie auf. Es war die Vertretung eines Standes, der ſich in dieſen Jahrzehnten wirtſchaftlich im ganzen aufwärts bewegte, der aber — und das gab dem Augenblicke die Signatur — in dieſem Jahre allen Grund hatte, ſich in der Notwehr zu fühlen; eines Standes, der ſich wahrte, wie ringsum alle anderen ebenfalls.

Es wurde in drei Sitzungen über Ziel, Verfahren, Statut, über die drei Geſetzentwürfe Hanſemanns, Grundſteuer, Aufhebung der Rechte, Umwandlung der Renten beraten und Ausſchüſſe gewählt, erſt für die Adreſſe, für die bedrohten Rechte, zuletzt, in der Stärke von fünfzig Köpfen für die künftige Weiterführung der Geſchäfte. Herr von Bismarck griff bei allen Gegenſtänden ein, er ſchlug Bethmann Hollweg zum Präſidenten vor, der aber ablehnte, er warnte vor Verzug und betonte, über allen Einzelheiten, die grundſätzliche Abwehr des ungerechten Eingriffes in das Eigentum, er diskutierte ſtaatsrechtlich, er griff die Bevorzugung des ſtädti-

schen Grundbesitzes durch die Gesetzentwürfe an, nahm an den Kommissionen teil; vor allem, er redete zu allen drei Entwürfen eingehend, am eingehendsten wohl zur Grundsteuerfrage. Er untersuchte die Wege, die man die Adresse gehen lassen könnte. An die Minister sich zu wenden, wäre nutzlos, den König muß man anreden, denn auch konstitutionell unverantwortlich bleibt er verantwortlich vor Gott, und die Nationalversammlung: denn auch in ihr sitzen doch immerhin allerhand verständige Leute. Und Unterschriften sammle man in Massen. Man beschloß dann drei Adressen aufzusetzen, stellte aber nur eine fest, die an Versammlung und Ministerium gehen sollte, eine zweite, an den König, überließ man der Kommission.

Einmal hatte „allgemeines Bravo" dem jungen Redner gelohnt. Reinhold von Thadden freute sich der Anerkennung eines Mecklenburger Hörers, das sei offenbar ein bedeutender Mensch, und war erstaunt, daß der Andere sich an Bismarcks „Stottern", der stockenden und suchenden Art seiner Rede stieß, die ihm lebenslang eigen blieb. Für den Parteimann Bismarck war dieses Gegenparlament persönlich wie sachlich ein Gewinn. Mit der Feder arbeitete er sofort weiter; am 21. schrieb er, über die Verhältnisse der pommerischen Tagelöhner, eine beredte Verteidigung pflichtbewußten Gutsherrntums gegen die unwissenden „Deklamationen unserer weltverbessernden Schwätzer". Am 25. beklagte er sich bei Wagener, daß die „Kreuzzeitung" so wenig von den entscheidenden Fragen, Grundsteuer und Renten, handle. Seinen Standpunkt beleuchtet der Satz: „Gerlach sagte neulich sehr gut: ‚Es ist ein Kriterium des Adels, daß er dem Lande umsonst dient'; um das zu können, muß er aber ein eigenes Vermögen haben, von dem er leben kann, sonst geht die Sache absolut nicht. Daher müssen wir schon so materiell sein, unsere materiellen Interessen zu verteidigen." Das war seine Losung lebenslang; für den Augenblick bedeutete es, wie sehr er neben Gerlach selbständig blieb. Um so mehr wollte er gehört sein. Weshalb druckt die Zeitung seine Artikel zur Sache nicht? Bitterkeiten (er dachte wohl an die Polemik mit Hansemann) mag sie streichen; oder auch sie ihm zurückschicken, er geht dann an die „Magdeburger Zeitung". Und er unterstrich von neuem die Tragweite des Gegensatzes: König und Regierung stehen am Scheidewege zwischen sozialer Revolution und Recht, zwischen dem Kriege oder dem Frieden mit dem Eigentum. Wagener druckte nun schleunigst drei Bismarck-Artikel ab, den hinterpomme-

rischen, der seinem Verfasser am nächsten am Herzen lag (28.), und in der Nummer vom 30. gar zwei: vorab eine knappe Auseinandersetzung über Grundsteuer und Rentenablösung, die alle Argumente seiner Reden vom 18. und 19. literarisch, mit Zahlen, überaus geschickt zusammenfaßte. Grundsteuer ist Konfiskation; sie wirft sich nur auf die Grundbesitzer, und vernichtet die ärmeren, sie enteignet einen großen Teil der königstreuen und eben deshalb mißliebigen Ritterschaft, Städter und Rheinländer läßt sie aus. Die Rentenablösnng ist eine Beraubung und wirkt wie jene. Für die Jerichower Kreise berechnete Bismarck die Schädigung damals in einer eigenen zahlenreichen Denkschrift. Am Schlusse der Nummer vom 30. August aber war ein „Eingesandt" veröffentlicht, als Eingabe einer Anzahl Gutsbesitzer an den König, die inzwischen durch eine allgemeinere Eingabe gegenstandslos geworden sei. Sie war Bismarcks Werk: offenbar der Protest an Friedrich Wilhelm, den er in der Berliner Versammlung befürwortet und den er aufgesetzt hatte, man wird ihn dort zu scharf gefunden haben. Die Bittschrift faßt Bismarcks Argumente gegen die drei Gesetzentwürfe, als willkürliche Gewalttaten, knapp zusammen; neben den Grundbesitzern werden die Hypothekengläubiger, Korporationen, Witwen, Waisen getroffen. Die Nationalversammlung ist gegen diesen Rechtsbruch königlicher Minister der letzte Damm. Aber ist der Herr dieser Minister aufgeklärt über das, was sie ihn unterschreiben lassen wollen? Er bleibt „der großen Mehrzahl des preußischen Volkes vor Gott und vor der Nachwelt verantwortlich". „Es liegt in der Macht Ew. Majestät nnd also auch innerhalb Ihrer Verantwortung, die Minister zu ernennen und zu entlassen: noch ist die Krone stark genug, um nicht dulden zu müssen, daß ein Ministerium ihr die Liebe und Achtung ihrer Untertanen raube." — „Wir verlangen nur Gerechtigkeit, nur Schutz unseres Eigentums, nur Gleichheit vor dem Gesetz mit dem letzten Tagelöhner; lassen Ew. Majestät die Geschichte nicht sagen, daß unter Ihrer Regierung zuerst ein solcher Ruf vor dem preußischen Thron ungehört verhallt sei!" Das war wohl selbst im Sturme von 1848 das Äußerste, was man dem Herrscher sagen konnte. Sein getreuer Vasall, das sieht man, war im Zuge, und sein Temperament brauste, jetzt endlich wieder ganz losgebunden, vor der Heerschar der neuen Partei dahin wie etwa einst der Prinz von Homburg vor den Reitern des großen Kurfürsten auf der Schwedenjagd vor Fehrbellin.

Dritter Abſchnitt

Der Kampf um die preußiſche Nationalverſammlung und Verfaſſung (Herbſt und Winter 1848/49)

Der September veränderte mit den Wandlungen der allgemeinen Lage in Preußen und Deutſchland auch das Bild von Bismarcks Tätigkeit: Der Agitator konnte zurück-, der Diplomat vortreten, der Schwerpunkt ſeiner Arbeit verſchob ſich an den Hof, von der Parteibildung zur Beeinfluſſung des Königs, der Regierung.

Immer deutlicher wurde es ſeit dem Auguſt, daß die idealiſtiſch-nationale Revolution ihre Höhe überſchritten hatte. Immer deutlicher ſchied ſich der liberale Strom, dem bei aller freiheitlichen Begeiſterung die Einheit das Oberſte war, von dem radikalen, dem die innere, im Grunde die republikaniſche, Freiheit unmittelbar überwog; die ſozialen Scheidungen, zwiſchen höherem und mittlerem Bürgertum hier und den Maſſen dort, gingen damit zuſammen. Die Selbſtherrlichkeit der Deutſchen Nationalverſammlung verblaßte: Schon hatte die Flugſchrift eines preußiſchen Offiziers von dem „Schattenreiche" in der Paulskirche geſprochen; die alten Staaten, Öſterreich und Preußen voran, begannen ſich wiederzufinden; dem Frankfurter Parlament, das bisher allein dageweſen war, rückte die Möglichkeit und Notwendigkeit näher, mit greifbaren Mächten neben ſich zu rechnen und ſomit erſt praktiſche Politik zu treiben: eine Schwächung und Stärkung alſo zugleich. Vorerſt waren jene beiden noch in taſtendem Aufſtiege. Der Radikalismus wandte ſich nach dem vergeblichen Verſuche, die Paulskirche zu überrennen, nach ſeiner Niederlage im Straßenkampfe vom 18. September, von Frankfurt ab, auf Wien und Berlin zu, ſtrebte ſich ſelber zu erhalten, indem er die beiden Großmächte überwältigte und von ihnen aus die Macht gewänne. Eine ſcharfe Kriſis überzog im Herbſte

ganz Deutschland. In Österreich kam es im Oktober zu dem blutigen Kriegszuge des geflüchteten Kaiserhofes gegen Wien, der am 1. November mit dem Falle der Stadt endete; das Heer hatte den auseinanderbrechenden Großstaat wieder aufgerichtet und schloß ihn mit eisernen Klammern zusammen. In Preußen gab ebenfalls das Heer die Losung ab: Am 9. Augnst eröffnete der Antrag Stein-Schultz, der die Entfernung aller Nichtkonstitutionellen aus dem Offizierkorps forderte, die Krise und brachte sie, nach steten Wirren in der Zwischenzeit, bei seiner Wiederaufnahme und Wiederannahme am 4. bis 7. September zum vollen Ausbruch. Die Linke stürzte das liberale Ministerium; was würde der König tun? Er hat wieder zwei Wochen (8. bis 21.) gebraucht, um eine, auch diesmal wieder sehr vorläufige Lösung zu finden. Er hatte Mitte August die Parlamente daran erinnert, daß es noch Fürsten in Deutschland gäbe. Das Ministerium Hansemann war ihm längst zuwider. Jetzt drängten die Dinge in Frankfurt und in Berlin gleichzeitig zu einer Entscheidung. Diesmal wirkte die Gruppe seiner konservativen Freunde unmittelbar auf ihn ein. Sie hatten jetzt eine Partei, eine soziale Schicht, eine Anzahl aufblühender Vereine, eine leidenschaftlich beredte Zeitung hinter sich; sie selber bildeten, als oberste Wortführer dieser anwachsenden Gewalten, eine kleine, festgeschlossene Schar: die Kamarilla — die beiden Gerlach, Rauch, Massow, Keller, Leo, Niebuhr und einige mehr — handelte von da ab als politische Macht. Ihr nächstes Ziel war die Bildung eines brauchbaren Ministeriums. Schon am 8. September traf Ludwig Gerlach bei seinem Bruder in Potsdam ein; als sie am 9. zusammen aßen, kam Bismarck, der Präsident hatte den Eindruck, er „biete sich quasi zum Minister an".

Von da ab ist Bismarck, wie er im Dezember schrieb, drei Monate lang wie ein Perpendikel zwischen Schönhausen, Berlin, Potsdam und Brandenburg hin und her gegangen, „so daß ich die Genthiner Chaussee nicht mehr von weitem sehen mag". Früher oder später erleichterte die Jerichower Ritterschaft ihm dieses heimatlose Dasein: Die Standesgenossen, nach langer Untätigkeit endlich auch in sorgenvoller Bewegung, zahlten ihm „ganz lustig landtagsmäßige Diäten", sei es zur Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen beim Ausschusse des Bülowschen Vereins in Berlin, oder der politischen bei den „Leuten in Potsdam". Ludwig

von Gerlach hat ihn für dieſe Zeit als den „ſehr tätigen und intelligenten Adjutanten unſeres Kamarilla-Hauptquartiers“ bezeichnet. Er überwand ein gewiſſes Mißtrauen gegen Bismarck nie ganz; aber auch er war viel, weit mehr und weit enger noch ſein Bruder Leopold mit Bismarck zuſammen. Immer wieder, ſtreckenweiſe Tag für Tag, nennen die Tagebücher der beiden ihn, mit ſeinen Erzählungen, Erwägungen, Handlungen. Und mochte man ihn wollen oder nicht: auch beim Könige behielt er jetzt den Fuß im Bügel. Vielleicht von Gerlachs eingeführt, aß er am 11. an der königlichen Tafel, es war ein Feſttag des ruſſiſchen Kaiſerhauſes, und Bismarck traf außer der königlichen Familie den ruſſiſchen Geſandten. Auch mit dem engliſchen hat er verkehrt. Mit dem Prinzen von Preußen beſprach er die Hergänge, ſuchte ihn vorwärtszudrängen, ſtand ihm nahe genug, um in Gerlachs Auftrag noch am Abend um ſieben Uhr zu ihm nach Babelsberg zu fahren und ihn zu bearbeiten. Es handelte ſich überall um die Wahl der neuen Miniſter. Bismarck hat ſpäter erzählt, er ſei in dieſem Herbſte der Miniſterimpreſario des Königs geweſen, habe wohl zwanzig Körbe für ihn bekommen; er habe mit Vincke, mit Beckerath verhandelt. Von Beckerath wenigſtens können wir es verfolgen, daß er Mitte September mit Bismarck geſprochen hat; er fragte dieſen, mit werbendem Entgegenkommen, nach der konſervativen Partei und wollte wiſſen, inwiefern er auf deren Unterſtützung rechnen könne. In Wahrheit war Bismarck der eifrigſte und tätigſte Gegner ſeiner Kandidatur. Beckerath und Meviſſen waren der dritte und vierte unter den führenden rheiniſchen Liberalen von 1847, die der König im Revolutionsjahr in das Kabinett berief: Auch im September wieder war Friedrich Wilhelm, zum Kummer der Kamarilla, zu entſchiedenem Bruche mit dieſem Syſtem des Nachgebens und Abwartens nicht zu bewegen. Den Gedanken eines Militärminiſteriums griff er noch nicht auf; Beckeraths und Meviſſens Eintritt ſcheiterte nur an der Feſtigkeit ihrer liberalen Bedingungen. Schließlich landete man nach ratloſem Hin und Her bei einem ziemlich farbloſen Übergangsminiſterium unter dem Vorſitze des Generals von Pfuel. Die Konſervativen waren wenig zufrieden. Reinhold Thadden gedenkt einer Abendgeſellſchaft, in der viele Zweifel laut werden; Bismarck erzählte den Wortwitz, mit dem der engliſche Geſandte Weſtmoreland ſeine Frage nach Pfuel beantwortet habe: „O my dear, what is to be expected from a

kool?" Immerhin war gleichzeitig General Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt worden; Bismarck erhoffte von den ersten Begegnungen des neuen Kabinetts mit der Kammer einen Zusammenstoß. „Am Montag (25.)", schrieb er seiner Frau, „wird der Würfel hier wohl fallen: weicht Pfuel nicht schwächlich aus, so wird Blut fließen, denn die Demokratie ist gerüstet." Er selber wollte dann in des Königs Nähe, nach Potsdam gehen, wo es — „leider"! — gefahrlos sein würde. Aber Pfuel wich in der Tat aus, jener Montag wurde eher zur Niederlage in Bismarcks Sinne. Er tröstete sich (28.), daß der Kampf doch folgen müsse; er selber zog sich, nachdem er diese vierzehn Tage in der Welt umherpolitisiert, auf seine Lorbeeren, nach Schönhausen, zurück".

Pfuel fuhr fort, die Konservativen, und jetzt nun auch den König, schwer zu enttäuschen. Zum Bruche mit der Nationalversammlung hatte er weder die Absicht noch die Kraft; seinen Freunden klagte er bitter über den dumpfen Widerstand, den sein Vermittlungsstreben oben fände. Bismarck hat ihn und seinen Amtsgenossen in vertrauten Briefergüssen dieser Monate mit Worten wie Kastraten- und Verräter-Regierung („ich sage das als ruhiger Beobachter") gelohnt. Ludwig Gerlach entschied sehr bald: also andere Minister. Schon am 27. September erwog sein Bruder, wie das Kabinett durch Kämpfer wie Kleist und Bismark zu „verstärken", d. h. zu sprengen, sein würde. Seit dem 3. Oktober lief die Kamarilla von neuem Sturm; eine vierwöchentliche Krise setzte ein. Gleich während der ersten Tage begegnet Bismarcks Name in der Vorschlagsreihe. „Ich sehe nicht ein, warum der kein Minister sein soll?" hat Reinhold Thadden in diesen Wochen den einen der Gerlachschen Brüder zum andern sagen hören, als Bismarcks hohe Gestalt vorüberging; es muß der General gewesen sein. Der Präsident verzeichnete mit deutlicher Freude am 5. Oktober in seinem Tagebuche die Antwort Moritz von Blanckenburgs: er würde Kleist mehr als Bismarck trauen, und am 6. ebenso „Einwendungen" des Königs; Bismarck wird dem einen nicht sicher, dem andern nicht reif genug gewesen sein. Aber man suchte nach „Männern"; am 6. entschied man sich für den Oheim des Königs, den konservativen und tapferen General Grafen Brandenburg, und Leopold Gerlach erhielt dessen grundsätzliches Ja. In Berlin spitzte sich die Lage zu: Diktatur der Radikalen oder des Militärs? Die Nationalversammlung verhandelte seit dem 12. Oktober die Verfassung.

Der Ausschuß hatte zuvor die Vorlage der Regierung so umgestaltet, daß die monarchische ganz hinter die parlamentarische Gewalt zurückgedrängt worden war; der Konstitutionalismus, den auch die leidlich Gemäßigten meinten, war ein Parlamentarismus, ruhend auf der Nationalsouveränität. Im Plenum wurde das alles jetzt bestätigt und eher verschärft; die „Vereinbarung" zwischen Versammlung und Krone wurde kaum den Worten nach festgehalten, die Kammer zur Konstituante gemacht, dem Könige das „von Gottes Gnaden" genommen, der Adel grundsätzlich abgeschafft, die alte Jagdgerechtigkeit eben jetzt völlig und unentgeltlich (13.) aufgehoben. Die Linke wurde immer vollständiger Herrin des Parlaments und wagte Stoß auf Stoß. Eine Tagung demokratischer deutscher Parlamentarier und ein Kongreß demokratischer Volksvereine wurde am 5. und 7. auf den Monatsschluß nach Berlin berufen. Hinter der Nationalversammlung stand die Berliner Bürgerwehr; ein Konflikt mit den Arbeitern (16.) brachte diese in vorübergehenden Gegensatz zu den Massen; aber die gemeinsame Rücksicht auf den Bürgerkrieg in Österreich, die Gemeinsamkeit der Gegenwehr führte die gesamte Opposition bald wieder zusammen. Schließlich gingen jene beiden demokratischen Kongresse und die äußerste Linke der Nationalversammlung in den letzten Tagen des Oktober, dem Ergebnisse nach, Hand in Hand: sie alle kamen auf den Entschluß hinaus, der Stadt Wien gegen die Heeresgewalt des Kaisers beizuspringen. Waldeck beantragte am 31. Oktober im Parlament, das preußische Ministerium zum Schutze, d. h. zur kriegerischen Unterstützung der in Wien gefährdeten Volksfreiheit aufzufordern. Die Straßendemokratie kam dem Antrage mit einer Sturmpetition halb zu Hilfe, halb in den Weg, mit Ansammlungen, die dann freilich rasch in nackte Gewalt ausarteten: Die tobende Masse bedrohte, da der Antrag fiel, Abgeordnete und Minister mit dem Äußersten.

Pfuel hat bis in diese letzte Sitzung hinein stets nur durch Entgegenkommen zu beschwichtigen, niemals Widerstand zu leisten versucht. Noch am 31. brachte er der Versammlung als Morgengabe die königliche Bestätigung des Jagdgesetzes dar. Friedrich Wilhelm hatte dieser Konzession unter anderem lange widerstrebt und sie dennoch vollzogen. Er hatte unabläßig mit Graf Brandenburg verhandelt, den Umschwung vorbereitet, seinen Unwillen laut geäußert, immer handeln wollen und doch noch immer nichts gewagt; erst jener 31. stellte ihn vor die unweigerliche Entscheidung. Daß

die Verſammlung ſich jetzt reichlich genug ins Unrecht geſetzt hatte, daß gegen den Zuſammenklang der Berliner mit der Wiener Revolution die einfache Notwehr geboten war, war allzu deutlich. Am 1. November ging das Miniſterium, am 2. teilte Graf Brandenburg der Kammer ſeinen Auftrag mit, ein neues zu bilden.

Man begreift, wie tief der ewig auf und ab flutende Kampf dieſes Monats den eigentlichen Führer der Gegenpartei, den General von Gerlach, erregt hatte: „Die Anarchie in Sansſouci", ſo faßte er es am Schluſſe zuſammen, „iſt gefährlicher als die in Berlin." Das muß auch Bismarcks Stimmung geweſen ſein. Seit dem 11. Oktober war er wieder mitten darin: in Berlin, Potsdam, Sansſouci. Jener Spannung zwiſchen Arbeitern und Bürgerwehr in der Hauptſtadt freute er ſich, am 18.; die Arbeiter, ſo meldete er nach Haus, erklärten ſich in ihrem Gegenſatze zur Bürgerwehr für König und Armee. Man hat in dieſem Monat die Ultras beſchuldigt, die Maſſen auf den Straßen durch verkappte Hetzer gefliſſentlich aufgereizt zu haben, um ſo den Ausbruch, der zur militäriſchen Reaktion dienen könnte, künſtlich herbeizuführen. Das iſt unbewieſen geblieben; für Bismarcks Wünſche weiſen ſeine Worte vom 18. eher auf einen anderen Weg. Von ſeiner Arbeit wiſſen wir das Eine: er trieb den zaudernden Hans von Kleiſt (um den 20.) dringlich dazu an, das ihm angebotene Miniſterium anzunehmen; Kleiſt wandte ſeinen Mangel an Geſchäftskenntnis ein, Bismarck entgegnete, nur auf Entſchloſſenheit komme es jetzt an. Ein Sekondeleutnant, der die beſitze, mit einem Trommler als Adjutanten: das ſei die Vertretung, deren die Regierung im Parlament heute bedürfe. Als dann das Jagdgeſetz drohte, trat Bismarck mit einem heftigen Leitartikel der „Kreuzzeitung" (26.) auf den Plan: Die allgemeine Freigabe der Jagd ſei bei der Gemengelage der Äcker unausführbar und laufe nur auf eine allgemeine bewaffnete Wegelagerei hinaus. Dieſe kurzſichtige Prinzipienreiterei nannte er deutſch — es ſei doch wenigſtens ein ſittlicher Gedanke darin —; undeutſch dagegen die Aufhebung wohlbegründeter Rechte ohne Entgelt. „Jetzt mag jeder rechtliche Mann trauern, nicht weil es kein Waidwerk mehr geben ſoll und auch die letzte verkümmerte Blüte einer romantiſchen Zeit vor dem kalten Wehen der Gegenwart vergehen mußte, ſondern weil das Eigentum nicht mehr für heilig gilt und das Band, welches Staaten bindet, zerriſſen iſt." Am 28. war er mit ſeinen Nach-

barn Wartensleben, Arnstedt, Schierstädt, Brösigke zusammen beim Könige: eine Deputation, deren Auftrag offenbar auch wieder dem Jagdgesetze galt. Als es trotz allem vollzogen ward, fanden die Gerlach (1. November) seine Klage darüber maßlos; „als sei das Privatrecht heiliger als der Staat, was Leopold scharf zurückwies". Bismarcks Artikel hatte, mit seiner Betonung des Grundsätzlichen, in der Form fast etwas Gerlachisches; die Brüder empfinden mit Recht, daß, dem Kern nach, der Standesgeist in ihm dennoch den Grundsatz überwog. Die Wegdekretierung des Adels durch die Nationalversammlung am 31. hat ihn veranlaßt, von Stund an in zorniger Opposition das „von" wieder vor seinen Namen zu setzen.

Als nun der November endlich die Taten brachte, hielten er und seine ideologischen Verbündeten doch wieder dicht zueinander.

Das Ministerinm Brandenburg entstand; am 9. stellte es sich der Nationalversammlung gegenüber; die Versammlung wurde vertagt, nach Brandenburg verlegt, am 10. die Hauptstadt militärisch besetzt. Mühselig und schrittweise war auch dies alles wieder in Sanssouci durchgekämpft, mühselig die Mitglieder der neuen Regierung zusammengebracht worden. Es scheint, daß Bismarck dabei noch einmal vorgeschlagen worden ist; in der Luft lag das gewiß, „ach, und Gott bewahre dich vor allen Anträgen", schrieb ihm am 5. angstvoll seine Frau. Es wird damals gewesen sein, daß der König an den Rand der Liste neben Bismarcks Namen die Worte geschrieben hat, die seine Stimmung gegen den Heißsporn für diese Zeit so charakteristisch erleuchten: nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet. Sicher ist, daß er wieder half, andere zu werben, anderen Mut zu machen, daß er in dieser Woche mit Brandenburg verkehrte und politische Geschäfte bis zum Übermaße auf ihm lasteten. Auch mit Otto von Manteuffel, dem neuen Minister des Innern, hat er verhandelt und (am 8.) den Ängstlichen beruhigt, bis er sich dem Staatsstreich zur Verfügung stellte „und in wahrem Glauben die Sache übernahm". Im ganzen ist ohne Zweifel General Gerlach der gewesen, der „die Mine" gegraben, das Ministerium entscheidend vorbereitet hat: aber Brandenburg verlangte zur eigentlichen Tat seinen Lenker, seinen „Kornak", und indem Bismarck ihm in Manteuffel diesen sicherte, ermöglichte er die Tat des 9. November — des 18. Brumaire. Und nun blieb er eine Weile lang an allem handelnd beteiligt.

Der Schlag, so hat er es geschildert, fiel mit seiner eigensten Hilfe: er arbeitete am 8. November bis tief in die Nacht, am 9. vom frühen Morgen an daran, das Schauspielhaus — damals das Heim der Nationalversammlung — und seine Umgebungen militärisch zu sichern und den Staatsstreich zu decken. Er schilderte vom 9. bis zum 17. in bewegten Briefen seiner Gattin, seinem Bruder den Fortgang der Ereignisse und besonders sich selbst. Das gibt endlich einmal ein volles, dramatisches Bild: fast so wie für die Tage nach dem 19. März. Er war wieder überall, bei Freunden in Berlin, in Potsdam, zwischendurch wohl auch ein wenig zu Hause; er war bei den Ministern, bei der Kamarilla, den Gerlach, Senfft, beim Prinzen von Preußen, beim Könige. Er empfing in dem Potsdamer Stadtschlosse, wo die Herrschaften wie in einem Heerlager diese gefährliche Woche hindurch zusammengedrängt waren, im Schlafzimmer des Herrschers dessen Bekenntnisse und Programm „in einer stundenlangen Audienz": Friedrich Wilhelm werde seine „Versprechungen, richtige und törichte, unverbrüchlich halten", aber seinen Weg jetzt, gegen die Anarchie, ohne Umkehr und Wanken bis an das Ende gehen, weil er wisse, daß jeder Seitensprung ihn und das Land in den Abgrund stürzen würde. Und Bismarck jubelte über die Haltung des Landes: die Bauern sammeln sich in Massen um den König, wollen ihn verteidigen; trotz aller Gegenbewegungen: die Mehrzahl der Provinzen hält fest. Er aber wünscht sie zu beeinflussen; er war damals wirklich der Adjutant seiner Partei, nicht bloß, wie er es in seiner Art schrieb, „Hof- und Kammerintrigant" in Potsdam. Er korrespondierte mit den Schönhäusern, mit Alvensleben, mit Magdeburgern, mit Bernhard in Pommern, versandte Proklamationen, bat um Adressen von überallher: denn es begann von beiden Seiten ans ein Adressensturm für Kammer oder Ministerium. Was dahinter steht, ist ihm gleichgültig, da ja die Demokratie durch falsche Unterschriften die Stimmungsbilder fälschen: nur schleunig, nur recht viel einzelne Erklärungen, wenn auch jede nur wenig Unterschriften hat, lieber 6 mal 6 als einmal 36, es gilt, „die Schwachen zu stärken, die auf Löschpapier und Druckerschwärze viel Wert legen". „Klappern", so wiederholt er, „gehört zum Handwerk." Er nahm die Dinge, so leichthin er sprach, doch nicht etwa leicht. Daß in Potsdam der Aufruhr rasch verpuffte, daß in Berlin Wrangel die Bürgerwehr entwaffnete, den Belagerungszustand verlängerte und nirgends ernst-

haften Widerstand fand, verzeichnete er mit feurigem Anteil. Aber es ging seiner Leidenschaft nicht weit genug; seine Briefergüsse höhnen die Feigheit der Demokraten, die sich nicht zu wehren wagen. Er wußte im Alter, daß er Wrangels vorsichtig unterhandelndes Vorgehen für einen Fehler gehalten hatte: das kleinste Gefecht hätte bedeutet, daß Berlin erobert war, und hätte die Stellung der Regierung gestärkt. Durch seine Briefe blickt die gleiche Stimmung hindurch; ob es wünschenswert sei, daß alles kampflos ablaufe, darüber, so schrieb er am 10., sind die Meinungen geteilt. „Daß es ganz ohne Kugelwechsel abgehen sollte, kann ich mir kaum denken (15.)." Die Berliner Stadtverordneten haben ihre Unterwerfung ausgesprochen: „Das dank ihnen der —!" Er hätte gern „blaue Bohnen" gesehen. Als in diesen Tagen der sächsische Diplomat Beust bei dem jüngeren Savigny dessen Wohngast, Herrn von Bismarck, kennenlernte — „im Schlafrock mit der langen Pfeife" —, da erwiderte dieser auf Beusts tadelnde Kritik der standrechtlichen Erschießung Robert Blums in Wien mit Schärfe: „Ganz falsch! Wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten!" — So erinnerte sich Beust nach Jahrzehnten, und sicherlich hat Bismarck so gedacht. Das Bewußtsein des Sieges weht durch seine Briefe; „politisch", so meldete er seiner Gemahlin am 17., „geht mir bisher alles sehr nach Wunsch und ich bin Gott recht dankbar, daß er mich gewürdigt hat, der guten Sache wieder mehrmals und heute noch erhebliche Dienste zu leisten". Allerdings, noch immer gab es, wie er bald nachher rückschauend sagte, „bei dem furchtbar unterwühlten Terrain der höheren und höchsten Regionen, der jämmerlichen Fähigkeit und dem kleinlichen, sich kreuzenden Ehrgeiz unserer Bürokraten, doch Klippen, an denen man jeden Tag scheitern konnte".

Worum konnte es sich noch handeln?

Den Inhalt der vier Wochen nach dem Staatsstreiche bildete die Fortsetzung des Kampfes gegen die vertagte Nationalversammlung. Ihre widerspenstigen Reste verjagte das Militär aus Berlin; würde sie sich aber in Brandenburg, am 27., wieder zusammenfinden? Sollte man an ihrer Berufung festhalten? Sollte man mit ihr doch noch eine Verfassung zu vereinbaren suchen? Oder sollte man sie auflösen und die Verfassung vom Könige aus einseitig verleihen, „oktroyieren?" König, Minister, Kamarilla, deutsche Einreden aus der Paulskirche: es ergab sich wieder das alte Auf

und Ab; die Beschlüsse stießen und wendeten sich; schließlich versuchte man es in Brandenburg mit dem Rumpfparlamente, es ging schlecht, aber man wartete nicht bis zum letzten: am 5. Dezember wurde die Versammlung wirklich aufgelöst, eine Verfassung für das Königreich Preußen oktroyiert. Sie entsprach, obwohl sie die Arbeiten des verflossenen Parlamentes berücksichtigte, politisch im wesentlichen der Vorlage, die im Mai Hansemann diesem gemacht hatte; sie rückte die Krone wieder in die erste Reihe — verlieh doch sie aus eigener Kraft die Konstitution — und die Kammern in die zweite; sie fußte auf dem belgischen Muster, aber stellte die Exekutive freier: das preußische Königtum konnte mit ihr bestehen. Aber es war eine liberale Konstitution, von der Art, die Friedrich Wilhelm IV. im Vereinigten Landtage von 1847 für alle Zukunft so pathetisch abgelehnt hatte, mit allem grundsätzlichen Beiwerke der Zeit, mit den Grundrechten, versehen, durchaus nicht ständisch, weder geburts- noch berufsständisch, vielmehr ganz demokratisch-repräsentativ: das Wahlgesetz begründete die Zweite Kammer auf ein fast unbeschränkt allgemeines Stimmrecht; und auch für die Erste, die von den Provinzial-, Bezirks- und Kreisvertretern gewählt werden sollte, wurde das aktive Wahlrecht nur durch einen mäßigen Zensus, das passive, abgesehen vom Lebensalter, gar nicht beschränkt. Nur eine spätere Revision wnrde vorbehalten: die nach jenem Wahlgesetz auf den 26. Februar 1849 einberufenen Kammern sollten eine solche Revision mit der Krone vereinbaren. Bis sie zusammenträten, versprach der König durch Verordnungen gewisse ländliche und gerichtliche Reformen durchzuführen, die dann in der Tat in den nachfolgenden Wochen gewährt worden sind, weitere, insbesondere wiederum agrarische, Reformgesetze kündigte er für die nächste Volksvertretung an.

Unzweifelhaft: das hieß der Revolution die Spitze abbrechen, indem man ihre dringlichsten Forderungen, nach dem Siege über die Gewaltdrohung des Radikalismus, selber erfüllte. Wie aber konnte Herr von Bismarck sich zu dieser Politik königlicher Oktroyierung so liberaler Verfassnngs- und Reformgesetze stellen? Er ist geradezu als Urheber dieser Politik bezeichnet und gepriesen worden. Die Frage, wie er sich zu ihrer Entstehung und ihrem Vollzuge verhalten, muß hier aufgeworfen werden: es ist die Frage nach seiner positiven Haltung zur Revolution überhaupt.

Oder hat er eine solche positive Haltuug überhaupt gar nicht eingenom-

men, sondern nur die negative, die ihm am nächsten lag? Es scheint mir gewiß: die Hauptsache war ihm der Kampf. Die preußische Nationalversammlung vertrug sich, mindestens seit dem Juni, weder mit der Macht des Königtums noch mit der Macht und dem Interesse des Gutsbesitzes; für Krone und Stand und für die Herstellung einer festen Autorität überhaupt hat Bismarck seitdem gestritten. Die Versammlung war ihm die Revolution, der Widerstand gegen sie eine Notwehr, ein guter Krieg. Es galt die Niederwerfung des Gegners, den Wiederaufbau jener festen Macht. Der Leutnant mit dem Trommler: das war ihm das erste und nötigste. Was dann, das hing ihm sicherlich vom Grade und der Art des gewonnenen Sieges, von der neuen Gestalt der politischen Machtverhältnisse ab und blieb ihm immer in zweiter Reihe. Die Vermutung spricht dafür, daß er unverrückt nur jenen Sieg forderte, für das übrige aber wechselnde Lösungen ins Auge faßte. Aber natürlich, irgendwelche Pläne muß er gehabt haben. Man erwog sie, bei Hofe und in den Kreisen der konservativen Staatsmänner, seit dem Juni. Was war denn möglich, wenn man die Nationalversammlung schlug? Herstellung des alten Absolutismus? Den wollte Bismarck schon vor 1847 nicht mehr, seit Ende März hatte er ihn ausdrücklich verleugnet, und sein Wirklichkeitssinn wußte, daß man um eine große Veränderung nicht herumkam. Das Verfassungsversprechen des Königs band zudem. Er hatte die Vereinbarung der Verfassung zugesagt; das blieb der wünschenswerteste Weg. Man konnte sie vereinbaren entweder mit der gegenwärtigen Versammlung — dann mußte deren Anspruch zuvor gebrochen sein; oder, wenn das nicht ging, mit einer neuen Versammlung. Sollte auch diese nach allgemeinem Wahlrecht gebildet sein, so war die Aussicht gering: auflösen nnd wiederwählen, das versprach keine Besserung; Bismarck erklärte sich im September, unter den Parteigenossen, dagegen. Es blieb der Ausweg, eine neue Versammlung nach verändertem Wahlrecht zu berufen und zu diesem Zwecke ein neues Wahlgesetz vom Könige her zu verleihen, aufzuzwingen: eine vereinbarte Verfassung, ständisch oder repräsentativ, war dann denkbar. Oder aber, man schritt gleich zur Aufzwingung dieser Verfassung selbst. So hörten wir in der Tat Bismarck in Zimmerhausen sich zu Reinhold Thadden äußern, noch vor seiner ersten Audienz beim Könige: eine Oktroyierung mit bescheidenem liberalem Anstrich. Drei Monate später sprach er mit Leopold Ger-

lach die Möglichkeiten durch: es war während der Kriſe nach Hanſemanns Sturz, am 16. September. Man könnte, ſo wurde entwickelt, die Verſammlung vertagen, anderwärts wieder einberufen, ihr eine neue Verfaſſung mit ſtändiſchem Wahlgeſetz vorlegen; man könnte ſie auflöſen, nach dem ſtändiſchen Wahlgeſetz neu wählen laſſen; man könnte eine Verfaſſung oktroyieren, „allenfalls die belgiſche". Gerlach war gegen die Oktroyierung, Bismarck wird ſie als eine Möglichkeit offengelaſſen haben, aber ſchwerlich als die einzige. Vielleicht war doch die Verſammlung noch zu zähmen! Im November rangen die Pläne in Potsdam und Berlin heftig miteinander. Am 16. ſchienen die Miniſter für Auflöſung und Oktroyierung zu ſein, der König wollte nur ein beſſeres Wahlgeſetz oktroyieren. Daß Bismarck am 17. mit dem Stande der Dinge und ſeinen eigenen Erfolgen auch des heutigen Tages zufrieden war, beweiſt nicht, daß er die Oktroyierung geſtützt und als ſeinen Gedanken geprieſen hätte. Zwei Tage darauf ſchien das Miniſterium wieder geſchwankt zu haben; zu Leopold Gerlach, der das vermutete, kam noch in aller Nacht Bismarck von Berlin herüber: Die Verlegung der Nationalverſammlung nach Brandenburg ſchien nun doch zu gelingen; Bismarck meinte, man werde ſie dort kirre machen können, wenn man ein populäres Rentenablöſungsgeſetz einbringe, das die Intereſſen der Bauern nnd (durch einen Staatszuſchuß) die der Gutsherren verbinde. „Dann würden ſich die Abgeordneten alles gefallen laſſen", ſelbſt eine ſtändiſche Verfaſſung. Er ſuchte alſo am 19. November noch nach einer Vereinbarung, ein rückhaltloſer Anhänger der Aufzwingung kann er nicht geweſen ſein. Indeſſen, geſchehen mußte etwas. Der König beteuerte ja auch ihm damals, ſein Verſprechen würde er halten. Das Land war erregt, der Radikalismus erklärte dem Reaktionskabinett den Krieg, und wenn man ihn auch niederwerfen konnte, es galt doch, die gefährliche Stimmung irgendwie zu beſänftigen. Aus Frankfurt redete die Deutſche Nationalverſammlung ein; wollte Preußen in Deutſchland größer werden, ſo mußte es liberal handeln; daß auch gewiſſe Pläne der Frankfurter, Preußen ſtaatlich aufzulöſen, zu raſchem Entſchluſſe einer preußiſchen lebensfähigen Verfaſſung hindrängen konnten, ſoll hier nicht näher erörtert werden.

Das alles hat ſchließlich die Miniſter zur Oktroyierung hingeführt, am ſtärkſten doch ohne Zweifel die Rückſicht auf die innere preußiſche Lage. Sie haben, zum guten Teile widerſtrebend, dieſe liberale Verfaſſung erlaſſen;

dreifach widerſtrebend hat der König ſie ſchließlich, nach allerhand Einſpruch und einigen Veränderungen, hingenommen. Es war bei ihm und ſeinen Räten kein heroiſcher Entſchluß, ſondern die Auskunft des bedrängten Augenblicks; man behielt ſich ja ſogleich die ſpätere Nachbeſſerung vor. Es ſpricht nichts dafür, daß Bismarck mehr in dieſem Erlaſſe geſehen, daß er ihn je mit Eifer erſtrebt, daß er dieſe Verfaſſung, wie ſie nun geworden war, je innerlich geachtet hätte. Er ſprach ſofort vertraulich aus, wie weit er unzufrieden ſei: „Mit dem Wahlgeſetz habe ich heftige, leider erfolgloſe Kämpfe gefochten; weder das für die Zweite, noch weniger das für die Erſte Kammer iſt haltbar.“ Er nahm die Verfaſſung hin als Grundlage der Ordnung, als einen Abſchluß der regelloſen Zeit, als einen Anhalt für Regierung und Konſervative. „Es iſt doch etwas Großes ſchon, wenn Jemand, der unaufhaltſam in Schulden ſank, dazu kommt, auch nur einen Taler zurückzulegen“ (9. November).

So verteidigte er den Erlaß, ohne ſeinen Inhalt jemals ganz anzuerkennen; ſo mag er ihn als Ausweg auch mit empfohlen haben. Der Vater des Gedankens iſt er gewiß nicht; niemals haben die Gerlach, die es wiſſen und ſagen mußten, ihn dafür gehalten, die Idee lag in der Luft, von Anfang an; Stahl hatte die Oktroyierung überdies ſchon in ſeiner Schrift „Das monarchiſche Prinzip“ (1845) als deſſen Ausfluß und ebenſo in ſeiner „Philoſophie des Rechts“ vertreten. Bismarck hat ſich dieſer Möglichkeit ſicher mit geringerer Wärme angenommen als ſo mancher ſelbſt unter den Naheſtehenden, als etwa Leopold Ranke; Bismarck dachte damals nur an Preußen und nicht an die Rückſichten auf Deutſchland. Für ihn war das Geſetz nichts als eine Auskunft; daß es liberal ausfiel, war ihm unlieb; daß er damals die Monarchie auf die Maſſen hätte ſtützen wollen, daran iſt gar nicht zu denken. Auch nicht daran, daß er die berechtigten Wünſche des Bürgertums jetzt hätte erfüllen wollen, um nun mit der neuen Zeit in notgedrungenem Bunde poſitiv zuſammenzuſchaffen. Königtum und Partei lagen ihm am Herzen, auf die Stimmung der Landbevölkerung dachte er durch ein erträgliches Rentengeſetz einzuwirken; auch für ihn war die neue Verfaſſung keine Tat der Verſöhnung, ſondern höchſtens der Beruhigung. Den Wind wollte er den Gegnern aus dem Segel nehmen; von dem großen poſitiven Zuge, der 1866 in der Durchſetzung des Indemnitätsantrages lag, von dem Willen, dem

beſiegten Gegner die Hand hinzuſtrecken zu gemeinſamem Schaffen, unter der eigenen Führung, von ſolchen weiten Abſichten darf man dem Kämpfer von 1848 nichts zuſprechen wollen. Es war ſchon ungerlachiſch genug, daß er das Unvermeidliche einfach hinnahm, das Neue anerkannte, ſoweit es nötig war, und im übrigen ſolange es nötig ſein würde; ſonſt aber war er der Kämpfer, der Parteimann, und ſeine Kampfesluſt war in dieſen Wochen ſo elementar wie nur jemals zuvor —.

Der Abſchluß vom 5. Dezember brachte ihm eine kurze Ruhepauſe. In den erregten Monaten vorher klingt immer wieder ein Ton der Sehnſucht nach Weib und Kind, der Sorge und Liebe durch den politiſchen Drang hindurch, aber der Augenblick verſchlang ihn. Zuerſt noch ein freieres Behagen; den jungen Großonkel Kleiſt-Retzow, „den kleinen Hanſen, den reaktionären Kreis-Wühler in Belgard", beſchied Bismarck in luſtiger Parodie richterlicher Vorladung als Paten zur Taufe ſeiner kleinen Marie auf den 1. Oktober, „unter Verwarnung der Realzitation" (17. September). Später wird er haſtiger und haſtiger; ſeiner einſamen und für ihn ängſtlichen Frau redet er warm zu: „Alſo Mut und Geduld, mein Herz, in allen Fällen. Der Gott, der Welten dreht, kann auch mich decken mit ſeinen Flügeln." Aber die Politik ließ ihn innerlich ebenſowenig los wie äußerlich. Die erſte Dezemberhälfte war er daheim und konnte gutmachen, was er etwa in nervöſer Ungeduld durch reſpektloſe Worte an ſeiner Vierteljährigen geſündigt hatte. Er leugne ihre Niedlichkeiten ab und ſpiele doch halbe Stunden lang mit ihr und ergötze ſich an ihrem Lachen und Lallen, berichtete Frau Johanna ſeiner Schweſter am 12. Dezember.

Da war er freilich ſchon wieder in der Hauptſtadt, und ſein eigener Brief an den Bruder (9.) quoll über von Politik. Er freute ſich ſeines Tagwerks aus dieſen Monaten und meinte, „nicht ohne Nutzen die Schwanzklemmer mitunter gepfeffert zu haben". „Die Bildung des jetzigen Miniſteriums, ſeine Erhaltung gegen innere Krankheiten und äußere Angriffe, namentlich die Frankfurter": das ſei der Gewinn. Und ziemlich überraſchend nahm er von dem Tadel, mit dem er die „Bürokraten" traf, den einen aus, an dem der letzte Erfolg, aber auch der lange Mißerfolg doch am deutlichſten gehangen hatte: „Der König allein hat nie den Mut und nie das Ziel aus den Augen verloren, ſeit ich ihn um Johanni zuerſt

wiederſah." Das klingt beinah wie Leopold Gerlach: ſo loyal und warm empfand Bismarck; man ſpürt, wo ſein Herz und ſeine Hoffnungen waren. Dazwiſchen über die Entwertung des Landlebens ein bitteres Wort, die Jagdfreiheit verwüſtet den Wildbeſtand; ſchon am 2. November hatte er über Schönhauſen ohne Liebe geſprochen. Was ihn beſchäftigt, iſt Wahl und Partei. Seine Kreisſtände, die ihn nach Berlin deputiert haben, wollen ihn dort wiſſen, damit er ihr Eigentum beſchirme. Und in Potsdam „wählt" er mit „der im Finſtern ſchleichenden Partei".

Es war ſeine Sehnſucht, in den Landtag zu kommen. Für die Leitung der Wahlen bildete ſich in Berlin ein Zentralkomitee, das alle Schattierungen der Konſervativen, das heißt derer, die dem demokratiſchen Strome widerſtehen wollten, in ſich ſchloß, von der Rechten der Berliner Nationalverſammlung an bis zur Kreuzzeitungsgruppe, den Männern des „Vereins für König und Vaterland". Dem Vorſtande dieſes Vereins gehörte auch Bismarck an; er hat Anſchreiben mit unterzeichnet, das den Hochkonſervativen im ganzen Königreiche die Wege vertraulich vorzeichnete. Kein Pakt mit der Revolution! Konſtitutionelle Monarchie, die das Recht und das Eigentum wahrt, Erhaltung, wenn auch Neugeſtaltung der „gegliederten Verhältniſſe in Gemeinde, Kreis und Provinz", Auswahl und Förderung geeigneter Kandidaten, die durch geiſtige Bedeutſamkeit in der Kammer die Kleinheit ihrer Zahl ausgleichen können. Die Mittel der Agitation wurden beſprochen und vor Sondertümelei gewarnt. Mithelfen müſſe im neuen konſtitutionellen Staate jeder; zumal die Großgrundbeſitzer werden aufgerufen, zugunſten ihrer eigenen Rechte, der Krone und des Landvolkes, deſſen geborene Führer ſie ſeien, und neben ihnen die Geiſtlichen. Man ſieht die Elemente der jungen Partei vor ſich. Jedoch ihre Aufgabe im Lande war ſchwer, die Demokratie in ſtarker Gegenwehr, die Mittelparteien keineswegs freundlich oder gar zuverläſſig, in den Städten die Oppoſition noch überſtark, das Handwerk, bei aller Feindſchaft gegen die Gewerbefreiheit, zum guten Teile politiſch noch radikal. Aus dem platten Lande war der Rückſtrom deutlicher, die Gutsbeſitzer kamen wieder obenauf, vom Bauerntum getragen; aber die Reformwünſche des letzten Jahres, beſonders der nach der Rentenablöſung, drängten ſich an mancher Stelle zwiſchen die beiden Schichten. Gerade in Bismarcks Jerichower Kreiſen wirkte die Rentenfrage ſtark; wir be-

greifen, wie sehr sie seine Gedanken im November beschäftigte. „Einige wohlgesinnte Träumer" stellten seine Kandidatur hier auf, ohne Aussicht; man kannte den heftigen Junker hier auch vom Vorjahre her zu gut, er war „ihnen zu arg". Es scheint, daß ein Zufall dazu half, ihn anderwärts in den Sattel zu heben. In Brandenburg war eine Cousine seiner Frau, Franziska von Puttkamer, an den Strafanstaltsdirektor Barschall verheiratet, einen strengen Altlutheraner, der der Märtyrer seines Bekenntnisses gewesen war; jetzt führte er, mit dem feurigen Herrn von Arnstedt auf Großkreutz zusammen, den Patriotischen Verein dieser Havellande. Frau Barschall war im Dezember in Schönhausen; als der Hansherr eines Morgens unzufrieden mit dem Stock im Sande grub, entdeckte sie den Grund seines Mißmutes und vermittelte, seinem ungläubigen Lächeln zum Trotz, bei ihrem Gatten die Aufstellung seiner Kandidatur in Brandenburg. Er hat später wohl gescherzt, „die Kleine" habe seine Karriere begründet. Nun war Arnstedt schon sein Kampfgenosse gewesen; der Berliner Parteiausschuß setzte Bismarck auf die engere Liste seiner Kandidaten, nnd das weitere Zentralkomitee schlug ihn in Brandenburg unmittelbar vor — sehr möglich, daß der persönlich entscheidende Anstoß doch von der Gartenbank im Schönhauser Parke kam. Bismarck hat noch breitere Deckung gesucht. Als die Teltower Wahlmänner den Minister Ernst von Bodelschwingh aufzustellen planten, wandte er sich an den Mann, dem er seit dem 18. März schwerlich Freund war, und bat ihn, sich der Kandidatur nicht zu entziehen; sonst aber seinen entscheidenden Einfluß im Kreise für Stahl, oder, falls dieser kirchlich zu scharf ausgeprägt erscheine, für ihn selber wirken zu lassen. Da spricht schon ganz der Parteidiplomat; interessant ist zumal, daß er selber sich damals für kirchlich weniger anstößig hielt als Stahl — obgleich er wisse, wie nachteilig ihm die vage Verdächtigung als Reaktionär sei. Seinen Bruder ließ er deutlicher erkennen, wie unbehaglich ihm die Waffengenossenschaft mit den Halben war.

Sein Los ward Brandenburg. Auch da war der Boden seit dem März heftig durchschüttelt worden, die Vereine der beiden Parteien rangen früh miteinander; auf dem Lande, in der Zauche, erhob seit dem Sommer Arnstedt die Fahne, die kleinen Städte waren radikal, aber aus der alten Kurstadt pilgerte im September der Handwerkerverein 1400 Köpfe stark

nach Potsdam und Babelsberg zur Huldigung, im November waren die Bauern ihrem Könige in Waffen zugezogen. Extreme und gemäßigte Monarchiſten ſtanden jetzt auch hier nebeneinander; die Demokraten führte der Oberbürgermeiſter Franz Ziegler, der Kampf war typiſch und heiß, alle Wogen der ſtürmiſchen Zeit begegneten und ſtießen ſich auch hier. Der Erfolg blieb zweifelhaft bis an die letzte Stunde. Zu den Entſcheidungsſchlachten ging Bismarck noch Mitte Januar in den Wahlkreis; am 22. wurden die Wahlmänner, am 5. Februar der Abgeordnete gewählt. Die letzte Woche verbrachte er in Brandenburg, an Franziskas Tiſchchen ſchrieb er ſeiner Frau den Schlachtbericht, in der Wahlverſammlung, unter ſtinkender Lampe las er Johannas Brief. Er hatte wie im Hauptquartier gelebt, ſelber „ungenießbar unruhig, in fieberhafter Aufregung", Wahlmänner „aufgeklärt" und durch Liebenswürdigkeit beſtochen, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher die Hand gedrückt, daß ihm nach dem Siege die Muskeln ſchmerzten. So hat er es nachher in ſeiner Tonart geſchildert; während des Kampfes ſprachen ſeine Briefe mit Achtung ſelbſt von den Gegnern, und die letzte Verſammlung am 4., wo er „inmitten von Qualm und Lärm zu vierhundert Menſchen mit Gottes Hilfe eine ſtürmiſch beifällig aufgenommene Rede hielt", nahm ihn doch hin. Wir wiſſen einiges von ſeinem Programm, es iſt maßvoll und zugleich ehrlich. Es war ihm nicht ganz leicht, den Kämpfer und Bekenner vom Erſten Vereinigten Landtage, den doch alle ſeine Hörer kannten, mit der unbedingten Anerkennung des großen Umſchwungs zu vereinigen, die er heute vertrat. Aber die Rechte, die er 1847 verteidigt hatte, hatte der König ſelber ja inzwiſchen aufgegeben. Heute nahm Bismarck die Verfaſſung vom 5. Dezember rund an. Es war eine gewiſſe Diplomatie darin, daß er die Meinungsverſchiedenheiten „über einzelne Paragraphen" auf ruhigere Zeit verwies, die ſie „dem Charakter und den Bedürfniſſen unſeres Volkes im Laufe der Geſetzgebnng anpaſſen wird"; ſeinem Bruder ſprach er ſeinen Vorbehalt offen aus: wenn erſt die Anarchie bezwungen iſt, folgt die Ausbeſſerung der Verfaſſung bald von ſelbſt. Auch wenn er von der „Aufhilfe des Gewerbeſtandes" ſprach, „der an dem zunehmenden Wohlergehen der andern keinen Anteil gehabt hat", ſo erblickt man die Zuhörer, vor denen er redete. Und in vielem dämpfte er den Ton: nicht in der Anklage gegen die Feinde, denen ſelbſt dieſe Verfaſſung nicht frei genug iſt, gegen die

„Barbarei" einer „revolutionären Gewaltherrſchaft", deren Wirkſamkeit in dem Frankreich der erſten Revolution er mit beredter Leidenſchaft malte. Wohl aber in der Kennzeichnung des Neuen, das er akzeptierte, weil es das einzige Bollwerk gegen die Angriffe des gefährlichſten Feindes ſei, der je an Preußens Thron rüttelte. „Wer die Verfaſſung nicht unumwunden anerkennt, mag er nach rechts oder links abweichen, gehört zu unſeren Gegnern." Er führte auf: Gleichheit vor dem Geſetz — niemand beanſprucht in Preußen mehr einen Vorzug vor ſeinen Mitbürgern, richte nun das Mißtrauen dieſe Schranken nicht von links her von neuem auf! Gleichheit vor der Steuer — jeder wird nach Maßgabe ſeines Vermögens zu den Staatslaſten beitragen, und gern. Im Grunde war bereits dies durchaus klar; den Adel opferte er keineswegs, die Gleichheit der Steuerveranlagung richtete ſich, nach ſeinem Sinne, auch gegen das Vorrecht des beweglichen Vermögens. Unmittelbar aber, ſo ſchrieb er dem Bruder, habe er die unentgeltliche Abſchaffung geldwerter Rechte, die Verminderung der ſtehenden Armee bekämpft, ſtrenge Preß- und Klubgeſetze und — im Grundſatze eine weite Abweichung von der Urkunde des 5. Dezembers — Wahl nach Intereſſen gefordert. Das war in Wahrheit doch ein konſervatives Programm; er trat, ſoweit er es vermochte, nach links, aber mit offenem Viſier.

Er ſiegte mit knapper Mehrheit; bei dem Feſtmahle ſang man neben dem Preußen- und dem Königsliede „Nun danket alle Gott". Leopold Gerlach freute ſich und nannte Bismarck unter den „zuverläſſigen Leuten", die gewählt waren, die „Kreuzzeitung", die heftig mitgeſtritten, hob in ihrem Zuſchauer den „glänzenden Sieg" im Havellande mit beſonderer Überſchrift heraus. Als am dritten Tage Bismarcks Frennden in Brandenburg die Fenſter eingeworfen wurden, ſaß er „ſchon ruhig bei Johanna".

Dieſe Wahl, die ihn aus der irregulären endlich in die reguläre Politik hineinhob, hat ſeine Zukunft beſiegelt. Mitten im Kampfe hatte er ſeinem Bruder vermeldet, er ſtehe dicht vor der Verpachtung Schönhauſens. Alſo er hatte ſich entſchloſſen, das Land aufzugeben und ganz Politiker zu ſein: unmittelbarer als einſt auf der Vorſtufe dieſer Entwicklungen im November 1846.[1] Der Zwieſpalt ſeiner Zukunft ſtieg ihm zugleich vor der Seele auf, während er bei Barſchall des Ergebniſſes harrte: „Es wird

[1] Siehe dazu Bismarcks Jugend, S. 294.

doch eine schwere Sache sein, dies Leben ohne Ruhe im Herzen." Aber der Würfel war geworfen. Der volle Eintritt in den Beruf seines Daseins war ja nur die folgerechte Fortsetznng all seiner Bestrebungen von 1845 an. Aber erst das Revolutionsjahr riß ihn in das Fahrwasser des breitesten öffentlichen Lebens hinein. Auch in seinem Leben — das ist der Schlußeindruck — bleibt es unvergeßlich fruchtbar: nicht, weil es ihm unmittelbar Etwas gegeben hätte wie den Hunderttausenden seiner Zeitgenossen. Was 1848 wollte, wies Bismarck ganz und gar von sich: er empfand, bis zuletzt, nur den Gegensatz und gewann Neues nnr dnrch ihn. Wie es für Bismarcks künftige Arbeit dennoch, in jeglicher Hinsicht, den Stoff bereitete, haben wir verfolgt. Aber auch im Wesen hatte der dreiunddreißigjährige Bismarck immerhin mehr, als er zugegeben hätte, mit dem Sturmjahr gemein: jugendlich unfertig waren sie alle beide. Durch Hebung und Senkung, in Schwankungen und in Leidenschaft zog sich sein eigener Weg, so sahen wir, dahin unter dem Einflusse der großen Wandlung seiner Welt. Es war, für sein politisches Lernen, nochmals eine Zeit des Durchbruchs, des Sturms und Drangs. Zuletzt hat sie ihn in feste Bahnen, in die erste Reihe einer nun erst gestalteten Partei geführt. Sie hat ihn, auch dabei, weit mehr geführt, als daß er selber führte: andere gingen vor ihm her. Das Besondere an seinen Erlebnissen im Jahre 1848 liegt nur in der persönlichen Energie, mit der er lebte: am Eingange und wieder am Schlusse. Sein Vetter Bernhard Puttkamer erinnerte sich nach einem halben Jahrhundert einer Deichfahrt, an der Bismarck ihn zu Weihnachten in Schönhausen teilnehmen ließ: zwei Reitpferde vor dem Wagen, im Galopp auf dem schmalen Damm dahin, hier die hohe Elbe, dort die tiefe Böschung, ein Sturz nach rechts oder links fast sicherer Tod. Daß der „rote Reaktionär" etwas ganz für sich sei, wußte nicht sein König allein. Und nur eines ist noch in höherem Maße oder höherem Sinne sein eigen: jenes unwillkürliche Bekenntnis zu Staat, Macht und Volk in seinem Polenartikel vom April. Aber der Beginn war die Partei.

Zweiter Teil

Bismarcks politische und menschliche Entwicklung im Niedergang der deutschen Revolution (1849—1851)

Vierter Abschnitt

Die preußische Politik von der Ablehnung der Kaiserkrone bis Olmütz

Zwei und ein halbes Jahr etwa, von Anfang 1849 bis zum Mai 1851, war Bismarck parlamentarischer Parteimann: an die Parlamente war damals sein Leben gebunden. Voran stand der preußische Landtag; mit ihm hatte er begonnen und geschlossen, und dieser Landtag des größten deutschen Staates wurde allmählich zum wichtigsten Parlamente für Deutschland überhaupt. Nur als Episode, fast schattenhaft, reichte im Frühjahr 1850 der Unionsreichstag von Erfurt in diese Zeit hinein; nur über ihren Anfang noch, das Frühjahr 1849, ragte die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt mit der tragischen Größe ihrer letzten Kämpfe hinweg. Das Deutschland von 1848, dessen Stätte die Paulskirche war, sank zurück, Berlin, von preußischen Lebensfragen zumeist erfüllt, stieg empor. Aber noch wurde jede innere preußische Entscheidung nicht bloß von den innenstaatlichen Ideen und Gegensätzen, die das Revolutionsjahr aus dem Boden auch jedes Einzellandes hervorgetrieben hatte, sondern von den weiteren Machtfragen beeinflußt und beherrscht, die es über Deutschland als Ganzes gespannt hatte, von den Fragen der nationalen Einheit und ihrer Vollstreckung. Bis in den Sommer 1851 hinein dauerte diese unmittelbare Nachwirkung der großen nationalen Flut, die freilich längst begonnen hatte zu verebben; erst im Mai jenes Jahres wurden Bund nnd Bundestag wieder als die einzige Form des deutschen Gesamtlebens endgültig hergestellt. Die eigentliche Entscheidung zwar war bereits Ende 1850 gefallen: schon in Olmütz entschloß sich Preußen, Deutschland aufzugeben. Die beiden Jahre bis dahin, 1849 und 1850, sollen auch hier als eine Einheit zusammengenommen werden.

Am stärksten schlagen die deutschen Wogen in den ersten der beiden preußischen Landtage hinein, den kurzen Landtag vom 26. Februar bis zum 27. April 1849. Seine Aufgabe sollte es sein, die preußische Verfassung vom 5. Dezember zu bestätigen und zu revidieren; aber mitten in seine Arbeit fiel der Abschluß der Reichsverfassung in Frankfurt und die Kaiserwahl vom 28. März. Längst hatten auf dem einen wie dem anderen Schauplatze Demokratie und Mittelpartei sich feindlich gegeneinander gestellt, alle Erregungen hatten sich unter dem heißen Ringen um die Frankfurter Entscheidung von neuem zur Glut gesteigert, über Preußen und Deutschland hing noch einmal die Erwartung eines ungeheuren Brandes. In Berlin gingen, auch im Landtage, alle Gegner der revolutionären Demokratie eben deshalb zunächst zusammen, und vereinigt besaßen sie auch in der Zweiten Kammer die Mehrheit. Allein es war eine unsichere Mehrheit, die lediglich der Gegensatz einte, und der in sich selber drei noch unausgebildete Gruppen barg: eine kleine Gruppe der äußersten Rechten, eine breitere der gemäßigt Konservativen, und den Stoff zu einer liberalen Mittelpartei, die sich einmal mit dem rechten Flügel der Linken verschmelzen mochte. Das alles ging noch unausgeglichen durch- und miteinander; vorerst hielt die Gesamtheit dieser „konstitutionellen" Rechten in sich nnd mit dem Ministerium Brandenburg zusammen, solange die heimische Aufgabe überwog. Bis zum 28. März verhandelte die Kammer über die Adresse: die Mehrheit erkannte die Verfassung an und schlug in dieser Hauptfrage den Ansturm der Radikalen ab; in wichtigen Einzelheiten kündigte sich bereits jetzt eine künftige Zersetzung an. Sie trat ein seit der Kaiserwahl.

Sollte Friedrich Wilhelm IV. die Krone nehmen, die ihm die Nationalversammlung bot? In seinem Herzen wie in seiner Umgebung stritt nationaler Drang und preußischer Ehrgeiz mit der legitimistischen Abneigung gegen die Revolution, mit der monarchischen und der preußischen Abneigung gegen die radikale und unitarische Frankfurter Verfassung, mit der Scheu zugleich vor dem schweren Wagnis einer kleindeutschen Politik. In Wahrheit hätte die Annahme der Kaiserkrone, wenn nicht alsbald, so doch in naher Zukunft, die kriegerische Abrechnung mit Österreich nach sich ziehen müssen, das im Augenblick noch durch Italien und zumal durch Ungarn gebunden, aber längst im Aufstiege war; und hinter Österreich

ſtand die Selbſtändigkeit der deutſchen Mittelſtaaten, die ſich dem Drucke aus Frankfurt und Berlin nur zähneknirſchend und ſicher nur ſo lange fügen konnte, wie ſie durchaus mußte; hinter Öſterreich ſtand überdies die Feindſeligkeit der europäiſchen Nachbarn: gegen ſie alle mußte die Gründung eines Deutſchen Reiches ſich durchſetzen oder doch ſich behaupten in einem Kampfe auf Leben und Tod. Weder Preußen noch Deutſchland aber war, weder innerlich noch äußerlich, zu dieſem Kampfe reif oder fähig: am wenigſten war es die Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms. Er tat wohl ſicherlich das politiſch Kluge, indem er die in jeglichem Sinne gefahrvolle Würde von ſich ſchob; das ihm perſönlich Natürliche, ja Unausweichliche tat er ohne Zweifel. Er wollte den Antrag preußiſcher Führerſchaft nicht einfach ablehnen, er gab der Abordnung des Frankfurter Parlaments (3. April) noch kein endgültiges Nein; er blieb auch weiterhin der Abſicht, die deutſche Einheitsſache aufzunehmen, ſie in ſeine Hände und die der deutſchen Fürſten zu legen: aber mit der Nationalverſammlung und ihrer demokratiſchen Souveränität, mit der Reichsverfaſſung, die dieſe Verſammlung ihm als Preis für die Kaiſerkrone aufzwingen wollte, brach er, nach einigem Hin und Her, am 28. April endgültig; den kaiſerlichen Namen hatte er nie gewollt.

Das hiſtoriſche Urteil kann nur die ſtrenge innere und auch wohl äußere Notwendigkeit ſeines Entſchluſſes anerkennen: den Zeitgenoſſen aber war es nach dem leidenſchaftlichen Anlaufe der letzten Wochen, dem Zuſammenbruch aller Hoffnungen des großen Jahres, ein kaum erwarteter, ein kaum zu ertragender, ſie bis in das tiefſte Mark erſchütternder Schlag. Er ging durch ganz Deutſchland hindurch und traf alle Gläubigen des nationalen Gedankens, die kleindeutſchen Monarchiſten zuſchwerſt, aber er traf auch die Demokraten, die den preußiſchen Kaiſer im Grunde verabſcheuten, denen jedoch die Reichsverfaſſung, nun da ſie abgelehnt wurde, zum Ausdruck ihres Ideales ward. Er traf auch in Preußen alle Liberalen, die gemäßigten auch hier am härteſten. Sobald die Kaiſerfrage brennend wurde, ſchmolz die Einheit der Regierungspartei in der Zweiten Kammer an ihren Strahlen dahin: der Gegenſatz gegen die Demokratie trat ſofort hinter den nationalen Gedanken, der ſich bei ſo vielen hier mit dem preußiſchen Ehrgeize unablösbar durchdrang, zurück. Die Mittelpartei ſuchte im deutſchen Sinne auf die Regierung zu drücken, vom Augenblick der Kaiſerwahl an,

und fiel, je deutlicher der König sich abwandte, immer deutlicher in die Opposition; auch in den inneren Fragen wurde die Kammer schärfer, am 26. April beschloß sie, die Aufhebung des Berliner Belagerungszustandes zu fordern, einer Waffe, die die Regierung in dieser neuen Krise vollends nicht hergeben wollte; am 27. löste der König sie auf und vertagte das Oberhaus. Eine innere Verständigung war nicht mehr zu erhoffen gewesen: der sprengende Stoß aber war von Deutschland hergekommen, und in Deutschland fielen nun auch über die preußische Weiterentwicklung die Würfel der Gewalt.

Die Demokratie erhob sich unter dem Banner der demokratischen Reichsverfassung; auf preußischem Boden ziemlich leicht erstickt, flammte der Aufruhr in Sachsen, in Baden und der Pfalz gefährlich auf. Einen Augenblick schien die monarchische Ordnung für ganz Deutschland bedroht, auch preußische Monarchisten verfielen in schwere Sorge: dann aber griffen preußische Truppen wie in Dresden so im Südwesten ein, sie siegten überall, die Revolution erlosch im Blut.

Preußen nahm, in seinem Unionsprogramm, ihre positive deutsche Erbschaft von neuem auf sich: von obenher wollte es nun den deutschen Bundesstaat seinerseits errichten. Und in denselben Tagen, da es dies verkündete, zog Friedrich Wilhelm die Folgerungen für die Machtlage im eigenen Hause: die Verordnung vom 30. Mai ersetzte, unter Berufung auf das Notverordnungsrecht, das die Dezemberverfassung der Krone gewähre, für die Wahlen zur Zweiten Kammer das allgemeine gleiche Stimmrecht durch das nach dem Zensus abgestufte Dreiklassenwahlrecht und die geheime Stimmabgabe durch die öffentliche. Die Wahlen, die auf Grund dieses Staatsstreiches im Juli stattfanden, ergaben, indem die Demokraten durchaus, die entschiedeneren Liberalen überwiegend sich fernhielten, bei sehr schwacher Beteiligung der Urwähler eine völlig verwandelte Kammer. An Radikalen fehlte es ganz, die äußerste Rechte wuchs, die Linke bestand aus liberalen Konstitutionellen, das Schwergewicht lag bei den gemäßigten Liberalen und den gemäßigten Konservativen der Mitte, die Regierung fand beinahe stets eine Mehrheit, mit der sie sich verständigen konnte, wenngleich auch dieses Mal noch Parteien und Mehrheiten in einigem Schwanken blieben: die Sorge vor Reaktion blieb lebhaft, die deutsche Frage trieb immer wieder den Strom nach links.

Der Landtag, der am 7. Juli 1849 zusammentrat, ist als der Revisionslandtag bezeichnet worden. Seine beiden Kammern — die ältere Erste, die ausgewählte Zweite — haben sich von Anfang an ihrer inneren Hauptaufgabe, der Revision der Verfassung vom 5. Dezember des Vorjahres, mit gesammeltem Eifer zugewandt. Sie haben ihr Werk bis zum 18. Dezember vollendet und es im Januar 1850 auf neue königliche Änderungsansprüche hin zum Teil behauptet, zum Teil ergänzt: am 31. Januar 1850 verkündete der König das erneuerte Staatsgrundgesetz. Er hat, als er es kurz darauf beschwor, den Kammern gedankt: sie haben aus der Verfassung, die, ein Erzeugnis noch schwer bedrängter Tage, „den breiten Stempel ihres Ursprungs trug, Bedenkliches entfernt, Gutes hineingetragen, und sich den Dank des Vaterlandes verdient". In monatelanger Arbeit war Artikel um Artikel erwogen, in den Ausschüssen und in den Vollsitzungen der beiden Körperschaften gestritten und ausgeglichen, zwischen beiden das Ergebnis ausgetauscht und die letzte Form vereinbart worden. Wo sie sich nicht einigten, ließ man die Urkunde vom 5. Dezember bestehen. Sie blieb die Grundlage. An vielen Stellen wurde sie technisch verbessert, geklärt, genauer gefaßt; in der einen politischen Hauptänderung waren beide Häuser unter sich und mit der Regierung einig: sie bestätigten das Dreiklassenwahlrecht für die Zweite Kammer; und auch sonst wurde manches politisch enger gefaßt als in der Vorlage. Das Vereinsrecht wurde eingeschränkt, das Heer des Stimmrechts beraubt und der Politik möglichst entrückt, übrigens auch die Bürgerwehr aus ihm ausgeschieden, das Recht zu Notverordnungen eingeschränkt, aber ausdrücklich aufrechterhalten, überall suchte man einen möglichen Mittelweg. Gelegentlich erscheint die Zweite Kammer fast konservativer als die Erste, in den Hauptsachen war es aber doch diese; sie hat gewichtigen Wünschen der Rechten, gewichtigen Ansprüchen der Krone Raum verschafft: auf den wichtigsten Fall, den Kampf um den Artikel 108, der recht eigentlich die Erhaltung der königlichen Vollgewalt betraf, wird später noch einzugehen sein. Im ganzen hielt sich die Revision auf dem Boden eines bewußten Liberalismus; die Kammern wahrten ihre Rechte, Ministerverantwortlichkeit und -anklage blieben in der Verfassung, Fideikommisse blieben untersagt. Die Mehrheiten verfuhren schließlich immer maßvoll. Nicht daß es an Kämpfen gefehlt hätte: in Ausschüssen und Sitzungen trafen die großen Anschau-

ungen der Zeit in lebhaften Vertretern, mit einer Fülle von Anträgen und auch von Schärfen, aufeinander, die monarchisch-konstitutionelle von hier, die parlamentarisch-konstitutionelle von dorther; Führer wie Stahl und Dahlmann haben diese Gegensätze in klassischen Formen verkörpert, und der Geist des liberalen Bürgertums, wie er die Jahrhundertmitte beherrschte, überwog. Auch die äußerste Rechte unternahm gerade auf Lieblingsgebieten des Liberalismns wie in den kirchlichen und geistigen Fragen kriegerische Vorstöße; man wies sie zurück. Aber im ganzen strebte der Liberalismus dieses Landtages nach Versöhnung mit der Krone und wünschte sie weithin anzuerkennen, und wo er einmal heftiger ausgriff, dämpfte ihn schließlich das Oberhaus. Das Ministerium Brandenburg, maßvoll konservativ wie es war, konnte mit seinen Kammern zufrieden sein.

In einer bestimmten Richtung ging gerade der konservativste unter den Ministern am entschiedensten mit den Liberalen zusammen: es ist, neben der Verfassungsrevision, die zweite Hauptrichtung, in der sich die Arbeit des Landtages bewegte. Der Minister des Innern, Otto von Manteuffel, vollstreckte in der langen Session vom August 1849 bis zum Februar 1850 die wirtschaftlich-soziale Erbschaft des Revolutionsjahres, zumal für das flache Land: er suchte der ländlichen Revolution ein für allemal die Wurzeln abzuschneiden, indem er die Agrarreform zu Ende führte. Die Gesetze vom März 1850 gingen daraus hervor: einmal die Gesetze über die Regulierung der gutsherrlich bäuerlichen Verhältnisse, über die Ablösung der Reallasten, die Errichtung von Rentenbanken, andererseits die Gemeindeordnung, die Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung. Die ersten galten der Aufhebung des gutsherrlichen Obereigentums an der bäuerlichen Stelle, der Aufhebung oder Entschädigung der damit zusammenhängenden gutsherrlichen Rechte, und rissen bedeutsame Schranken nieder, die seit 1816 diesem Regulierungsprozesse entgegengestellt worden waren — welche Schranken auch sie bestehen ließen, braucht hier nicht verfolgt zu werden. Sie verfügten die Ablösung der Dienste, Naturalabgaben und Geldabgaben, verwandelten sie in feste Geldrenten, errichteten zur Tilgung dieser Renten durch einmalige Kapitalzahlung oder durch Zinszahlung und Amortisation staatliche Rentenbanken. Die zweite Gruppe beseitigte die Rechte der obrigkeitlichen und der ständischen Stellung des Gutsherrn: der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Anfang 1849 gefallen war, folgte die patri-

moniale Polizei nach; für Gemeinde, Kreis, Bezirk, Provinz erloſch das politiſche Vorrecht des Grundbeſitzes und wurde das ſtändiſche Prinzip der Geburt und des Berufes durch das liberale verdrängt, deſſen Grundlage die Steuerzahlung und die Wahl bildete. Dieſe doppelte Geſetzgebung war bereits ſeit den achtundvierziger Märztagen im Fluſſe; ſchwerlich aus Herzensdrang folgte Manteuffel dem Vorgange der Patow und Hanſemann, aber das Miniſterimm Brandenburg hatte ſich ſeit ſeinem Amtsantritte dazu verpflichtet, und auch er hielt ſich durch die politiſche Notwendigkeit dazu gebunden. Der Liberalismus ging hier, gemäß den Lehren ſowohl wie gemäß den Klaſſenintereſſen, die er vertrat, mit dem bürokratiſchen Miniſter freudig zuſammen, und einer Mehrheit aus Liberalen und gemäßigten Konſervatien war Manteuffel ſicher. Der entſchiedene, agrariſch-ſtändiſche Konſervatismus konnte, aus beiderlei Antrieben, nicht anders, als um ſo heftiger widerſprechen. Er hat es auf das leidenſchaftlichſte getan: Grundſatz und Einzelbeſtimmungen der Geſetzesvorſchläge fand er gleich umwälzend nnd gleich ungerecht.

Wie aber ſtellte ſich der König zu dieſem Zwiſte, der doch ſeine eigenen ſtändiſchen Überzeugungen ſo nahe berührte?

Friedrich Wilhelms IV. Haltung war in dieſen Jahren der inneren Neuordnung kaum minder kompliziert als in dem Jahre der Erſchütterungen, das voraufging. Er konnte nicht verkennen, wie ſehr ſich die innere Lage ſetzte nnd beſſerte, wie weit die Kammern entgegenkamen; aber auch mit dem liberalen Inhalt, den Verfaſſung und Geſetzgebung bewahrten, war er auch jetzt nirgends einverſtanden. Den Gang der Agrargeſetze hat er im Sommer, Herbſt nnd Winter 1849 mit ſchweren Bedenken begleitet: ſie ſchienen ihm allzu ungünſtig für die Gntsbeſitzer, ja revolntionär gegen das Eigentum; noch als er ſie längſt beſtätigt hatte, war er, nach ſeiner Art, zornig auf den Miniſter, der die Schuld daran trage. Auch die Verfaſſung blieb ihm, trotz aller Nachbeſſerung und Ermäßigung, im Innerſten zuwider. Im tiefſten Herzen blieb er ſtändiſch geſinnt: die Hoffnung, daß er die moderne Konſtitution noch einmal in einen ſtändiſchen Freibrief werde umwandeln können, hat er wohl niemals aufgegeben. Zudem waren ihm eine Reihe von Einzelheiten anſtößig: ihm wie ſeinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, erſchien die monarchiſche Gewalt noch lange nicht ſicher genug gedeckt. Dazu die Agrargeſetze! Die äußerſte Rechte teilte dieſe

doppelte Abneigung. Ihr legte insbesondere der Abscheu gegen die Agrar-anträge um die Wende der Jahre 1849/50 den Wunsch nahe, das Ministerium Brandenburg überhaupt zu beseitigen, mindestens es in ihrem Sinne umzuformen. Der König stellte damals jene Reihe von Artikeln auf, die er, nachdem jetzt die Kammern sich geeinigt hatten, seinerseits ihrer nochmaligen Revision anempfahl: er wollte ihr Annahme zur Bedingung seines Eides auf die Verfassung machen: halb in dem Wunsche, diese neuen Verbesserungen angenommen zu sehen, halb in dem Wunsche, daß man sie verwerfe und ihm dadurch die Handhabe biete, sich dem Eide auf die verhaßte Urkunde zu entziehen. Das ganze Verfassungswerk geriet noch einmal ins Wanken.

Und in diese Krise warf, in den Tagen vom 5. Januar 1850 ab, der eine unter den beiden Heißspornen der äußersten Rechten in der Zweiten Kammer, Kleist-Retzow, die gefährlichste Schwierigkeit hinein: er trieb den König, eine andere Zusammensetzung der Ersten Kammer zu fordern. Die bestehende Erste Kammer war aus provisorisch geordneten Zensuswahlen hervorgegangen, die Verfassung vom 5. Dezember wollte sie künftig auf Wahlen der Provinzial-, Bezirks- und Kreisvertreter gründen, die Revisionsbeschlüsse behielten eine gesetzliche Neuregelung für die Zukunft vor. Kleist erreichte, daß der König eine sofortige Regelung verlangte, ja daß Friedrich Wilhelm seine eigensten Wünsche — ein Oberhaus aus hohem Adel und aus Vertrauensmännern der Krone — zurückstellte und einem Plane zustimmte, in dem außer den Standesherren und dem königlichen Ernennungsrechte insbesondere der Landadel, das Junkertum, stark berücksichtigt werden sollte. König und Junker waren im Grunde nicht einig: jeder von ihnen wollte in der neuen Pairie sich vornehmlich durchsetzen. Aber — und nur darauf kommt es für unsere Darstellnng noch an — die neuen Ansprüche des Königs führten zu einem tiefen und gefährlichen Wirrsal. Ihre Annahme durch die Kammer war nicht zu erwarten; die Kamarilla wollte eben damit, daß sie es zum Konflikt triebe, den Hebel einsetzen, der das ihr unbequem gewordene Ministerium aus den Angeln risse; ein verändertes Kabinett, mindestens eine veränderte Regierungspolitik in Verfassung und Wirtschaft und in der auswärtigen, deutschen Frage konnte die Folge sein. Eben deshalb wirkten alle Gegner der Gerlach-Gruppe zusammen, um den Frieden zwischen der Kammer, dem Mini-

sterium und dem — zeitweise zornig abschwenkenden — Könige wiederherzustellen. Der gemäßigt liberale Camphausen bot dem Könige alles, wenn jener dafür den Artikel 108 opfern würde, den vielumstrittenen Schild der Krone gegen das volle Steuerbewilligungsrecht der Kammern.

Aber Stahl und die Seinen warnten den König: jenes Opfer bedeute die Anerkennung des Parlamentarismus, und der König blieb fest. Da kam in letzter Stunde, vom Ministerium gerufen, der Träger von Friedrich Wilhelms deutscher Politik, sein Herzensfreund Radowitz, nach Berlin: er fand eine Vermittlung, die den königlichen Vorschlag für die Bildung des Oberhauses durch einen Zusatz gewählter Mitglieder den Liberalen erträglicher machte, und gewann dafür außer König und Regierung auch eine Mehrheit in den Kammern; auch die schärferen Konservativen fügten sich, und nur ihr äußerster rechter Flügel blieb starr und beklagte mit der „Kreuzzeitung" die versäumte Gelegenheit eines großen Umschwunges. Zuletzt hatte doch keine der entscheidenden Gewalten den Bruch gewagt. Auch der König hatte sich den Ultras nicht anheimgegeben, er hatte vor allem nicht, mit seinem alten Ministerium zugleich, seine deutsche Politik hinopfern wollen. Seine „Propositionen" vom Januar fanden in den Kammern zum großen Teile Annahme, den Rest verschmerzte er; er verschmerzte, daß er dieser Verfassung überhaupt zustimmen mußte, und leistete am 6. Februar 1850 auf sie den lange verweigerten Eid. Er begleitete ihn mit Worten von eigentümlich und ergreifend persönlichem, von zugleich historisch allgemeinem Klange; er behielt die Hoffnung auf weitere, nachträgliche Besserungen des neuen Gesetzes vor, und „in Hoffnung" bestätigte er es; er forderte für die Zukunft die gutwillige und königstreue Mitarbeit von Landtag und Volk. „Mit einem Worte: seine (dieses Schwures) Lebensbedingung ist die, daß mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde. Denn in Preußen muß der König regieren, und ich regiere nicht, weil es also mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es!, sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will ich auch regieren."

Alle die streitenden Kräfte des preußischen Lebens drängen sich in dem letzten Kampfe dieses Januars und in diesem kriegerischen Gelöbnis zusammen. Preußen hatte erst jetzt eine anerkannte, durchgearbeitete Verfassung, eine solche, die schließlich allen seinen Gewalten ertragbar war. Sie hatten sich alle noch einmal gemessen: der politische Glaube und die

ſoziale Kraft des liberalen Bürgertums, das auch in dieſer beginnenden Reaktion noch keineswegs ganz geſchlagen und überhaupt niemals ganz auszuſchalten war; der Anſpruch der alten oſtdeutſchen Ariſtokratie, die dem Neuen in Lehre und Tat ihren verzweifelten Widerſtand leiſtete und auch in der Stunde ihrer Zurückdrängung — Stahls Proteſt und ſein Erfolg erwies dies — doch noch allerlei Gewinn für den Konſervatismus errang; und ſchließlich die Krone ſelbſt, die über allen war, und die gerade in dieſen Kreiſen die Stärke des monarchiſchen Rückgrates nicht nur beteuerte, ſondern erwies und vermehrte. Die Kamarilla hatte den König beeinflußt, aber er hatte ſich ihr nicht unterworfen: ſo ſchwankend er war, ſo ſehr er ihr in vielem zuneigte, zuletzt ſtand er doch, als Monarch, auch über ihr. Die agrariſchen Geſetze, die ſie verhindern gewollt, hat er im März, ſo widerſtrebend auch immer, ebenſo unterzeichnet wie die Verfaſſung.

Der Hauptgrund, weshalb er ſich damals für das Innere dem Willen der Gerlach-Gruppe entzog, iſt ſchon genannt worden: er ließ ſich von Radowitz und bei ſeinen Miniſtern feſthalten, weil der Bruch mit dieſen der Bruch mit ſeiner deutſchen Politik geweſen wäre. Die bezeichnet die dritte Richtung der Ereigniſſe dieſer beiden Jahre: wie es damals erſcheinen mußte, die bedeutendſte.

Auch ſie war Erbſchaft aus 1848; für den König zudem eine Erbſchaft ſeiner geſamten Vergangenheit. Stets hatte er die deutſche Einigung erſehnt, er hatte ihr mit ſeinem Stabe hingebend dienen und doch auch ſeinen Staat durch ſie erheben wollen. Mit Joſeph von Radowitz zuſammen, der ihn längſt im ſelben Sinne beraten, den dann das Revolutionsjahr in ſtetigem innerlichen Fortſchritte zu preußiſch-deutſcher, nationaler und konſtitutioneller Politik erzogen hatte, ging er nach dem Bruche mit der Paulskirche an den Verſuch ſeiner deutſchen Union. Er wünſchte, bei feſtem völkerrechtlichem Bunde mit Öſterreich, das engere Deutſchland, auf Grund freiwilligen Entſchluſſes jedes Einzelſtaats, mit Preußen zum Bundesſtaate zuſammenzufaſſen. Er ſchloß mit Sachſen und Hannover das Dreikönigsbündnis vom 26. Mai 1849, dem die große Mehrzahl der Kleinſtaaten dann beitrat. Eine neue Bundesverfaſſung wurde aus den Elementen der Reichsverfaſſung von Frankfurt aufgebaut: aber alles ermäßigt, an Stelle des Unitarismus der Föderalismus, an Stelle der demo-

kratischen Grundlage die liberale, statt des Kaisers einmal ein Fürstenkollegium, in dem Preußen nur eine von sechs Stimmen zufiel, und zweitens, als Träger der Exekutive, der Reichsvorstand Preußen, statt des nur aufschiebenden ein unbedingtes Veto der Regierung, statt des gleichen und direkten Wahlrechts zum Volkshause die indirekte Dreiklassenwahl.

Es ist kein Zweifel, daß der König und sein Staatsmann dies neue Wesen lebendig machen wollten, und daß es die Grundtriebe des kleindeutschen Ideales weitertrug, alle Ansprüche, die dieses Ideal Preußen verlieh, alle Pflichten, die es Preußen auflud. Friedrich Wilhelm legte sein Werk an, als Österreich noch gebunden war, aber er nützte die Notlage des Nebenbuhlers, der sein Freund sein sollte, nicht aus. Er enthüllte es dann vor der Welt, als Österreich eben begann sich zu befreien, noch waren damals die deutschen Mittelstaaten an Preußens militärische Übermacht gefesselt. Der Strom der nationalen Gesinnung war längst im Sinken, aber er erschien noch stark; die Demokratie war geschlagen, die Gemäßigten der Kaiserpartei ergriffen in Gotha das Panier der preußischen Union; sie sprachen für den Liberalismus in ganz Deutschland, und in den kleineren Staaten waren sie noch mächtig; auch in Preußen kam ihnen die Gesinnung der breiten Mittelpartei hoffnungsvoll entgegen.

Aber gerade für Preußen selbst entschleierte sich sofort, da es nun Ernst werden sollte, die ganze Schwierigkeit des deutschen, des preußisch-deutschen Problems. Die preußische Machtgeschichte, die preußische Staatsgesinnung drängte das Land auf die Bahn der deutschen Hegemonie. Jedoch, war dies der wahre oder doch der einzige Inhalt der Union? Sollte Preußen das engere Deutschland wirklich beherrschen, oder sollte Preußen sich ihm zugleich zum guten Teile opfern, seine eigene, seine Staatspersönlichkeit der Nation dahingeben? Es war schon in Frankfurt und lange vorher die feinste Schicksalsfrage an die deutsche Zukunft gewesen, wie sich der preußische Großstaat zur deutschen Gesamtheit verhalten, welche von diesen beiden Kräften der anderen gebieten sollte. Die neue Verfassung verlieh Preußen im Volkshause die natürliche Mehrheit, in der Regierung eine bedenkliche Minderheit. Sie ordnete Preußens Königtum den Bundesgewalten ein und vielleicht doch unter; wie würde sich dies Königtum in dem weiteren konstitutionellen Staat der Union behaupten? Der preußische Ehrgeiz trieb zur Machtausdehnung; war diese Union nicht vielmehr eine

Fesselung? Oder würde die tatsächliche Macht auch in den Formen dieses Bundesstaates, die sie zweifellos vielfältig einzuengen drohten, dennoch triumphieren? Die preußischen Liberalen mochten es hoffen; manche von ihnen waren wohl geneigt, Deutschland auch in der Union über Preußen zu stellen. Die preußischen Konservativen dagegen stießen sich an dem Konstitutionalismus des Entwurfes, der alle deutschen bürgerlichen liberalen Kräfte in das preußische Leben hineinwirken lassen wollte. Sie sahen argwöhnisch auf diese Flut, die ihnen den Boden schmaler machen, vielleicht ihn ganz überströmen würde; der ostdeutsche Adel verteidigte sich selbst, indem er diese Verfassung angriff, die seine heimatlichen Kreise stören mußte. Aber er wahrte doch nicht nur sich selbst: auch dieses ganze alte Preußen und sein Preußentum; nicht nur sein eigenes Herrschaftsgebiet, sondern seinen Staat und dessen alte Besonderheit, seine ganze Welt, seinen politischen Glauben. Das war ein Widerstand, den man sich hüten soll mit schnellfertigem Worte zu richten; er konnte auf viele Mängel der Verfassung hinweisen, die man so rasch von Frankfurt her übertrug. Hinter und über dem Klassenkampf und dem Dogmatismus stand bei diesen preußischen Konservativen die große staatliche Überlieferung, und es war erst noch zu entscheiden, auf welcher Seite die Kraft und die Fähigkeit zur Tat stärker wäre. Die konservativen Ultras, Staatsmänner und Parteimänner, haben in dem Konflikte mit Österreich die Rücksicht auf die Politik, die doch einmal die Politik ihres Staates war, manchmal indiskret ganz übersprungen und den internationalen Gegner behandelt, als sei er ihr Parteigenosse, die eigene Regierung, als sei sie lediglich eine ihnen gleichgeordnete innere Partei. Doch barg sich hinter dieser Verletzung der Staatspflicht, die unleugbar ist, in sonderbarer Verquickung der Gegensätze gerade ein gut Stück lebendiger Staatsgesinnung.

Man mag auch billig zweifeln, ob die preußische Politik durch diese Gegenwirkung ihrer konservativen preußischen Widersacher wirklich schwereren Schaden erlitten hat: Der Hauptgrund ihrer Krankheiten lag in ihr selbst. Denn der Gegensatz zwischen Unionsgesinnung und preußischen Bedenken, zwischen altpreußischem Ehrgeiz, der zu deutscher Politik drängte, und altpreußischem Selbsterhaltungstrieb, der diese Politik verabscheute, der Gegensatz überdies zwischen vorwärtsstrebenden Wünschen, die dem Augenblicke entreißen wollten, was er Preußen bieten könnte, und tief-

gewurzelter, legitimistischer Abneigung gegen eine kühne Ausnutzung der neuen revolutionären Nationalitätsidee — dieser breite Spalt ging durch die preußische Regierung selber hindurch.

Friedrich Wilhelms Herz blieb stets geteilt, zwischen Alt und Neu, zwischen Ja und Nein; in seinem Ministerium waren die zwei Seelen auch, die Minister stimmten nicht miteinander, ja vielleicht sogar, ein Brandenburg hier, ein Manteuffel dort, nicht immer ein jeder mit sich selber überein; schroffere, einseitig preußische Wünsche auf Eroberung in Norddeutschland allein klangen in die gedämpft preußische, die nationale Politik, die der König und Radowitz betrieben, hinein. Die Gedanken von 1848 wühlten noch einmal den Grund des deutschen Staatslebens auf, sie blieben auch für die Zukunft unausrottbar; aber in sich geklärt waren sie selber noch nirgends.

Und über diese tiefinnerlichen Schwierigkeiten hinaus betätigten sich in der Geschichte der Union die äußerlichen, die schon der Annahme der Kaiserkrone widersprochen hatten und nun stärker wurden mit jedem neuen Monat. Die Mittelstaaten wollten Preußen nicht gehorchen, sie warteten nur auf österreichische Hilfe. Österreich aber erhob sich unter Felix Schwarzenberg zu immer stählernerer Kraft: bereit, den norddeutschen Nebenbuhler zu treffen und weit zurückzuschleudern, sobald es selber ganz Herr wäre im eigenen Machtgebiet, und sobald Europa, d. h. vornehmlich der Zar, ihm den Stoß erlauben, vielleicht ihn unterstützen würde.

Was aber Schwarzenberg in seiner wechselvollen Diplomatie dieser zwei Jahre, was er und seine mittelstaatlichen Helfer an lockenden Angeboten Berlin hinwarfen, lag zwar gesinnungsmäßig ihnen ebensowenig fern wie ihrer geschichtlichen Vergangenheit: Aussichten auf Macht und Territorialgewinn waren es, die man zeitweise Preußen eröffnete. Auf den politischen Zusammenhang jedoch nnd die Absicht angesehen, waren dergleichen Winke, Preußen könne sich ja in Norddeutschland durch Mediatisierung abrunden, von Feindseligkeit nnd Abwehr durchtränkt. Der meisterliche Taktiker in Wien ließ sich dabei wohl mehr von dem Wunsche leiten, den ehrgeizigen deutschen Tatendrang des Nebenbuhlers dadurch bloßzustellen, zu lähmen oder abzulenken und selber Aufschub zu gewinnen. Man kann zweifeln, ob solche Anerbietungen überhaupt ernst gemeint waren. Ihr Inhalt und Ausmaß war stets nur durch die augenblickliche Lage und ihre

Wandlungen bestimmt, und mehr als ein Fragezeichen hing daran. Sicher ist nur: Preußen zum Herren Deutschlands aufsteigen zu lassen, war der Großösterreicher Schwarzenberg keinesfalls gewillt. Der wirkliche Gang der Dinge ist ja dann auch so gewesen, daß Österreich stetig wuchs und Preußen stetig sank: die Geschichte der Union ist die Geschichte ihrer Zersetzung. Begreiflich aus allen Umständen, aus allen politischen, geistigen, persönlichen Kräften, daß dieser Versuch kleindeutscher Reichsgründung unternommen ward; wir verstehen seine Träger mehr, und ihr Werk führte bedeutsam über die abstrakteren Träume der Paulskirche hinaus, auf die Wirklichkeit und die Zukunft los; es konnte weder unterbleiben, noch ist es ohne nachwirkende Frucht geblieben.

Die zweifelnden Fragen, die Fürst Bismarck später, in seinen Erinnerungen, an die Geschichte dieser Vorläufer seiner eigenen Taten richtete, wird man, soweit sie die Ehrlichkeit der Männer von 1849 anrühren, heute zugunsten eines Radowitz beantworten, und über Beweggründe und Notwendigkeiten ihres Anlaufes günstiger urteilen als ihr so ungleich größerer Erbe und Gegner. Man begreift, daß sie zu handeln versuchten, und daß sie dabei unterlagen. Dabei ist dann allerdings, neben allen sachlichen Gründen des Scheiterns, die Mitschuld persönlicher Mängel unverkennbar: aller Widersprüche, die Friedrich Wilhelms Wesen einmal in sich schloß, aller Unfähigkeit des hochgestimmten Herrschers zu einheitlicher und derber Tat; ganz hat er auch dieses Mal nie gewollt; und an Radowitzens reizvoll rätselhafter Erscheinung verbleibt, auch wenn sein Grundplan verständlich wird, gewiß der Mangel an politischem Augenmaß, an klarer Berechnung des Möglichen, der praktischen Folgen der einmal vorhandenen Kräfte. Wie konnte ein Staatsmann, der Friedrich Wilhelm IV. kannte, von ihm die Nüchternheit und Schärfe entschlossenen Handelns erwarten? Und im Grunde glaubt er dies ja nicht einmal! König und Staatsmann lagen im Banne ihrer Tage und ihrer Individualität. Leopold Gerlach, der das auf seine Weise nicht weniger tat, sah doch von Anfang an, daß sie scheitern mußten. Und wer ihnen heute nachrechnet, den überwältigt noch jetzt die Fülle der Fehler, die Preußen beging, und die Unaufhaltsamkeit der Niederlage, die Schritt für Schritt herankam, Schritt für Schritt, soweit sie selber es nur vermochten, zugleich herangezogen wurde von den beiden Männern, die sie dann zu Boden warf.

Preußen schloß mit Sachsen und Hannover ab und überhörte dabei deren ausdrückliche Vorbehalte; es zog die Kleinen an sich und mußte dabei die Absage von Bayern und Württemberg dulden; es setzte Verwaltungsrat und Bundesgericht seiner Union ein und reichte Österreich im Interim (30. September) dennoch zu vorläufiger, gemeinsamer Ausübung der Bundesgewalt die Hand; es nahm den Austritt von Sachsen und Hannover, das Gegenbündnis der vier Königreiche hin und berief doch, für den zusammenschrumpfenden Rest seines Bundesstaates, das Parlament der Union auf den März 1850 nach Erfurt, damit es die gemeinsame Verfassung bestätige und konservativ verbessere.

Schon schwankte Friedrich Wilhelm unsicher zwischen der liberalen Staatsgründung, die er begonnen hatte, und seinen monarchischen Bedenken, zwischen zugreifender Bestätigung der Union und ihrer Verfassung und ängstlichem Hinhalten auf und ab; er instruierte seine Erfurter Vertreter zuerst, die Verfassung, unter Vorbehalt sofortiger Revision, vor allem erst einmal anzunehmen und so die Tatsache zu schaffen, bald aber wies er sie an, ihre Revision *vor* der Annahme zu verlangen, d. h. die Annahme zu vertagen. Er ließ die Verfassung zu Berlin im Mai durch die Fürsten noch einmal revidieren und ließ dann doch die Entscheidung in der Schwebe.

Österreich stellte der Union den alten Bundestag entgegen; es bot aber noch im Juli 1850, unter russischem Drucke, Preußen die Teilung der deutschen Exekutive zwischen den beiden Großmächten an: Preußen sah seine Union dahinschwinden, es gab sie innerlich immer mehr auf und fand doch nicht den Entschluß zu klarer Lösung, zur Abstoßung des unaufhaltsam Verdorrenden, zum Übergang in eine realpolitische Gemeinschaft mit Österreich, in jene souveräne Teilung der Obergewalt, die freilich den Verzicht auf die engere Einigung der Nation in sich schloß. Bis dann der volle Übertritt Rußlands dem österreichischen Minister die Möglichkeit verschaffte, rücksichtslos durchzuschneiden, und der Verfassungskampf in Kurhessen die Handhabe, den Schnitt zu tun.

Kurhessen gehörte zur Union, sein Kurfürst aber rief gegen seine Untertanen vielmehr den Bundestag zur Hilfe: Der Konflikt zwischen Union und Bundestag war da, Bundestruppen und preußische Truppen traten gegeneinander. Radowitz hatte es zu diesem Äußersten getrieben; erst in

der Kriſe (September) übernahm er, der bisher halb verantwortlich daneben geſtanden hatte, in voller Form das Miniſteramt ſelbſt, er war entſchloſſen, durchzuhalten. Aber er vermochte es nicht, das Miniſterium mitzureißen; im Grunde auch den König nicht, er wünſchte jetzt, da es auch dazu, mindeſtens zu gewinnbringender Verſtändigung, zu ſpät war, nur noch eine anſtändige Form des Vergleichs mit Öſterreich. So hoch — es wird davon noch einmal zu handeln ſein — die Wogen im November gingen: im Grunde blieb der König in allem Wechſel der Einzelhergänge und der Erregungen, in allem Zaudern und Schwanken, doch ſich ſelber, ſeinem Legitimismus und ſeiner Tatenſcheu, getreu, indem er zuerſt Radowitz, dann die Union opferte und ſchließlich in der Olmützer Abmachung vom 28. November 1850 alle ſeine deutſchen Beſtrebungen dieſer anderthalb Jahre darangab.

Er ſicherte der Liquidation dieſer deutſchen Erbſchaft, der Auslieferung Kurheſſens und Schleswig-Holſteins an ihre alten Beherrſcher, der Neueinrichtung Deutſchlands in Konferenzen, zu denen die beiden Großmächte gemeinſam einluden, den Anſchein der Gleichberechtigung Preußens und Öſterreichs. In Wahrheit war er, nachdem er Größeres gefordert und jede günſtige Stunde verſäumt hatte, zum Schluſſe vor den Waffen zurückgewichen und deshalb klärlich ein Beſiegter; er trat auf den alten Boden zurück, den die Revolution und den auch die Union umzugeſtalten beanſprucht hatte; er unterwarf ſich dem öſterreichiſchen Übergewicht. Ob er nicht auch in dieſen Novembertagen, wie einſt im April 1849, klug handelte, indem er das letzte Wagnis unterließ, bleibt noch zu fragen; gewiß aber iſt, daß Olmütz das Begräbnis auch der zweiten, der bereits hinwelkenden Epoche der deutſchen Revolution, daß es das Ende der Bewegungszeit für Deutſchland und auch für Preußen bedeutete, für Inneres und Äußeres gleichermaßen. Nur der Vollzug jener Liquidation blieb für die nachfolgenden Monate übrig.

Fünfter Abschnitt

Bismarck als Abgeordneter der Preußischen Zweiten Kammer und des Erfurter Unionsparlaments

Der preußische Landtag war, seit November 1850, dem Erfurter Reichstage vom März und April — mit langer Pause also — wieder nachgefolgt; er hatte auch im Schlußakt der Tragödie mitzuspielen gehabt; auch für ihn bildete der Dezember 1850 den Einschnitt, den Beginn der eigentlichen Reaktion. In seinen Geschicken hatte der Einfluß preußischer und deutscher Aufgaben gewechselt; im Frühjahr 1849 hatten die deutschen vorangestanden, auch im Hochsommer und Herbst desselben Jahres setzten sie, im neuen Landtage, wieder bestimmt ein, dann traten sie unmittelbar hinter die innerpreußische Arbeit zurück, bis sie der Monat von Olmütz wieder weit hervorzog. Stets standen dabei innere und äußere Entscheidungen in lebendiger Wechselwirkung: Wir sahen, wie stark deutsche Rücksichten auf den preußischen Verfassungskampf, preußische Parteiungen auf Preußens deutsche Politik einwirkten. Aber die Arbeitsgebiete schieden sich immerhin.

Otto von Bismarck war in diese Wechselwirkungen verwickelt; unablässig gingen auch in seinem politischen Tagesdasein die verschiedenen Fäden durcheinander. Die Kämpfe, die den preußischen Landtag trafen, hat er alle mit durchgestritten, und immer bereits an sichtbarer Stelle. Jedoch er stand noch nicht in erster Reihe; er führte die Dinge noch nirgends. Seine Biographie kann die allgemeinen Ereignisse dieser Jahre, an denen er doch überall beteiligt war, unmöglich an die Bewegungen seines besonderen Lebensweges anschließen, von denen sie eben noch nicht abhingen; sie kann, wenn sie nicht springen und verwirren will, sein Verhältnis zu den großen Zeitfragen ebensowenig in rein chronologischer Erzählung darstellen: Für

1848 war das möglich und nötig, weil er sich dort, parallel den großen Dingen, rasch fortschreitend selber entwickelte; jetzt hatte er, von Anfang an, seinen festen Boden; eine bloße Erzählung ergäbe hier eine unabläßige Zerreißung des sachlich Zusammengehörigen. Der Biograph wird gut tun, den Abgeordneten von Bismarck vor den einheitlichen Hintergrund der großen Hergänge und Kräfte, wie er hier soeben geschildert worden ist, zu stellen, nicht als Führer, nur als Mitkämpfer; und die einzelnen Richtungen seines Daseins und dann seiner Gedanken durch den ganzen Zeitraum hindurch jeweils in sich zu geschlossenen Sonderbildern zusammenzufassen. Dabei wird sich ergeben, was er inmitten jener Kämpfe war und wurde; vielleicht füllt sich dabei zugleich das allgemeine Bild, das bisher gezeichnet wurde, mit farbigerem und eindringlicherem, persönlichem und zugleich sachlichem Leben.

Mit der Außenseite seiner Teilnahme an den parlamentarischen Ereignissen werde zunächst begonnen.

Bismarck hat den beiden Landtagen und dem Erfurter Reichstag als Abgeordneter des gleichen brandenburgischen Wahlkreises angehört. Seine Stellung und seine Tätigkeit wuchs innerhalb dieser beiden Jahre und erreichte im November und Dezember 1850 eine Höhe, auf der sie dann verblieb. Sein Leben zeigt bis dahin dieselben Einschnitte wie die preußische Politik; es gliedert sich nach den Tagungen seiner Parlamente, Pausen liegen dazwischen, in denen er noch aus der Öffentlichkeit auszuscheiden schien. Die Wichtigkeit und die Art seiner Mitwirkung aber entsprach nach Wachstum und Ausprägung genau dem Entwicklungsgange seiner Partei.

Im ersten Landtage hatte diese Partei der Extremen noch keine Form: die große „konstitutionelle Rechte" umschloß sie noch mit. Aber vorhanden war sie im Keime von Anfang an. General von Gerlach vermerkte gleich nach den Wahlen als zuverlässige Abgeordnete Bismarck, Kleist nnd den Juristen Keller. Er hätte die Gruppe am liebsten sogleich als besondere Fraktion herausgehoben, eine Hilfe zugleich und eine Korrektur für die Minister. Wenigstens kamen die Gesinnungsfreunde — Stahl, Keller, Werdeck, Gerlach, Bismarck, Kleist werden einmal genannt — ziemlich regelmäßig von Anfang an in privatem Kreise zur „politischen Unterhaltung" zusammen, bei Bethmann Hollweg zuerst, in späteren Zeiten bei

den Grafen Finkenstein, den Gräfinnen Stolberg und Krassow, oder in bestimmten Gasthöfen nnd Wirtshäusern; erst allmählich bildeten sich klare Körper aus.

Das wichtigste Rückgrat aber gaben den „Feudalen", vom ersten Tage an und noch auf Jahre hinaus, die Persönlichkeiten der beiden Brüder Gerlach. Auch Bismarck hat sie wieder und wieder aufgesucht und mit ihnen beratschlagt; aus seinen Äußerungen zu ihnen und Familienbriefen läßt sich schon während des ersten kurzen Landtags deutlich verfolgen, wie die große, „konstitutionelle" Rechte unter dem Druck der deutschen Frage allgemach zerbröckelte und, nach Mitte April, zerbrach. Aber nicht die Fendalen waren es, die diese Entwicklung führten, so lebhaft Bismarck sich von früh auf innerlich gegen das „juste milieu" gesträubt hatte. Sie hielten an dieser unentbehrlichen Bundesgenossenschaft gegen die Demokratie mit Absicht fest; noch Ende März ließ sich Ludwig Gerlach bei einem Ministerempfange durch Bismarck dem alten Gegner Vincke vorstellen, weil dieser der Führer der Regierungspartei sei. In seinen Reden, die nicht zahlreich waren, schlug Bismarck von Anfang an mit aller erdenklichen Schärfe auf die revolutionäre Linke los, aber die Verfassung erkannte er an. Er unterzeichnete (8. März) eine farblose Erklärung der Gesamtpartei, die diese Anerkennung beteuerte; er sprach (21./22. März) heftig für den Belagerungszustand nnd gegen die Amnestie, also gegen die Radikalen, er wollte die Verfassung verbessern und kritisierte sie mit sehr viel mehr Skepsis als Liebe. Aber noch am 21. April stellte er doch zugleich fest: „Ihr Hauptvorzug ist, daß sie da ist." Und in einer Rede, die er, nm den 19. März, für die Adreßdebatte vorbereitet hatte, hatte er das Bekenntnis wiederholen wollen, daß ihm diese Verfassung die „feste und gesetzliche Grundlage" des preußischen Staatslebens sei, „eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr anarchistischer Zustände". Die Gefahr, der das Ministerium im November 1848 die Spitze abgebrochen hatte, war doch noch immer vorhanden und zwang auch ihn zu diesem Bündnisse mit den Konstitutionellen: in dem Kampfe zwischen Königsidee und Barrikade habe er (22. März) „das konstitntionelle Recht entschieden auf seiner Seite". Erst als er dann (21. April) sein Preußentum gegen die Paulskirche verteidigte, brach auch er mit der Taktik der voraufgehenden Monate und mit der erbkaiserlichen, das heißt der gemäßigt liberalen Partei: Ein

schneidender, ganz persönlicher Wortwechsel mit Vincke war die Folge, und die Linke verbreitete Bismarcks „antediluvianische" Rede als „enthüllte Absichten der Reaktion" triumphierend durch einen Massennachdruck im Lande.

Von diesen Tagen ab erschien er wieder ganz als er selbst: Die „Allgemeine Zeitung" hat ihn später, im Rückblick, als den „Führer der äußersten Rechten in der aufgelösten Kammer" bezeichnet, das Gelächter der Linken begleitete seine Reden und verhöhnte ihn, in einer Frankfurter Karikatur, als Seiner preußischen Majestät „Alleruntertänigster Untertan"; für die neue Session werde dem Edlen von Bismarck auf seinen Wunsch eine besondere Nische, ganz rechts, in die rechte Wand des Sitzungssaales hineingeschnitten werden. Gleichzeitig begannen die eigenen Genossen ihn in Adressen und Versen zu feiern als den Mann und den Ritter:

Hui, Bismarck, wie klingt deine Rede so gut,
Hui, Bismarck, wie flammst du in Löwenmut!

So besang ihn in der „Kreuzzeitung" vom 27. April „eine Preußin". Der gleiche Tag brachte die Auflösung der Kammer und für Bismarck einen höflich-sarkastischen Abschied von den demokratischen Kollegen, mit denen er bitter gefochten und sich scherzend geneckt hatte: sie erwarteten beide einen neuen, härteren Waffengang.

Die Wahlrechtsänderung vom 30. Mai jedoch beseitigte die Demokratie: Im Wahlkampf wie in der neuen Kammer blieb der eigentliche Gegner für Bismarck der Gegner, dem schon seine letzten Gefechte im vergangenen Landtag gegolten hatten: der gemäßigte Liberalismus. Der hat ihm bereits die Wiederwahl sauer gemacht; gerade der Wegfall der Demokraten machte diesen Mittleren die Hände freier und wendete ihre Hauptsorge nach rechts gegen die Reaktion. Gegen Bismarck führte man seine Ablehnung des Kaisertums ins Feld, er betonte um so eifriger die innerpreußischen, die sozialen Aufgaben, wandte sich in der Stadt an das Kleinbürgertum und hoffte auf das Land. Aber auch die Bauern machte man vor dem Feudalen gruselig, bis dessen Name ihnen wie eine Androhung „altpreußischer Fuchtelhiebe" den Schauer über den Rücken jagte. Für ihn stritten die patriotischen Vereine in Stadt und Land; der Branden-

burger Verein mußte freilich in seinem Aufrufe für ihn behaupten, Herr von Bismarck sei konstitutionell und keineswegs reaktionär. Dennoch fiel die Kurstadt von ihm ab, das Land und Rathenow retteten ihn, auch Rathenow unter hitzigen Kämpfen: „Von den Demokraten", so schrieb die „Kreuzzeitung" mit bissigen und charakteristischen Ausfällen von dieser Wahl, „waren nur die Beamten gegenwärtig." Er wurde mit bescheidener Mehrheit gewählt, sein konstitutioneller Gegenkandidat erhielt dann das zweite Mandat des Kreises. In Berlin, im August, war es Bismarcks erste Tat, daß er, um das konstitutionelle Zentrum zu einem offeneren Bekenntnis zu zwingen und so die Lage zu klären, mit ein paar Konservativen in dessen Versammlung eindrang und sich bereit erklärte, sein farbloses Programm zu unterschreiben. In der Tat zog dann der Vorsitzende Beckerath die Scheidelinie mit der Schärfe, die Bismarck hatte ertrotzen wollen, und der Zuschauer der „Kreuzzeitung" (vom 14. August) feierte das Husarenstücklein mit einer kaustischen Schilderung: „Da erhob sich", so führte sie Bismarck ein, „eine lange markige Gestalt, sie müßte sich unter dem Panzer vortrefflich ausnehmen, nnd das feste, entschiedene Antlitz scheint gewohnt zu sein, Gegnern die Stirn zu bieten. Alles ist still ..."

Von da ab hat er mit den Rheinländern, den Großbürgerlichen, den „Deutscheinigen", den Liberalen seinen Krieg unaufhörlich geführt: auch ihn zwang künftighin keine Taktik mehr zur Schonung. Er hat seinen Zorn und seinen Hohn über diese Gegner ausgegossen in Reden und Briefen, er nannte ihren sanften Blumenkohl unerträglich langweilig. „Der Kampf mit dieser Demokratenbande war doch amüsanter in der vorigen Kammer als jetzt mit diesen wäßrigen Konstitutionellen, welche dieselben Grundsätze wie jene predigen, nur nicht den Mut der Konsequenz bis ans Ende haben und ihr Gift mit heuchlerischem Patriotismus überzuckern, dessen Kern stets Egoismus und Herrschsucht, in ihrem und ihres ‚gebildeten Bürgerstandes' Interesse bleiben." So schrieb er am 4. November 1849 an die Schwiegermutter. Begreiflich, daß eine Verwandtschaft des persönlichen Temperaments ihm die Radikalen, die Unruh, d'Ester, Bucher, so grimmig er sie befehdet hatte, doch amüsanter und auch angenehmer erscheinen ließ als die Liberalen: Er hat zu ihnen freundlichere Beziehungen gepflegt und ist von ihrer Presse, einschließlich des „Kladde-

radatsches", wohlwollender behandelt worden. Aber auch sachlich führte beide der Kampf gegen den gemeinsamen Gegner in der Mitte zueinander; für Bismarck wurde auf lange, auf Jahrzehnte hinaus dieses mittlere Bürgertum der nächste und vorerst eigentlich gefährliche Feind. In dieser Wendung liegt für ihn die wichtigste Entwicklung in der politischen Haltung seiner Abgeordnetenzeit.

Dazu kam ein Zweites: die Machtstellung seiner Partei hob sich von nun an unablässig. Der Mann des Herrschens, der auf seiner Lebenshöhe dereinst den parlamentarischen Gegnern so oft die Unfruchtbarkeit einer immer nur verneinenden Opposition vorhalten sollte, hat das Schicksal gehabt, selber als Mitglied einer Minderheit beginnen zu müssen, und die Mehrzahl seiner früheren Reden und Anträge sind verworfen worden. Er hat diese Verurteilung zu erfolgloſem Widersprechen selbst bitter empfunden; in seinen Äußerungen während dieser Landtagsjahre überwiegt die Unbefriedigtheit. Er erhob in den Debatten seine Stimme vornehmlich zugunsten solcher Wünsche, von denen er wußte, daß die Kammer und, häufig auch, daß die Regierung sie ablehnen würde. Er opponierte durchaus, und zunächst aussichtslos, in der deutschen Politik und in der Agrarpolitik: beide Male auch gegen die Minister. Er war mit der Verfassung, die man revidierte, im ganzen nicht einig und schwamm auch im einzelnen gegen den Strom: das hauptsächlich empfand er und sprach es aus. In einigen Einzelheiten, wie beim Vereinsgesetz, bei der Zivilehe, hatte er freilich Erfolge, und sowenig der Grundcharakter der Kammer ihm zusagte, für den Gesamtinhalt der Politik ist es dennoch wahr, daß die Regierung konservativ war, daß die Kammer sich ihr fügte, daß das Gewicht sich, trotz aller Gegenstöße, allmählich und unwiderstehlich nach rechts hin verschob; seine Sache war, wie die Entwicklung bereits lief, im Fortschritte, die alten Mächte befestigten sich immer deutlicher, die Gegner klagten noch weit bitterer und mit weit besserem Rechte als er, und auch er selber stand bereits auf festem Boden und kam auf diesem vorwärts und aufwärts.

Seine Tätigkeit ging naturgemäß den allgemeinen Gang. Sie begann im August—September 1849 als Auseinandersetzung mit der deutschen Frage, mit der Union: er sprach so scharf gegen diese und für das Stockpreußentum, daß der Antrag, den er befürwortete, alsbald von seinem

Urheber zurückgezogen wurde, weil dieser die Begründung nicht auf sich sitzen lassen wollte, mit der Bismarck ihn empfohlen hatte.

Dann erfolgte, vom September bis zum November, eine Anzahl von Reden zur Verfassungsrevision, in denen er den sozialen und den religiösen Ton stark anschlug; und auf diese, vom November bis zum Februar, ein ganzes Bündel zusammengehöriger Oppositionsreden gegen die Sozial- und Wirtschaftspolitik, Reden vornehmlich des Gutsbesitzers gegen die Agrarreform. Er war im September und Oktober, als Preuße und Monarchist, von den Offizieren, aber auch vom Hofe, von König und Königin, dankbar ausgezeichnet worden; er stand im Verkehr mit den konservativen Ministern. Jetzt aber machte er den Ansturm der Ultras gegen Ministerium, Kammer, Verfassung und Agrargesetze mit, den wir im Januar 1850, unter dem Antriebe der Gerlach und Kleist-Retzow, in einer scharfen Krise gipfeln sahen.

Unter den Papieren eines der konservativen Magnaten hat sich eine Anklageschrift Bismarcks erhalten, die — es mag um Anfang Dezember gewesen sein — in schneidender Schärfe alles zusammenfaßt, was er und die Seinen gegen Minister und Parlament auf dem Herzen hatten, in Verfassungs-, Wirtschafts-, Finanzpolitik. Bismarck will die Beschwörung der Verfassung durch den König hintanhalten, er will die Minister durch den König binden lassen: er wünscht das Ministerium und die hohe Beamtenschaft konservativ zu reinigen, die Minister von der Einwirkung liberal-bürokratischer Geheimräte, von der Überstimmung im Ministerrate zu befreien, jeden einzelnen von ihnen mit dem Könige in unmittelbare, unterjochende Beziehungen zu setzen, den König durch einen Staatsrat gegen sie zu decken und zu stützen; auf den König und seine Gesinnungsverwandtschaft ist alles zugeschnitten. Zu einem konservativen Vorstoße genau nach diesen Bismarckschen Plänen ist es wohl nicht gekommen; auch an jenem im Januar, der denselben Zielen zustrebte, hat Bismarck nicht als Anführer teilgenommen. Aber in der Reihe stand auch er: sein nächster Freund, Kleist-Retzow, ging voran, Bismarck wirkte in der entscheidenden Besprechung der Kamarilla mit und blieb mit Leopold Gerlach in Fühlung, er arbeitete in Kammer und „Kreuzzeitung", er war beim Ordensfest und im Charlottenburger Schloß, den König scheint er nicht selber gesprochen zu haben. Und schließlich gelang es, trotz allem, was die

Konservativen erreichten, ihnen ja doch nicht, den Herrscher ganz zu erobern, so vieles in ihm und im Prinzen von Preußen für sie sprach. Friedrich Wilhelm und die Minister fanden einander wieder, an dem Radowitz-Arnimschen Kompromiß nahm auch der rechte Flügel der Konservativen teil, auch Stahl, Kleist und Bismarck gingen, zu Ludwig Gerlachs Verdruß, mit der Partei und wagten keinen Bruch; Bismarck selber stieß sich in diesen Wirren einmal heftig an den Schranken der Parteidisziplin. Er „unterwarf sich" und blieb von dem Erfolge des Staatsstreichsversuches unbefriedigt. Er erklärte sich für die noch einmal revidierte Verfassung, ohne sie selber zu loben. Er nahm, nachdem die Krise verrauscht war, im Februar 1850 den alten Einzelkampf wieder auf: gegen Grundsteuer, Presse, Vereine, er brach eine Lanze für die Armee. Aber die Verkündung und Beeidigung der Verfassung schlossen diesen Abschnitt der inneren Entwicklung tatsächlich ab, und am 26. Februar wurde die Kammer vertagt.

Damals war Bismarck bereits zum Abgeordneten für den Erfurter Reichstag gewählt: nach manchen Sorgen und mit geringer Mehrheit hatte sein alter preußischer Wahlkreis ihn doch wieder auch in dieses deutsche Parlament entsandt. Und nun brach ein Jahr überwiegend deutscher Politik auch für ihn an. Vom 20. März bis zum 29. April 1850 tagte man in Erfurt; Bismarck war, als Schriftführer, an der geschäftlichen Leitung des Volkshauses beteiligt: da saß er „hoch auf dem Throne neben seinem jüdischen Präsidenten" Eduard Simson, rief auf, protokollierte, verlas, beklagte die „viele Schererei", die sein Amt ihm bringe, und entschädigte sich wohl mit der spöttischen Betrachtung: „Was hätte mein Vater gesagt, wenn er erlebt hätte, daß ich Schreiber bei einem Juden geworden bin?" Gegen Ende entlud er mancherlei Groll in einem flotten Angriff gegen die Journalistentribüne. Er warf einigen der Berichterstatter vor, ihre Sitzungsberichte „trügen das Gepräge der Entstellung in einem Grade, welcher die Vermutung der Unabsichtlichkeit ausschließt", er kündigte ihnen die Eintrittserlaubnis auf. Die Berichterstatter protestierten sofort als Körperschaft, und das Präsidium des Hauses mußte ihrer Beschwerde stattgeben, wenngleich in der Form einer Mahnung zu journalistischer Treue und Sachlichkeit. Als dann aber einer der Betroffenen, der feurige A. L. von Rochau, die Herausforderung Bismarcks mit

gleicher Schärfe erwiderte, trat das Präsidium dem beleidigten „Beamten“ zur Seite und entzog Rochau seinen Tribünenplatz. Darauf antworteten dessen Genossen mit einer Rücksendung ihrer Eintrittskarten. Da die Session unmittelbar darnach schloß, hatte der Ausstand keine tatsächlichen Folgen: aber für Bismarcks deutschen Ruf war dieser „laute Zwist“ immerhin von Bedeutnng. Als preußischen Junker und Heißsporn sah ihn, auf dieser erweiterten deutschen Bühne, ganz Deutschland auch sonst. Die preußischen Konservativen erschienen in Erfurt als Opposition gegen die Unionsverfassung, und Bismarck war einer ihrer eindrucksvollsten und verhaßtesten Wortführer. Schon zog ihn der Minister Manteuffel, der ihm in diesen deutschen Fragen naheſtand, zu einer Verhandlung mit Heinrich von Gagern heran, deren erfolgloſen Ausgang Bismarck in seinen Erinnerungen so drastisch erzählt hat, und der russische Gesandte in Berlin ließ sich von ihm über die Erfurter Lage vertraulich berichten. Auch in der Partei gehörte er, nach Ludwig Gerlachs Urteil, zu den frischesten Kampfgenossen. Er selber schalt zu seiner Frau (19. April) über die langen täglichen Sitzungen „in dem Scheusal Fraktion, wo ich noch niemals klüger geworden bin“. Und immer noch ließ ihn die Fraktion nicht recht an die Spitze kommen. Wer die „Kreuzzeitung“ aus diesen Wochen liest, wird Bismarck immer ein wenig hinter Gerlach, Stahl, auch Kleist zurückgeschoben finden; die Reden der anderen wurden rascher im Wortlaute abgedruckt, in der Würdigung stärker hervorgehoben, die Hauptrede Bismarcks vom 15. April zuerst nur knapp und farblos zusammengefaßt, er beklagte sich zu seiner Frau ärgerlich über die dummen Druckfehler, mit denen die Zeitung ihn jedesmal heimsuche, erst am 20. erschien die Rede „auf Bitten mehrerer Leser“ wörtlich. Es ist immer so, als wenn seine Verbündeten den jugendlichen Streiter noch nicht ganz für voll genommen, ihm noch nicht so rückhaltlos wie seinem Kleist getraut hätten.

Der Reichstag schloß, der Form nach, parlamentarisch mit einer Niederlage der überstimmten Konservativen, der Sache nach, politisch, mit dem Mißerfolge der kleindeutschen Liberalen, denen sich Friedrich Wilhelm IV. tatsächlich bereits versagte. Bismarck ging in eine lange, mehr als halbjährige Ruhepause ein, die letzte große politikfreie Zeit seines Lebens vor 1890. Er war von Anfang Mai bis Mitte November nichts als ein Privatmann. Bis in den Juli blieb er bei den Seinen in Schönhausen,

war dann zwei Monate mit ihnen in Pommern, im Seebade und bei den Eltern, den Oktober über allein in Schönhausen, dann wieder zwei Wochen in Reinfeld, von da riefen ihn Mobilmachung und Landtag am 13. November nach Berlin. Es waren die letzten Monate der Union, bis an deren Endkrise heran: Zeiten voll drängender schicksalsschwerer Ereignisse. Bismarck war ihnen fern und behauptete, ihnen fast fremd zu sein. Der „Erfurter Humbug" erneuerte sich nicht, er konnte im Kreise der Familie „ein erstaunlich faules Leben" führen und erklärte die Faulheit zum „Grundzuge des preußischen Nationalcharakters": „Wir tun nur, was wir müssen; ich bin zu sehr schwarz-weiß, um eine Ausnahme zu machen" (20. Juni, 4. Juli). „Von Politik höre ich nur aus der ‚Kreuzzeitung' (30. Juni); ich habe mich seit Erfurt so gar nicht um Politik ernsthaft bekümmert, daß ich schlecht bestehen werde; augenblicklich bin ich harmlos unwissend und nebelhaft wie ein Krefelder Sammetweber [Beckerath]" (21. Oktober). So deutlich ist es, daß er, der eifrige Parlamentarier, doch immer erst neben dem eigentlich politischen Berufe stand. Aber freilich war es eine erzwungene „Faulheit", und seine Seele lebte doch im öffentlichen Kampfe. Er schrieb im Sommer an den Universitätsfreund Scharlach, und der Plauderbrief (4. Juli) wurde ihm zum immer heißeren Erguß und lief aus in eine Werbung für die „Kreuzzeitung". Er schrieb im Sommer und Herbst an deren Redakteur Hermann Wagener und strömte da allen politischen Zorn sarkastisch und leidenschaftlich aus. Er erhielt einen Brief von Ludwig Gerlach und beantwortete ihn (8. Juli) mit einer Höflichkeit, die fast etwas Werbendes hat. Und als der Parteiführer ihn inmitten der aufsteigenden Kriegssorge aufforderte, an persönlichen Anknüpfungen mit österreichischen und mittelstaatlichen Gesinnungsfreunden teilzunehmen, griff er (6. September), trotz gewisser Bedenken, entgegenkommend zu: er lobte den Plan, trotz mißlicher Vermögenslage „würde mir", sagte er, „die Übernahme einer solchen Mission ein Vergnügen sein und meinen vagabondierenden Neigungen entsprechen". Er war auf der Heimreise von Pommern am 27. September in Magdeburg beim Präsidenten und besprach sich dort mit preußischen Parteigenossen und österreichischen Konservativen; ein Besuch in Österreich scheiterte jedoch an der Lage. Die spitzte sich immer kriegerischer zu; Bismarcks Briefe im Oktober lassen die wachsende Spannung spüren. Er erhielt eine Jagdeinladung zum König und

beſchäftigte ſich lebhaft mit deren möglichem politiſchen Inhalte; er jubelte auf, als er dann in Reinfeld die Nachricht von Radowitzens Sturz bekam. Aber erſt die Landtagsarbeit in Berlin riß ihn wirklich wieder in ſeinen Beruf hinein. Im November wurde er dort zum Vertrauensmann und Vermittler zwiſchen Miniſtern und Parteien, zum diplomatiſch-parlamentariſchen Agenten, im Dezember zum führenden Redner in entſcheidender Stunde: er durfte Taten vollbringen, die ihn endgültig zur Höhe hinaufſchoben und dieſe beiden Jahre des parlamentariſchen Aufſtiegs abſchloſſen. Dieſe Schlußwochen erheiſchen noch ihre eigene Darſtellung. Hier wurde zunächſt das innere Bild ſeiner Tätigkeit und ſeines Weſens gezeichnet, wie es ſich bis dahin geſtaltet hatte.

Die Arbeit und die Arbeitsweiſe des Parlamentariers Bismarck trugen jetzt regelrechtere Formen als in der Epiſode vom Vereinigten Landtag. Von den erſten Tagen an, und in jeder Seſſion von neuem, hat er in Fragen der Geſchäftsführung und Geſchäftsordnung das Wort genommen, gelegentlich mit großer Tätigkeit, gelegentlich mit Erfolg auch im Gegenſatz zum Präſidenten; in Erfurt ſahen wir die Korrektheit des Geſchäftsführers durch das Temperament des Politikers einigermaßen getrübt. Immerhin, er ging in dieſen Jahren auch durch eine techniſche Lehrzeit hindurch. Wichtiger war die Mitarbeit in den Kommiſſionen. Auch ſie begann gleich im März 1849; im neuen Landtage klagte er zuerſt, daß man ihn in keinen der Ausſchüſſe gewählt habe; als er dann doch noch in einen der wichtigeren (für Fragen des Belagerungszuſtandes, des Vereinsrechtes, der Preſſefreiheit, 25. Auguſt) hineinkam, fand er ihn erſt langweilig, nachher als erheblich und entſcheidungsvoll, und ſtritt eifrig in ihm mit; noch im Januar 1850 hat er dort eine Verſchärfung des Vereinsgeſetzes erreicht. Und offenbar nur der politiſche Inhalt zog ihn an. Er ſehnte ſich nach wirkſamer Betätigung; wie oft hat er ungeduldig geſcholten, wenn er in den großen Verhandlungen des Hauſes nicht zu Worte kam. Auch darin wuchs von Seſſion zu Seſſion ſeine Teilnahme, in der Breite zugleich und in der Tiefe. Er wurde allmählich zum immer regelmäßigeren Sprecher ſeiner Gruppe: nicht ohne gewiſſe Widerſtände und Erſchwerungen, auf die ich hingedeutet habe; Herr von Bismarck erſchien doch nie ſo ganz korrektes Parteimitglied wie die eigentlichen Doktrinäre. Doch befand er ſich, wie

erzählt wurde, im steten Verkehr mit der Seele seiner Gruppen, den Gerlach; da die Fraktion im engeren Sinne erst wurde, die weitere der Rechten uneinheitlich war, sah er sich in und neben ihr auf eine Fülle ganz persönlicher Verbindungen angewiesen; wo sie — in Erfurt — bereits zur festeren Körperschaft erstarrt war, hörten wir ihn über ihre Langeweile stöhnen. In Berlin jedoch hatte er mit aller Welt zu tun, und seine Schilderungen gehetzter Tage lauten drastisch. „Schon um 9 Uhr war ‚Onkel Ludwig' [Gerlach] bei mir, um 10 zu Wagner, um 11 in der Abteilung, um 1 Uhr Kammersitzung, um 2 rendez-vous mit General Gerlach, um 3 [politisches] dîner, um ½5 bei Manteuffel, um 6 eine wichtige Konferenz im ‚Rheinischen Hof', um 7 nach Potsdam zur Prinzeß von Preußen. So jagt man sich in geschäftigem und intrigantem Müßiggang." Das war am Sessionsbeginn (an die Frau, 17. August 1849), später trat zu Konferenzen und Sonderbesprechungen die wuchtigere Arbeit in Plenum und Kommission hinzu, und jener Nebenwege wurden nicht weniger.

Von den Ministern sah er wohl den Kriegsminister von Stockhausen, hielt auch in Zeiten des Gegensatzes die Fäden zu Manteuffel fest, der ihn gern heranzog; im Grunde waren beide seine Verbündeten, und wenn der Kriegsminister ihm die von Bismarcks Wählern in Rathenow erbetene Rückkehr der Rathenower Kürassiere, die er eines Zusammenstoßes mit den Demokraten halber aus ihrer Garnison genommen hatte, abschlug (April 1850), so geschah das im Tone eines innigen persönlichen Einverständnisses mit „deren strenger Ansicht über diejenigen, welche sich Demokraten nennen, in der Tat aber etwas viel Schlimmeres sind": Meuchelmörder sind sie, „Meuchelmörder gegen das kindgute Regiment, welches seit 130 Jahren ihre Garnison war und von dem sie seit 130 Jahren lebten". Von Stockhausen hat Bismarck lebenslang mit Hochachtung gesprochen; bei den Offizieren, in Berlin und Potsdam, fühlte er sich selber heimisch, aß mit ihnen, erschien ihnen als ihr natürlicher Genoß und Sprecher. „Die verstehen mich besser als diese Kammeramphibien, weil sie warmes Preußenblut im Leibe haben" (21. September 1849). Er vertrat bei den Ministern die Wünsche seines Wahlkreises; er vertrat die alte Kurstadt, als der König am 1. Oktober 1849 „den neunhundertjährigen Dom in Brandenburg befeierte", stand in der Kirche (das hob er damals, mit unverbrauchter, fast naiver Gefühlskraft, zu seiner Frau noch hervor)

unter allen hohen Herrschaften, „ganz keck voran, neben den Prinzessinnen", der König sprach sehr freundlich mit ihm, „der Königin stellte ich eine Anzahl Schulzen vor, die sich um meine Wahl besonders verdient gemacht hatten; die Leute waren so gerührt darüber, daß sie mich nachher mit Tränen umarmten". „Der General Rochow aus Petersburg war auch dort, der Kaiser und die Kaiserin ließen mir viel Schmeichelhaftes durch ihn sagen." So ging es auch weiterhin: der König behielt ihn stets im Auge und in Gnaden, der Prinz von Preußen, der die Unionspolitik mitmachte und dennoch im Kerne preußisch-konservativ blieb, zeichnete ihn gelegentlich aus, die große höfische und politische Geselligkeit machte Bismarck dauernd mit, und auch den diplomatischen Verkehr, den russischen zumeist, entwickelte er. Dem russischen Gesandten Baron Meyendorff berichtete er über Erfurt wie einem Parteigenossen, und auch Meyendorff war in der Tat, soweit er es als Russe vermochte, gut preußisch und gut konservativ gesinnt; seinem Legationsrat Budberg, der dann sein Nachfolger wurde, blieb Bismarck ähnlich verbunden.

Andere Fäden liefen stetig in seinen Wahlkreis hinüber. Er seufzte vor seiner Frau wohl, daß dieser so nah war und man ihn deshalb so häufig hinrief: „Ich wollte, ich wäre in Tilsit oder Trier gewählt, dann würden mich die Leute in Ruhe lassen" (19. September 1849), er suchte sich den Wahlmännerversammlungen zu entziehen: „Die deutsche Frage liegt zu konfus, um sich der Fassungsgabe eines nicht politisch gebildeten Mannes darüber deutlich zu machen" (an Arnstedt am selben Tage). Es half ihm nicht; er mußte doch hin. Daß er vor den Wahlen sein Programm aufstellte und verteidigte, versteht sich von selbst, und er wußte dann volkstümlich warm und einfach zu schreiben und zu reden. Er schlug den verständlichsten preußischen Ton an. „Der König", erklärte er im Frühjahr 1849, „war der Meinung, daß er die Ehre, deutscher Kaiser zu sein, zu teuer erkaufe, wenn uns Preußen alle die großen Opfer auferlegt würden, die die Herren in Frankfurt von uns verlangten; und weil ihm das Wohl seiner Preußen mehr am Herzen liegt, als selbst eine Kaiserkrone, so schlug er sie aus." Manche in der aufgelösten Kammer fühlten mehr frankfurtisch als preußisch, „und manche dachten dabei etwas Großes zu werden". Sie hätten sich lieber an preußische Aufgaben machen sollen, an Steuern und Verfassung! „Über Abhilfe der Not der Handwerker, der Lehrer, der Ar-

beiter ist ebenfalls kein Beschluß gefaßt worden." Man kann sich danach den Abgeordneten vor den Handwerkern und Bauern seiner patriotischen Vereine vorstellen. Aber er klärte auch den Rathenower Stadtverordnetenvorsteher in eingehenden Briefen über Union und Landtag auf und nahm von dem Führer des brandenburgischen Vereines als dessen „sehr geehrter Freund" ebenso eingehende Betrachtungen über Erfurt, Stahl und die Revolution entgegen.

An einer Stelle gewann dieser Austausch eine ganz persönliche Form: das eigentliche Haupt der Partei im Zaucheschen Kreise, der Rittmeister von Arnstedt in Groß-Kreutz, verlangte, als Standesgenosse und Älterer und als gewichtiger Streiter, seine volle Berücksichtigung. Das war ein Feudaler der alten Schule, von ungebrochener Einseitigkeit, der wirklich die „altpreußische Fuchtelklinge" über die Rücken schwang, grob und scharf, nicht bedeutend, aber kraftvoll und zuverlässig, ein Organisator und Redner, der sein Banner zusammenhielt und vorwärtstrieb, ein Haudegen, mit dem sich der Schönhäuser, so hoch er Arnstedt überschaute, verstehen konnte. Er gab seinem Abgeordneten den Stoff zu wirksamen Beschwerden; er schilderte ihm (20. Januar 1850) in schreienden Farben die Schwäche der Potsdamer Regierung, die den Holzraub in den Forsten ins Große wachsen läßt, und das Landvolk zu „Regungen des Kommunismus", zu nahen Greuelszenen erzieht; er hat an Manteuffel, an Rauch (für den König) geschrieben und bietet Bismarck zu mündlichem Beistand auf: mit Erfolg, wie dieser ihm (28. Januar) bescheinigte. Arnstedt sprang ihm dafür in den Stunden des Kampfes bei; die patriotischen Vereine sendeten öffentliche Petitionen und Zustimmungsadressen, keiner so grimmig entschieden wie der der und bietet Bismarck zu mündlichem Beistand auf: mit Erfolg, wie dieser ihm Januar 1851 an Bismarck aussprechen, für seine Treue, für seine Tapferkeit: „Möchte es Ihnen, edler Mann, ferner gelingen, siegreich zermalmend dem Ottergezücht preußischer Königsfeinde entgegenzutreten!" Arnstedts Schloß, von dem aus dieser seine „Truppe so vorzüglich disziplinierte", wurde für Bismarck das Hauptquartier, in dem auch er so manches Mal genächtigt hat: noch aus Frankfurt dachte er an „den vortrefflichen alten lederbraunen Wein" seines nüchternen Wirtes zurück. Auch Bismarck hat dem 20 Jahre Älteren eine Reihe von Briefen geschrieben, trotz der „Tintenscheu", in der er sich mit dem Standesgenossen einig wußte: Briefe

voll draſtiſcher Lebendigkeit und gemeinſamer, derber Friſche; ſie ſtellten damals, bei aller inneren Verſchiedenheit an Vornehmheit und Entwicklungsfähigkeit, doch zwei Nuancen derſelben Grundfarbe des alten fehdeluſtigen Junkertums dar.

Als „ehrenwert, mutvoll, kräftig, kenntnisreich“ hat ein Gutsnachbar Bismarck einmal zu Arnſtedt gerühmt. Aus den erhaltenen Reſten der Korreſpondenz des jugendlichen Abgeordneten von 1849 und 1850 geht hervor, daß dieſer Ruf die Nachbarſchaft bald überſprang. Aus der Mark, aus Schleſien, aus Weſtpreußen, aus den Truppen in Baden kamen ihm Zurufe: Mitteilungen, Ratſchläge, Dankſagungen, Huldigungen, hier von einem Geiſtlichen, dort einem Gutsbeſitzer, hier einem Fähnrich, dort einem General der Kavallerie — es war der alte Graf Noſtitz, der vor dem ritterlichen Kämpfer ſeine Klinge neigte. Aus Hinterpommern ſchickte ſchon Ende April 1849 ein weiter Kreis von Geſinnungsfreunden an Kleiſt und Bismarck gemeinſam eine Dankadreſſe: an die „wackeren Ritter aus Pommern und der Mark“. „Und wenn die Welt voll Teufel wär'!“ Im Dezember tat der Halliſche Preußenverein das gleiche; zur erſten Geburtstagsfeier des Miniſteriums Brandenburg hatte man dort Kleiſt, Bismarck, Stahl und Gerlach miteinander hochleben laſſen. —

Es war der parlamentariſche Redner, den man dort draußen im Lande kannte; und ſeine Reden ſind das vornehmſte Erzeugnis dieſer Jahre ſeines Lebens geblieben. Wie ſie im Laufe der Verhandlungen, gruppenweiſe, entſtanden, habe ich verfolgt, ihren Gedankeninhalt faſſe ich ſpäter zuſammen. Hier handelt es ſich um die Reden als Reden. Als er ſie 1880 wieder las, fand er, er habe damals beſſer geſprochen als jetzt. Sicher iſt, daß er niemals ſoviel Sorgfalt darauf verwendet hat. Die Rede vom 19. Oktober 1849 leitete er mit der bedauernden Entſchuldigung ein, daß er ſie „nicht mit der Gründlichkeit“ habe vorbereiten können, „welche die Achtung vor der hohen Verſammlung erfordert haben würde“. In der Tat zeigte die Gründlichkeit der Vorarbeit, die er damals pflegte, wie ſehr er ſich wirklich als Abgeordneter fühlte. Sein Hausgenoſſe Kleiſt-Retzow hat bezeugt, daß er und Bismarck auf deſſen Vorſchlag ihre Reden damals einander im voraus vorgetragen hätten. Wieder haben ſich Entwürfe erhalten, einſilbig knappe, die nach der Haſt der Sitzung ſchmecken, ausführlichere, die er zu Hauſe geſchrieben haben mag. Er legt ſich Schlagworte zurecht, die er

einmal verwenden will. Die ohnmächtige Selbstüberschätzung des parlamentarischen Doktrinarismus kleidet sich ihm am 28. März 1850 in einem politischen Briefe in das Wort des Archimedes an die tadelnde Wirklichkeit: Noli turbare circulos meos, „eine Redefigur, deren gelegentliche Anwendung auf der Tribüne ich mir vorbehalte". In einem Entwurfe vom 13. April kehrt das Wort des „Syrakuser Professors" wieder, am 17. bringt er es auf die Tribüne. Zwei Epigramme, die er sich im Februar 1850 aufgezeichnet hatte, die er damals aber nicht losgeworden war, sind ihm übrigens in erstaunlichem wörtlichen Anklange an die alte Niederschrift ein volles Menschenalter danach doch noch auf die Zunge geraten. Den Entwurf einer ganzen Rede besitzen wir aus Erfurt; der Gang der Debatte hinderte ihn, sie ganz zu halten, er nahm in rascher Umgestaltung heraus, was er noch brauchen konnte, aber die Grundgedanken, die Einzelargumente, ja die Einzelsätze, die geschliffenen Pointen: das alles wiederholte er, auch hier in wörtlichem Anklange; nur daß er es im Sprechen noch bereicherte und noch sprühender belebte. Nach der Rede geht die Mühe weiter: „Das ist eine langweilige Arbeit", klagte er seiner Frau am 7. September 1849, „die Vorbereitung, die Erwartung, ob man drankommt, das stundenlange Korrigieren der höchst unvollständigen stenographischen Berichte, dann die Rede noch einmal für die ‚Neue Preußische' schreiben, die gehässigen Entstellungen in anderen Zeitungen widerlegen, u. dgl. Man kommt gar nicht wieder zu Atem." Das Referat in der „Kreuzzeitung" (8. September), auf das er anspielt, ist ganz eingehend, klangvoll und scharf geformt und steht hinter der klassischen Fassung des durchgearbeiteten Stenogramms nicht weit zurück. So viel lag ihm daran, richtig gelesen zu werden.

Literarischen Charakter erstrebte er auch jetzt nicht. Die Hauptsache blieb der sachliche Inhalt. Die Reden über Wirtschaft, Gesellschaft, Finanzen sind insbesondere reich an Stoff — er redete jetzt häufiger und länger als früher, aber doch nie lang. Alles ist anschaulich gesehen und anschaulich ausgedrückt: er kennt den Gutsbesitzer und den Offizier, den Bauern, Tagelöhner und Soldaten, den Handwerker in der Stadt, und spricht aus ihrem täglichen Dasein heraus, von Bedürfnissen, Gewohnheiten, Ausgaben bis in den Groschen und Pfennig hinein. Indem er da auf Form verzichtet, bringt er Inhalt und Form gerade ins Gleichgewicht. In diesen wirtschaft-

lichen Reden, die ihm sehr ernst waren, blickt der schwere Ernst, die Anklage des Rechtsbruches, gelegentlich auch im Ausdrucke durch, aber voran stehen Polemik und Sarkasmus. Er handhabt hier den Degen seiner schmiegsamen Dialektik mit besonderem Geschick, er kehrt die Darlegungen der Widersacher mit leichter Wendung in ihr Gegenteil um. Verwandt ist die Haltung in den verfassungspolitischen Kampfreden; wo er für Königtum und Adel spricht, schlägt auch hier die Wärme durch. Stärker noch in seinem kirchlich-religiösen Vorstoße gegen die Zivilehe; auch da eine vielseitige sachliche Begründung, der Ton schneidend scharf, man spürt die Leidenschaft, die dahinter brennt; am Schluß, nach einigen eindringlich hämmernden Wortwiderlegungen, der zornige Stoß gegen den demokratischen Kultus am Sarge Robert Blums und, als letzter Satz, der Kriegsruf gegen die Zeit: „So hoffe ich es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert, denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fester als der Glaube an die seligmachende Kraft irgendeines Artikels der Verfassung!" Ein eigentliches Pathos wird man auch darin nicht finden. Den Gipfel bilden, wie es der Sache entsprach, die Reden zur deutschen Frage: auch in der rednerischen Kunst. Freilich, von der deklamatorischen Art der Zeit wich Bismarck auch da weit ab; sein Ausdruck greifbar, lebendig, stets ganz eigen in Gefühl nnd Form, nicht ungefeilt, nicht ohne Freude an der Fassung, aber ohne Absichtlichkeit, stets knapp, straff, sachgemäß, so daß er nie als Zweck und immer nur als Mittel, als selbstverständliches Kleid des Gedankens erscheint. Das gilt auch vom Anfbau des Ganzen; doch wird man sagen müssen, daß er in diesen großen Stücken besonders durchsichtig und überlegt ist: vom Einzelnen, von der Untersuchung, der Kritik steigen die zwei berühmten Reden über Kaisertum nnd Union (21. April und 6. September 1849) mit starken Schritten znm Vollklang eines mächtigen Finales empor, dessen Inhalt Preußen ist und dessen Sätze nicht nur, wie sonst bei Bismarck, klirren, sondern hallen nnd dröhnen: es gibt in dieser beredten Zeit, auch nach dem Rhythmus der Fügung nnd nach der Kraft und Schönheit des Einzelbildes und Einzelwortes, nichts Beredteres und Ergreifenderes. Ebenso stehen die Erfurter Reden des gleichen Inhalts als Reden sehr hoch; sie strömen über von Frische, von Kampfesfreude, von packenden Bildern, von trefflicher

Anſchaulichkeit der Beweisführung, von Stärke des Ausdrucks und des Klanges.

Von Beredſamkeit zu ſprechen iſt man indeſſen nur in dieſen wenigen Fällen verſucht. Bismarck ſelber verwarf ja die Kraft der ſchönen Rede ſchon damals ganz; mit welchem Hohne hat er Beckerath, Radowitz, Gagern übergoſſen! Selbſt wo ſein tiefſtes Empfinden anſchlägt, bleibt hier Rede Stahl, und meiſtens iſt es nur der Kämpfer, der ſich blicken läßt. Gelegentlich ein ritterliches Wort, eine Höflichkeit: gegen Radowitz einmal, ein andermal gegen die Parlamente, zu denen er ſpricht, in Erfurt oder Berlin; am 24. September 1849 rühmte er die Intelligenz und Vaterlandsliebe in der Mehrheit der Kammer. Indeſſen der Leſer wittert da ſtets Ironie: ſo überwiegt der Eindruck unbarmherziger Streitbarkeit. Bismarck improviſiert ſtets, auch wo er ſich genau vorbereitet hat, und am glänzendſten iſt er, wo er ganz improviſiert: in der Augenblicklichkeit der Debatte, der Wechſelrede mit unterbrechenden Gegnern, der Antwort auf perſönlichen Angriff. Wie freut er ſich, auf Beckerath, auf Vincke, wenn es ſein muß, auf einen einredenden Vorſitzenden loszuſtechen; wie ſchwer erträgt er es, daß er Beckerath auf den Vorwurf vom „verlorenen Sohn Deutſchlands“ — den er in Wahrheit überaus charakteriſtiſch beantwortet hatte — nicht noch viel blutiger gedient habe! „Aber ich war wie vernagelt“ (an die Frau, 7. September 1849). Die Bosheit, die er vergeſſen hatte, holte er wenigſtens im „Zuſchauer“ der „Kreuzzeitung“ ſogleich im Sperrdruck nach. Einen Standesgenoſſen, der den Adel beſchimpft habe, griff er bald darauf mit Worten an, aus denen der Grimm ſo heiß herausleuchtet, daß man das Pulver des Zweikampfes zu riechen meint. Womöglich noch herausfordernder griff er den Zeitgeiſt an, in allen ſeinen Lieblingslehren, religiöſen, politiſchen, wirtſchaftlichen; es iſt eine Freude am Widerſpruch darin, die den Kampf aufſucht, die verletzt und verletzen will, ganz ohne Menſchenfurcht, ganz ſchneidende Männlichkeit, aber bitter und ſchroff. Wie ein Florettſtoß muß auch der Vortrag gewirkt haben: ohne Schwung, ohne Glätte, ohne Anmut, mit einem Zuge wie von Nichtachtung, anſcheinend nachläſſig, der ganze Mann in verſchloſſen arbeitender, nervöſer Erregung, der Klang der Worte, die dann herausſprangen, trocken, hart, gehackt.

Zwei ſeiner Gegner haben in ihren Briefen den Erfurter Bismarck

geschildert, zwei Historiker, Katholik der eine, der andere protestantisch-liberal. „Galliger, bitterer wie ätzendes Gift", so schrieb W. Junkmann, „ist Bismarck-Schönhausen, der kerzengerade, in stotterndem Tone herausfordernd-eckig seine beißend-schroffen Sätze hinwirft, bereit, wie es scheint, jeden Augenblick eine darauf erfolgende Forderung der Gegner höflich zu akzeptieren." — „Hoch erhebt sich", so heißt es bei G. A. Stenzel, „eine lange straffe, etwas feiste Gestalt mit blondem Bart und, obgleich noch jung, doch nur spärlichem Haupthaar. Es ist Junker von Bismarck-Schönhausen. In der Tat ein Junker, wie man ihn, ich glaube, nur noch als seltene Antiquität sieht. Er spricht nicht fließend, sondern stößt die Worte heraus, wie mit verhaltener Wut über die Revolution und die revolutionäre Versammlung, in welcher er sich befindet." Es ist beide Male derselbe Eindruck; daß sie dem Feinde ins Herz blickten, hätte man von keinem der beiden Beobachter fordern dürfen. Wie die Seinen überall auf ihn aufmerksam wurden, sahen wir; aber auch jedes Wort der Gegner zeigt, daß man mit Abneigung wohl, mit Zorn und Spott auf ihn sah, aber daß er sich aufzwang. Man lachte bei seinen Reden, murrte und wunderte sich, aber man überhörte ihn nicht. Den Zeitgenossen war das Merkwürdige daran diese Darstellung der schroffsten Einseitigkeiten in der schroffsten Form; der Mann und das, was er vertrat, war ihnen, als Freund oder Feind, eine lebendige Kraft. Der Nachwelt bleibt aus diesen versunkenen Kämpfen das Bild des Kämpfers, aufrecht und streitfroh, wie er war, und eine Anzahl geprägter Worte. „Ich weiß", ruft er der zischenden Linken zu (21. März 1849), „daß Sie anderer Ansicht sind wie ich. Es war auch keineswegs meine Absicht, Ihre Meinung auszusprechen, sondern die meinige." Der Präsident hat den Erfurter Reichstag als den Nachfolger eines gerade tausend Jahre alten Vorläufers auf diesem selben Flecke begrüßt. Bismarck gräbt aus einer Chronik die Nachricht aus, jenen ersten Reichstag habe der König dereinst abgehalten, „um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen sei, ein Ende zu machen". Georg von Vincke hat ihn heftig angegriffen; Bismarck beginnt — jedes Wort ein Stich — seine persönliche Gegenrede (21. April 1849): „Der verehrte Abgeordnete aus dem Sauerlande, welcher soeben aufgehört hat zu sprechen." Er wendet Beckeraths Scheltwort von Deutschlands verlorenem Sohne in sein

Gegenteil: „Mein Vaterhaus ist Preußen, und ich habe mein Vaterhaus noch nicht verlassen und werde es nicht verlassen ..." Er spottet (6. September) des „Phantoms, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des anderen fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur." Er nennt den Freiheitsbegriff dieser Tage, den er verwirft (24. Oktober), „die französische Freiheit", „die chimärische Tochter des Neides und der Habsucht, welcher diese reichbegabte Nation seit sechzig Jahren durch Blut und Aberwitz nachjagt, ohne sie erreichen zu können". Er beklagt (18. Februar 1850) in einer Nebenbemerkung „die Parias des neunzehnten Jahrhunderts, die Rittergutsbesitzer". Er läßt (21. April) „die Radikalen mit dem Reichswappen" vor den neuen Kaiser ihrer Wahl hintreten und ihn fragen: „Glaubst du, dieser Adler sei dir geschenkt?" Er bleibt (6. September) einem anderen Adler treu: „Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen ..."; er preist in dem altpreußischen Geiste (15. April 1850) den „Buzephalus, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt". Er ruft (22. März 1849) zum Gericht über die streitenden Gegensätze der Zeit, „den Gott, der die Schlachten lenkt", daß er „die eisernen Würfel der Entscheidung" darüber werfe.

In alledem lebt dieser Bismarck von 1849 und 1850: der Inhalt seines Streitens und — was uns hier angeht — der Streiter selbst, die formende Sprachgewalt eines Geistes voll leuchtender und sprühender Kraft, schlagfertig, witzig, gläubig, souverän: auch auf dem Worte, das er halb achtlos neben sich hinwarf, haftet die Spur des gestaltenden Genius. —

Den Redner begleitete der Journalist: auch seine Mitarbeit an der „Kreuzzeitung" erreichte damals ihren Gipfel. Zwei ihrer Redakteure, Wagener und Hesekiel, haben die Häufigkeit dieser Mitarbeit bezeugt, Hesekiel die Besuche geschildert, die Bismarck auf der Redaktion zu machen pflegte, als Frager, Erzähler, Schreiber: er sitzt am runden Tische nnd verfaßt seine Aufsätze, er stürmt an das erste beste Pult, wirft einige Zeilen

hin und eilt grüßend weiter: „Hängen Sie den landesüblichen Vers daran!“ In Bismarcks eigenen Äußerungen erscheint die Zeitung oft: er verteidigt sie in der Kammer, verweist seine Fraktion auf sie, verhandelt fragend und ratend über sie mit Wagener; seine Briefe an diesen sind wie intimere Einsendungen für sein Blatt. Man fragt sich, was in diesen selber Bismarckisches Gut sei. „Ich glaube so oft Dich im ‚Zuschauer‘ sprechen zu hören“, schrieb ihm am 20. August 1849 seine Frau. „Bitte mache irgendein Zeichen bei all Deinen kleinen und großen Aufsätzen und zeige es mir brieflich, damit ich immer gewiß weiß, was und wo Du bist.“ — „In der Zeitung schreibe ich wohl“, antwortete er (am 31.), „kann aber keine bestimmten Zeichen annehmen, das ist sonst in drei Tagen weltbekannt. Ich muß das Deiner Spürkraft überlassen.“ Ganz sicher wurde Frau Johanna auch weiterhin nicht; und für den Historiker bleibt die Aussonderung seiner Beiträge vollends schwierig: manches kann ihm gehören, von manchem glauben wir es bestimmt zu wissen. Da sind größere Aufsätze, die neben den sachlichen Reden herlaufen, Aufsätze zur Verfassungs-, Wirtschafts-, Unionspolitik, an Greifbarkeit und dialektischer Kunst jenen Reden verwandt: schon in ihnen aber wirkt am persönlichsten die Polemik. Da sind die zuschauerartigen, in denen diese ganz vorherrscht: Notizen, hauptsächlich zu den Kammerkämpfen, Gegenstücke zu den persönlichen Bemerkungen des Abgeordneten von Bismarck auf der Tribüne. Nur daß diese geschriebenen noch ungleich schneidender sind als die gesprochenen. So rücksichtslos wie in diesen kurzen Artikelchen hat sich seine Kampflust nirgends gehen lassen. Der „Zuschauer“ wurde in diesen Jahren zu einem Sprechsaal für die Hausfreunde der „Kreuzzeitung“. Sie neckten da wohl auch einander ein wenig vor der Öffentlichkeit. Im „Zuschauer“ richtete Bismarck nach der Ankunft seines Stammhalters an den hagestolzen Kleist-Retzow die „mahnende Frage“, ob er nun nicht endlich auch für einen Kampfgenossen des Neugeborenen sorgen wolle? Und von Kleist wird wohl die sonderbare Notiz vom 4. September 1849 herrühren: „Ein hervorragendes Mitglied der äußersten Rechten zeigt sich dem Publikum jetzt häufig in einer geschmackvollen Equipage mit zwei reichgalonierten Dienern. Er singt dabei abwechselnd: ‚Ach, wenn du wärst mein eigen, wie lieb sollt’st du mir sein‘, und: ‚Schwager, fahr zu!‘“ Bismarck empfand die leise oder laute Mahnung zur Sparsamkeit, die dahintersteckte, als ein „Eindringen

in ſein Familienleben" und gab dem „Zuſchauer" „ſein Mißfallen zu erkennen". Man ſprach hier alſo leidlich offen ſchon miteinander; begreiflich, daß man zu Dritten noch ſehr viel deutlicher wurde. Die „Deutſche Zeitung" hatte Bismarck, bei einer Rede Radowitzens, ein Geſicht machen laſſen „wie einer, der verſucht Witze zu machen, während er Zahnſchmerzen hat". Der „Zuſchauer" gloſſierte ſofort: „Es ſcheint, dieſer feine beobachtende Korreſpondent hat nichts als ſeine hohlen Zähne im Kopfe." Und nach drei Tagen brachte er, als Äußerung, die Bismarck getan haben ſolle, die höfliche Vermutung: jener Berichterſtatter „müſſe durch ſeine Freunde oder durch ſeinen Spiegel an eine ſeltſame Art von Geſichtern gewöhnt ſein", wenn er das, was er während jener Rede von Bismarck hätte ſehen können, für ein Geſicht gehalten habe, denn dieſer habe damals den Berichterſtattern ohne jeden Zweifel die Rückſeite zugedreht. Noch übermütiger hat er 1850 der „Kölniſchen Zeitung" erwidert, die ihm das ärgerliche Wort zugeſchrieben hatte, ihm fehle jetzt ein Giftmiſcher: „Da ich infolgedeſſen fürchten muß, von Leſern des rheiniſchen Blattes mit unfrankierten Anſtellungsgeſuchen überhäuft zu werden ...", und nun folgt eine glückliche Bosheit der anderen. Grimmiger wird der Witz, wo er einzelne aufs Korn nimmt. Was Bismarck da drucken läßt, iſt kaum glaublich. Die Kammern feiern den Königsgeburtstag, und Bismarck ſetzt dem Küchenzettel ſehr anzügliche Gänge hinzu: „Auch Elen aus Oſtpreußen fehlte nicht, nnd konnten ſich die Gäſte während der Rede des Herrn Präſidenten der Erſten Kammer [des Oſtpreußen Auerswald!] überzeugen, daß dieſes Tier wenig Genießbares liefert; grobfaſerig und nüchtern, wie jeder hirſchgerechte Jäger das längſt wußte, während Unkundige annehmen, es ſei filet de bœuf." Da wird Vincke mit geiſtreichen Shakeſpeare-Anſpielungen verhöhnt, Simſon mit ſolchen aus ſeinem altteſtamentariſchen Namensbruder, mit dem gottlob er nicht die Stärke gemein hat, ſondern nur die Blindheit; der blumenreiche Beckerath iſt ſtets gemeint, wo Bismarck von Blumenkohl redet, und wird gelegentlich auf das eingehendſte perſifliert. In bewegten Zeiten wirft Bismarck ganze Bündel ſolcher ſprühender Epigramme in ſeine Zeitung hinein, einmal vier in einem Tage, eines beißender als das andre. Es kommen Angriffe vor auf die Korpulenz des Gegners, ſeine Mundart, aber auch ſeine Charakterfeſtigkeit — gehäſſige Angriffe, denen man heute mit Verwunderung folgt; dann wieder ein

schonungsloses Epigramm, dessen groteske Bosheit zu versöhnendem Lachen zwingt: „Der Abgeordnete Winzler, welcher bekanntlich, um allen Parteien aufrichtig zu dienen, mit großer Charakterfestigkeit rechts sitzt und links stimmt, äußerte letzthin freudig bewegt, daß man bei den namentlichen Abstimmungen in der besseren Einprägung des Alphabets, dessen Reihenfolge genau beobachtet werde, stets Fortschritte mache." Sein Meisterwerk satirischer Charakteristik ist wohl die Schilderung der Radowitzischen Rede vom 25. August 1849; Persönlichkeit und Stimme, die Mystik des Ausdrucks, „des tiefen Forschers verborgene Weisheit", eine Wirkung durch Rührung. Durch glänzende Worte, durch den ergreifenden bravoschwangeren Ton, durch die Blässe des Gesichts — Bismarck hatte alle diese Züge lebenslang im Sinne behalten und immer wieder nachgemalt. „Unter donnerndem Applaus kehrte die grabesmäßige Erscheinung zu den Ministersitzen zurück, und Herr von Beckerath drückte ihr die Hand im Namen Deutschlands." Durch den gehaltenen Hohn blickt hier ein tiefer und ausschließender Ernst, ein tiefer männlicher Grimm hindurch — der Ernst, der schließlich hinter all den Teufeleien seiner Launen stand und sie reinigt. Er bricht am deutlichsten durch, wo statt der einzelnen auf das Ganze geschlagen wird, bei dem Hohn auf die Dogmatiker, „die zahmen Fanatiker" der Verfassung, des neuen „staatsrechtlichen Korans", an den man glauben soll; oder da, wo aus dem beleidigenden Spotte auf die Gegner der eigene Glaube des schonungslosen Hassers stark und feurig herauswächst. Die „Kölnische Zeitung", so hat er im Oktober 1849 ausgeführt, feiert die Gunst, die der Prinz von Preußen bei einem Empfange ihren Gesinnungsfreunden erzeigt habe. Gut! Sie erkennt jetzt, was es einem Präsidenten aus der Paulskirche bedeutet, „wenn ihm ein Prinz des Königshauses, dem er vor wenig Monaten ebenbürtig gegenüberzutreten versuchte, die Hand reicht wie einem ehrlichen Manne [!], und daß die Zinnen des Frankfurter Olymp erbeben, wenn die irdischen Götter auf unseren Hügeln an der Havel das Haupt bewegen". Sie beweist die innerliche Wurzelkraft „des Bewußtseins von der übermenschlichen Natur königlicher Gewalt". Freuen wir uns, „daß es so weit gekommen ist mit den Brutussen des Gürzenich".

Es ist, vielleicht in minder großer Form, doch auch in diesen Artikeln jene Sprachgewalt des Redners und die Persönlichkeit selbst. Gerechtigkeit wird niemand bei dem Kämpfer suchen; noch einmal sprüht etwas von dem

„wilden Bismarck“ herauf, Raufluſt, ein Stück von der wahlloſen Leidenſchaft, die lebenslang in ihm blieb und die zu ſeiner Größe gehört, aber hier im kleinen Tagesſtreite noch nicht erhöht zur ſchöpferiſchen Glut. Schon ſtand er in ſeinem Berufe oder doch dicht davor. Aber es konnte nicht anders ſein, als daß das Ärgernis, das ſelbſt Ludwig von Gerlach an der Bosheit des „Zuſchauers“ nahm und das ſo mancher unter den Reinen und Frommen, wie unter den Ritterlichen auf der Rechten teilte, den Mitverfaſſer Bismarck mittraf. Man ſuchte ihn hinter allen möglichen Aufſätzen ſeines Blattes; und ſuchte ihn immer unter den Extremſten der Extremen.

Und bekannte er ſich nicht zu ihnen? Er war der Zeltgenoß des Strammſten von allen: er wohnte in Berlin in einem Zimmer mit Hans von Kleiſt-Retzow. Seinem perſönlichen und inneren Leben haben wir nunmehr nachzugehen.

Sechster Abschnitt

Persönliches Leben und innere Entwicklung Bismarcks in den Jahren 1849 bis 1851

Bismarck hat während der Schlußwochen des ersten und während fünf Monaten (Oktober bis Februar) des zweiten Landtages seine Frau in die Hauptstadt nachgezogen; dazwischen, von August bis zum Oktober 1849, und danach, zu Erfurt im Frühjahr 1850, zu Berlin vom Januar bis Mai 1851, hauste er mit ihrem jugendlichen, granköpfigen Oheim Hans zusammen. Er hatte nicht ohne Bedenken begonnen: „Hans ist mir", so überlegt er am 8. August 1849 vor seiner Frau, „für meine Lebensgewohnheiten etwas zu tyrannisch, weckt mich jeden Morgen, ehe ich aufstehen will, und bestellt meinen Kaffee, daß er kalt wird, zieht dann plötzlich Goßners ‚Schatzkästlein' aus der Tasche und oktroyiert mir eine Morgenandacht nebst Lied, die er vorliest. Das ist recht schön, aber mir oft unzeitig." Doch sollte der Freund davon nichts erfahren: „sonst wird er wieder kopfscheu". Bismarck hatte ihn lieb und hat ihn dann festgehalten, immer von neuem, der eigenen Bequemlichkeit zum Trotz; sie erzogen einander zur Duldsamkeit, und es wurde eine „friedfertige Ehe". Hans „erkennt an, daß wir in keinem Bundesstaat, sondern in einem Staatenbund zusammenleben, und läßt mich unter Umständen bis 10 Uhr schlafen" (31. August). Zwar die vielen Besuche, die jener empfing, störten Bismarck: „oft Damen, die stundenlang vor meinem Kleiderschrank sitzen, so daß ich meine Höschen nicht bekommen kann". Und ein Gefühl der Verschiedenheit blieb: noch im Februar 1851 sprach er von Ärgernis über Kleists „dem meinigen so sehr heterogenes Wesen; er ist zu gut für mich". Es ist immer ein Ton von Scherz dabei, in dem etwas wie Zärtlichkeit mitklingt, wenn der lange, lässige, weltfrohe Schönhäuser den kleinen, strengen, eifrigen, puri-

taniſch-pietiſtiſchen Hinterpommern erwähnt, wenn er ihn in raſchen Strichen zeichnet, wie er nebenan ſitzt und ſchreibt, die grauen Haare über dem grauen Schlafrocksrücken, wenn er findet, daß Hans liebenswürdiger und menſchlicher wird: er ſingt und pfeift mitunter, wiehert und jodelt, „aber alt iſt er doch weit über ſeine Jahre". Er dichtete ihn zum Geburtstage an, wünſchte ihm immer wieder eine Frau und erlebte noch lächelnd Kleiſts naive Seligkeit, als er ſich 1851 wirklich verlobte. Sie ſcherzten auch öffentlich miteinander, im „Zuſchauer" der „Kreuzzeitung"; noch im März 1851 bot Bismarck dort den auf fünf Tage Verreiſten auf:[1] „Ich bangte mich nach ihm, ſo ſehr er mich auch tyranniſiert, und ließ ihn im ‚Zuſchauer' ſuchen, da kam er gleich." Sie arbeiteten zuſammen, für Zeitung und Parlament, für Partei, Regierung und Hof, in Erfurt waren ſie beide gleichzeitig Schriftführer, ſpäter wurden ſie gleichzeitig in hohe Staatsämter berufen, gemeinſam aßen ſie vorher „in der reaktionären Kneipe bei Schwarz" ihren Klops und tranken ihr Bier, das ungleiche Paar wurde für die Zeitgenoſſen unzertrennlich. Nicht nur in den Preußenvereinen feierte man ſie gemeinſam; auch Ernſt Dohm vom demokratiſchen „Kladderadatſch" bekannte, von allen den Abgeordneten intereſſierten ihn nur dieſe zwei Reaktionäre, der eine mit ſeinem anpackenden Willen, der andere mit den Erzſtufen in ſeiner Kehle, denn Keiſt-Retzow war ein volltönender und wirkungsreicher Redner. Die Gemeinſchaft der Ziele und der Gegner, die Verſchiedenheit der Temperamente und eine verwandtſchaftlich-perſönliche Liebe, die den anderen ergänzte und, wenigſtens in Kleiſts ſeelſorgeriſchem Sinne, ihn wohl auch ergänzen wollte, führte ſie zuſammen; daß ſie ſo lange und nah zuſammenhielten, iſt für dieſe Jahre in Bismarcks Leben bezeichnend. Sie teilten auch das Innerlichſte; es war der Gipfel ihres Ineinanderlebens, wie ſie 1851 das Abendmahl gemeinſam nahmen und beide froher und leichter davon wurden. Eine Woche darauf war Ball beim Könige: Bismarck tanzte viel, trank viel kalten Champagner, rauchte danach zu Hauſe, „las Zeitungen, dann mit Hans den 118. Pſalm und ſchlief ſehr feſt" (an die Frau, 5. März).

Wir ſind in das Perſönlichſte ſeines Daſeins während dieſer zwei, drei

[1] „Zuſchauer" vom 25. März: „Es hat ſich ein Onkel verlaufen! Der ehrliche Finder wird gebeten, ihn Jägerſtraße, 2 Treppen hoch, an ſeinen troſtloſen Neffen gegen eine angemeſſene Belohnung abzuliefern."

Jahre eingetreten: untrennbar zeigte es sich mit seinem politischen Dasein durchdrungen.

Das Vertraulichste auch über Kleist erfahren wir jedesmal aus Bismarcks Briefen an seine Frau: in ihnen sprudelt der Quell seines Innenlebens am reichsten. Die beiden Gatten waren monatelang in Berlin vereint, monatelang danach (im März wohl und im Mai bis Juli 1850) in Schönhausen; sie gingen im Sommer 1849 und 1850 gemeinsam nach Pommern. Schönhausen sah damals seinen Herrn, der es berühmt gemacht hat, zum letzten Male in längeren Aufenthalten. Er genoß wieder Haus, Garten und Fernsicht, er besuchte die Nachbarschaft, arbeitete vor allem in den Deichgeschäften mit der alten, sehr praktischen und sehr persönlichen Energie. Das Gut hatte er 1849, wie früher Kniephof, dem Pächter übergeben: die Landwirtschaft hatte er ja der Politik geopfert und suchte seine nicht überreichen Einkünfte — die Briefe reden ziemlich oft davon — durch einige Sparsamkeit, ein wenig auch durch die Landtagsdiäten zu verbessern. Er liebte Schönhausen nicht eigentlich, von den Nachbarn stand ihm nur Graf Wartensleben nahe, seine Frau fühlte sich vollends niemals an der Elbe heimisch. Er spielte wohl mit dem Gedanken eines Verkaufs, „und doch fehlt mir der Entschluß, wenn ein Käufer kommt, und ich sehe das alte Gemäuer und die hohen Bäume an, die still im Regen stehen" (15. Oktober 1850). Es war ihm nicht einmal ganz recht, daß ihm der älteste Sohn vielleicht in Berlin geboren werden sollte „und kein Schönhäuser sein". Die Überlieferung saß ihm doch zu fest in den Knochen. Pommern freilich blieb ihm wie ihr vertrauter, eine hinterpommersche Parteiadresse unterschrieb er 1850: Bismarck-Schönhausen, auch ein Pommer; in Stolpmünde badete er, und Reinfeld war seine neue Heimat. Aber gerade Reinfeld trennte ihn dann wieder von seiner Gemahlin. Sie blieb im Juli 1849 dort, als er nach Schönhausen und Berlin zurück mußte, und folgte erst im Oktober; sie blieb von Ende September 1850 bis in die Frankfurter Zeit hinein bei den Eltern, ein volles Jahr lang, währenddessen er sie nur in einigen kurzen Aufenthalten von je zwei Wochen besuchen konnte.

Diese langen Trennungszeiten sind es, denen wir Bismarcks Briefe an sie verdanken und damit, hier wie einst in der Brautzeit, die entscheidenden Einblicke in die Tiefe und in die Gesamtheit seines Lebens

und Weſens. Er hatte ſich ihr nicht erſt bekannt zu machen wie damals; die Briefe des Ehemanns holen, ſozuſagen, weniger weit aus als die des Bräutigams, ſie ſind augenblicklicher als jene, aber ſie zeigen, daß er in den wichtigſten innerlichen Beziehungen weitergekommen war. Wie groß der Raum war, den in ſeinem Daſein ſeine Ehe einnahm, das zeigen, ungleich reicher, als noch im Revolutionsjahre, erſt ſie: ſie zeigen den Beſitz und die Vertiefung. Zwei Kinder — denn am 29. Dezember 1849 kam zu der Tochter der erſte Sohn, Herbert, hinzu — ſtanden jetzt zwiſchen den Gatten, für beide ein Gegenſtand ſorglichſter Liebe, und in ihnen und ineinander lebten beide. Der Austauſch war unabläſſig; Bismarck begleitete Frau und Kinder in die Geſchicke jedes Tages hinein, er ſandte immer wieder aus der Hauptſtadt ärztliche Vorſchriften und Medizinen nach Reinfeld, und konnte nie genug von ihnen hören. Johannas Briefe waren wie einſt, nur daß ſie aus dem Mädchenhaften in das Frauenhafte gewachſen waren: ſtrömend auch jetzt noch in Stoff und Gedanken, voll ſpringender Abwechſlung, aber immer voll Hingabe, Vertrauen und Zärtlichkeit. Es war in allem der reichſte gegenſeitige Widerhall: Koſeworte, die man aus ſeinen Briefen kennt und die aus dem preußiſchen Oſten ſtammten, aber auch Scherzworte — mein Ottochen, mein Niedchen, lautete die Anrede wohl, aber auch einmal mit einem Kreuzzeitungszitat: geliebte lange, markige Geſtalt. Und auch der Widerhall der Politik, ein ganz weiblicher Widerhall: ſie lieſt ſeine Reden, freut ſich ſeiner im „Zuſchauer", ärgert ſich über ſeine Widerſacher, und grollt auch auf die Miniſter mit ihrem „wahnſinnigen Grundſteuergeſetz", mit ihrem „deutſchen Unſinn", ja auf den König, deſſen Nachgiebigkeit ihr unbegreiflich iſt. Ihr Mann fällt ihr beſchwichtigend ins Wort, ſie bleibt dabei: „Nicolaus würde ſo nicht handeln", und ihren Erſtgeborenen nennt ſie ſtets mit ſeinem Nebennamen Nicolai. Mit Otto aber iſt ſie leidenſchaftlich einverſtanden; verſteht ſie ſeine Taktik einmal nicht, ſo fragt ſie ihn nach den Gründen.

In ſeinen Briefen dringt dennoch die Klage immer wieder durch: er muß ſie entbehren, er iſt einſam. Sein ganzes Herz iſt bei den Seinen, jede Krankheitsnachricht wird ihm zur ernſten Sorge, manchmal zur zitternden Angſt, die Schwerfälligkeit des Poſtverkehrs läßt ihn warten und warten, und er erträgt die Ungewißheit kaum. Seine Sehnſucht ruft ſtets nach ihr: bei dem erſten dieſer Abſchiede, 1849, da ſie zwiſchen den Kiefern-

büschen auf dem Berge stand und ihm nachwinkte, sind ihm die Tränen in den Bart gelaufen, „das erstemal, glaube ich, seit den Schulferienzeiten", und als es 1851 nach Frankfurt gehen soll, ist er wieder „so sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte". In den Krankheitswochen wird dann die Angst zur Ungeduld: Briefe kommen ihm zu spärlich und zu langsam, und ein Vorwurf klingt durch. Auch sie blickt wohl einmal mit einiger Bitterkeit aus der Dumpfheit des Krankenzimmers in sein glanzvoll bewegtes Berliner Dasein hinüber. Aber weshalb war sie nicht bei ihm? Er hat darüber mehr als einmal gescholten: „Es ist ein Hundeleben so ohne Frau!" (7. Oktober 1849). Die Eltern haben sie ihm doch gegeben, nun müssen sie sich auch daran gewöhnen, daß sie verheiratet ist. „Ich habe das herzlichste Mitgefühl mit der Einsamkeit der Eltern, aber das ist doch der Lauf der Welt, und uns wird es auch nicht anders gehen, wenn wir alt sind" (9., 14., 16. September und später wieder). In Wahrheit haben wohl auch Sparsamkeitsgründe mitgesprochen, denn das Leben in Berlin mit ganzer Familie war teuer, und wie bescheiden und billig war sein Junggesellenleben mit Hans! Aber der Hauptgrund lag sicherlich in Johannas Rücksicht auf die Eltern, deren einziges Kind sie war. Nur wäre der Eindruck ganz falsch, daß sie selber das Opfer, das sie brachte und ihm auferlegte, etwa leicht genommen hätte. Die Sehnsucht nach ihm quoll auch bei ihr über. „Es bleibt mir doch alles nur neblig und bewölkt, wenn Dein geliebter Blick und Deine teure, treue Hand mir fehlt." Der Gedanke an Niederkunft und Tod quälte sie: „Ach, Du geliebter, geliebter Otto, ich kann Dich nicht verlassen, ich kann mich nicht losreißen von Dir!" Seine Mahnung zur Heimkehr aber kann sie ihm nur danken, sie ist selig, daß er sich sehnt, und das Wiedersehen ist ihr die helle Morgenröte nach einem schwülen, melancholischen Abend, sie würde den Winter nicht aushalten ohne ihn, dem sie ganz gehört, mit Körper und Seele. Und wenn er über das Ausbleiben der Briefe klagte, so trug wohl nicht sie eine Schuld. Ein andermal war er es, der ihre Ungeduld über die Länge seines Ausbleibens zu trösten hatte: sie fanden sich in all diesen Zeiten immer wieder herzlich und einmütig zusammen, kein Leser seiner ungeduldigen Briefe darf vergessen, wer sie schrieb. Trotzdem: ein Rest von Unbefriedigtheit, das ist wahr, bleibt über diesem Abschnitte seines Ehelebens schweben. Nicht nur der unmittelbaren Entbehrung wegen, die der Fünfunddreißigjährige mit Selbst-

bezwingung ertrug. Es war noch mehr. „Du kannst Dir nicht vorstellen", hat er vier Jahrzehnte später zu einer seiner Nächsten gesagt, „wie schwer es hielt, bis aus Fräulein von Puttkamer Frau von Bismarck geworden ist." Ein seelischer Kampf um die Frau, wie einst um die Braut, ging noch immer fort. Vielleicht ruht ein Teil des Reizes, der über diesen Briefen liegt, für den, der richtig lesen kann und will, und der in lebendigen Dingen immer gern nach der Entwicklung sucht, gerade in diesem stillen Kampfe, in diesem unabgebrochenen Werden; vielleicht lag er für Bismarck selber darin? Er war im Besitze und im Glücke und mußte sich doch noch darum mühen und immer noch erobern; ihr Verhältnis war noch im Aufstieg. Sie liebte ihn ganz und behielt doch eigene Wurzeln für sich. Sie selber wuchs: sie war Mutter und sicherer geworden als ehedem, die Melancholie, der 1847 die Heckenschere des überlegenen Erziehers galt, wucherte längst nicht mehr so bedrohlich, fast tröstete Johanna ihn jetzt mehr als er sie. Sie gingen nebeneinander der Höhe ihres Wesens und auch ihrer Ehe zu.

Neben seinen Briefen an Johanna laufen andere her: Briefe an seine Geschwister, an persönliche und politische Freunde. Er hat nie witziger und übermütiger an seine „liebe Malle" geschrieben, als damals, da er ihr (im Sommer 1850) seine Badefahrt nach Pommern ankündigte, mit zwei brüllenden Kindern, zwei singenden Kindermädchen, „zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als leidender Familienvater" — „ich bin sehr unglücklich!" — „Eigentlich gibt mir diese Reise, das sehe ich, je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens auf zeitlebens Zweite Kammer." Er schreibt an Bernhard: viel Wirtschaft und allerlei Politik, viel Tatsachen, natürlich niemals ohne Geist und auch keineswegs ohne Vertrauen, aber doch um ein Stück lahmer. Er schreibt sprühend von Geist, Witz und ätzender Schärfe an Hermann Wagener, um einen Ton derber an Herrn von Arnstedt, in einem großen, breiten Selbstgespräche, weitausschauend und vielgestaltig, an den alten Göttinger Studienfreund Scharlach. Es ist jedesmal eine andere Ansicht, eine andere Drehung seines Profils: nicht nur der Außenwelt zeigt er verschiedene Gesichter, auch den Näheren. Zu seiner Schwester spricht, wie einst, mehr der Weltmann, zu Arnstedt redet er (1. Oktober 1849) ziemlich verdrossen von dem alles störenden Reiseaufschub seiner Frau, zu Bernhard (3. November) wenigstens etwas kurz von ihren Klagen über allerhand

Schmerzen, „aber Gott wird ja wohl ein Einsehen haben“. Wo steckt er selber, in diesen Briefen oder in denen von Johanna? Natürlich in beiden. Diese Doppelart war von jeher in ihm gewesen, von jeher die Bewußtheit des Diplomaten, der immer etwas will, die Glätte des Weltmannes, über die Marie von Thadden geklagt hatte, die stets kritische Beobachtung und Beurteilung seines eigenen Ehelebens und seiner nächsten Umgebung, die er beide überlegen glossierte. Der „Seelenmensch“ hatte, von Kindheit an, auch in allen Sturmjahren seiner Jugend, dahintergestanden, und die innerliche Abrechnung mit Gemüt und Weltanschauung hatte ihn Jahre hindurch am stärksten erschüttert. Aber gerade in jenen Jahren des seelischen Ringens war er zugleich Politiker geworden: der Beruf zog ihn mit, und auf Welt und Weltklugheit blieb er nicht nur dem Schein oder der Oberfläche nach gekehrt. Aber gerade in dem jungen Gatten und dem jungen Abgeordneten wuchs das innerliche Leben bedeutsam weiter: unabläſſig beschäftigte ihn die Arbeit daran. Der Arbeit des Politikers sind wir nachgegangen. Ist die eine stärker als die andere? Laufen die beiden Ströme nebeneinander her, gehört der eine, innerlich rauschende nur dem Menschen, der andere, den die Zeitgenossen sahen, dem kommenden Staatsmanne zu? Daß sie eine Einheit bilden, die sich nicht zerreißen läßt, das ist eine einfache Antwort, und empfindet sich doch leichter als es sich nachweist. Wer in die Fülle seiner Lebensäußerungen in diesen reichen Jahren hineinblickt, wird kaum zu entscheiden wagen, was das Vorherrschende, das ihm selber Wertvollere, für sein Werden Wertvollere gewesen sein könnte: beides, Innenleben und Berufsleben, ist in gleich kraftvollem Fluſſe, voneinander bewegt, miteinander wachsend, auch der Staatsmann von dem Seelenmenschen tief berührt. In diesem Mit- und Gegeneinander lebt erst das Bild dieser Zeit, wie schließlich aller Zeiten seines Daseins.

Vielfältig ist schon der Klang der Briefe, auch der vertraulichsten, auch der Gattenbriefe, in sich selbst. Nicht nur Beruf und Herz, auch die verschiedensten Töne stehen da nebeneinander, Witz und Wehmut, Augenblickliches und Allgemeines, Epigramm und Elegie, Läſſigkeit und geschlossene Form, alles in dem Reichtum der lebenden brieflichen Rede, immer wechselnd und immer fesselnd. Wieder die Sprachkraft seiner öffentlichen Äußerungen, auch hier, wo er sich gehen läßt; und hier noch mehr von dem Dichter, der in ihm war, als dort. Es sind wieder Bilder

voll feinſter Stimmung: er blickt (27. Auguſt 1849) aus ſeinem Berliner Eckfenſter auf die kleinen abendroten Schäfchen über der Taubenſtraße, „und die Friedrichſtraße entlang iſt es ganz goldig und wolkenlos, die Luft feucht und weich dabei; ich dachte an Dich und Venedig, und das wollte ich Dir nur ſchreiben". Am liebſten malt er aus Garten und Wald, mag er in Schönhauſen ſitzen — „die Luft voll Lindenblüte, im Garten ſchlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenunterganges" — oder durch den Tiergarten wandeln und reiten: immer ſieht er Einzelheiten und empfindet ein Ganzes. Er ſteht im Garten der alten Plamannſchule (18. Februar 1851), und aus der Enge des Raumes, zwiſchen den vertrauten Bäumen, ſteigt ihm der blaue Duft der Berge empor, von denen ſeine Kindheit träumte. „Die ganze bunte Erde, wie ſie mir damals exiſtierte, mit ihren Wäldern und Burgen und allen den Erlebniſſen, die meiner darin warteten, tauchten vor mir auf, und ich hätte weinen können, wenn der proſaiſche Hans mich nicht rief und trieb ..." Das alles ſtreut er nur ſo hin, und ringsum blitzen die Lichter der Stunde auf, weich, hart oder ſprühend, ohne Abſichtlichkeit und Zwang. Zwiſchendurch eine Mahnung: Johanna hat ihren Brief an eine hochgeborene Freundin allzu herzlich adreſſiert, „liebe ſie inwendig ſehr und ſei auf dem Kuvert kalt und höfiſch, ſo will es der Brauch der Welt"; ein neckendes Spritzen: er hat ihr den Eichendorff beſorgt; weiß ſie, daß der Mann noch lebt und hier wohnt? „Laß es Deiner Begeiſterung keinen Eintrag tun, daß er — Geheimer Regierungsrat iſt." (17. März 1851.) Den ganzen Umkreis der Stimmungen umſpannt, wohl am vollſtändigſten, der Brief an Scharlach vom 4. Juli 1850, ein Gemälde, das er vor einem ferner gerückten Vertrauten, halb literariſch dieſes Mal, ausbreitet: ſpielende und ernſte Betrachtung, Bilder ſeiner kleinen täglichen und ſeiner großen politiſchen Welt, eine Kritik an Radowitz, die er ſo in die „Kreuzzeitung" hätte einrücken dürfen, ein ſtaatliches Bekenntnis, ruhiger erſt, dann grimmiger, bitterer, heißer, bis hinauf zum apokalyptiſchen Vernichtungszorne. Das iſt der ganze Bismarck.

Was innerlich das Führende war, ſteht freilich außer Zweifel. Im Vergleich zu der Unraſt nicht nur vor 1847, ſondern noch während des 1848er Gewitters, iſt er ruhiger geworden: in ſeiner Ehe, bei aller ſtillen Bewegung, die ich hervorhob, waltet, und ſo empfand er es ſtark, ein

Friede, der ihm den wichtigsten seelischen Erwerb dieser Jahre bedeutete. Es sind einige Worte in den Briefwechseln, die das wundervoll zusammenfassen. Möchte sie nur erst zu ihm kommen (8. September 1849): „Ich sehne mich recht, Dir die Torheiten der Menschen zu klagen." Und sie: „Je mehr Ärger Du in dem alten Gewühl da draußen hast, desto helleren Sonnenschein wird Dir Deine Nanne im wärmsten Herzen entgegenbringen, wenn Du heimkehrst; und wenn Dich die schändlichen, eklichen Menschen schlecht behandeln, will ich Dich streicheln und Dir liebevoll teilnehmend ins Auge sehen, bis Du alles vergessen hast." Er dankt ihr zu ihrem Geburtstage 1850 dafür, daß sie „Glück und Frieden in sein früher an beiden armes Leben gebracht", für ihre Sanftmut und Geduld, und wird sich selber von Gott Sanftmut nnd stete Sorgfalt erbitten. Er spricht von seinen Ecken und seiner männlichen Selbstsucht. Sie aber will von seiner Selbstanklage gar nichts wissen, was sollte sie da von sich selber sagen?, und er erwidert den Dank mit Dank und Segen. Ihn hat die Trennung, so schreibt er ihr am 19. September 1849, recht fühlen lassen, „wie fest wir ineinander gewachsen sind"; und an Scharlach sendet er das inhaltreichste Bekenntnis. „Das größte Glück, für welches ich Gott danke, ist mir durch meine Ehe geworden, in deren Verlauf von nun bald drei Jahren ich mich des ungetrübtesten Sonnenscheins erfreue; ein Umstand, der mir bei Widerwärtigkeiten den Kopf über Wasser hält."

Und seine Ehe wirkte sich in seinem Glauben aus. An die Stelle des erobernden ersten Ringens war auch darin der ersehnte Besitz getreten, der ihm die Grundlage inneren Friedens war: die Entwicklung drängt sich hier förmlich auf; aber hier noch mehr als dort blieb es ein Besitz, um den er in steter innerlicher Weiterarbeit mühsam und aufrichtig stritt. Man glaubt, in diesen Jahren den religiösen Ton stets noch anschwellen zu hören; und ganz stark ist er in allen seinen Äußerungen, in allen Briefen, nicht etwa an Johanna allein. Die geistlichen Ausdrücke kehren immer wieder; er liest in der Bibel, ganz besonders häufig in den Psalmen, und begegnet sich da mit seiner Frau; er liest mit ihr eine lutherische Predigt; „ich lese täglich im kleinen Testament", heißt es inmitten einer politischen Krise (24. November 1850). Er denkt die religiösen Probleme weiter. Er mißt andere, etwa Schwester und Schwager, an diesem Maße. Dem geistlichen Inhalt seiner Briefe entsprechen die kirchlichen Vorstöße in der

Kammer genau, die Reden gegen die Zivilehe (November 1849), gegen die unchristliche Erziehung (Februar 1851; ein Entwurf schon für Erfurt). Er bekannte vor der Welt und in seinem persönlichen Leben, er berief den Pietisten Goßner zur Taufe seines Sohnes, ging in Erfurt — Ludwig Gerlach bezeugt das — in den Gottesdienst der separierten Lutheraner, und der jugendliche Kandidat Rudolf Kögel behielt den starken sittlich-religiösen Ernst im Gedächtnis, mit dem der witzige Unterredner 1851 zu ihm über einen Bekannten urteilte. Seine Briefe berichten immer wieder von den Predigten, die er hörte. Er besuchte die beiden führenden Geistlichen der Orthodoxie, Büchsel und Knaak, in ihren Kirchen und schlug sich mit den Eindrücken, die er gewann, herum, unterdrückte die Abweichung so wenig wie die Zustimmung. Er teilte Andachten und Gottesdienste mit Hans von Kleist. Er schrieb seiner Frau im Februar 1851 fünf Tage im voraus, daß er mit Hans das Abendmahl bei Knaak nehmen wolle, und erzählte ihr fünf Tage danach, wie es ihm ergangen war: wie Knaak ihm „in die Tiefen des Herzens gegriffen habe". „Ich war fast hoffnungs- und hülfslos, als es soweit kam, und wollte die Kirche verlassen, weil ich mich der Feier nicht wert fand, aber im letzten Gebet vorm Altar gab mir Gott doch Erlaubnis und Beruf dazu, nnd ich war recht froh darnach." So zart und so schwer also nahm er den göttlichen Verkehr und sich selbst. Er übte auch sonst eine strenge Selbstkritik, nach einem zornigen Tage hat er „am Abend Gott seine Ungeberdigkeit abgebeten und sich in Seinen Willen ergeben" (12. Oktober 1850); ähnlich sprach er (15. Oktober) zu seiner Schwiegermutter von dem Unrechte seines trotzigen Herzens. Er schwankte kurz darauf (21. Oktober) zwischen der Sehnsucht nach den Seinen und dem Drange, einer königlichen Einladung zu folgen; in einem sonderbar schaukelnden, beinahe naiven Monolog breitet sein Brief an die Gattin seine Zweifel und Wünsche aus, immer zugleich vor seinem Gott. „Ich zählte eben an den Knöpfen und wußte nicht recht, ob ich bei solcher Kinderei an Gott denken sollte oder nicht; aber im Grunde bringt mich der Gedanke an ihn doch zum Schluß" — zum Schluß nämlich, streng bei der Wahrheit zu bleiben: „so kann ich jedenfalls sagen, wie Gott will." Bis in die äußerlichsten und bis in die tiefsten Bedenklichkeiten gingen diese Fragen hinein. Er will sonntags reisen: „Gott wird es mir wohl vergeben" (10. April 1851), er hört von dem Selbstmord eines schwermütig gewor-

denen alten Bekannten (21. Oktober 1850). „Gott sei seiner Seele gnädig, wenn's möglich ist." Es ist doch ein pietistischer Anklang in vielem, womit er sich plagte, ein Einfluß, den er früher so nicht zugelassen hätte: man spürt überall den Hauch, der aus der Seele und der Umgebung seiner Gattin auf ihn eindrang und den er tiefer einsog als zuvor. Wie einst Marie Blankenburg, wie Johanna noch jetzt, stellte auch er sich die Frage, ob er durch allzuviel Liebe zu den Seinigen nicht Gottes Strafe aufrufe. Er sah und er erbat die Einwirkung des persönlichen Gottes — eine züchtigende, erziehende, begnadigende, beglückende Einwirkung — in jeder Einzelheit seines Daseins. Er überlegte, fast grollend (10. Oktober 1850): wird „Gott meine tiefe und unruhige Sehnsucht nach dem, was mir das Liebste ist auf der Erde, so züchtigen", daß er das Wiedersehen verbietet? „Es wäre doch unglaublich hart." Um Gesundheit für die Seinen betet er „fast mit unziemlicher Leidenschaft" (12. Oktober), „leider mit mehr Ernst als für das Heil meiner Seele" (19. November). Der Husten des Töchterchens ist das bloße Zeigen der Zuchtrute, die Gott „für uns in Bereitschaft hat" (23. Juli 1849), ein schlimmer Ausgang solcher Krankheit wäre Strafe für Bismarcks Sünden und ließe die Mutter entgelten, „was ich reichlich verschuldet" (29. März). In schlimmen Zeiten der Sorge werden Gebet und Dank ihm beinahe zum Sturm. Das alles trägt die Gewähr der Echtheit in sich selbst; er beweist sie auch den Zweifelnden durch die rückhaltlose Ehrlichkeit, mit der er seinem Glauben auch jetzt noch Grenzen aufrichtet, über die er nicht hinwegzukommen vermag. Er übt an Büchsels Art offene Kritik (9. September 1849) und an der protestantischen Kirchenmusik nicht minder. Er kann Knaak „nicht vertragen": Der „macht mich so mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt zu wanken" (29. März 1851). Bismarck wünschte dann wohl seiner Schwäche Kräftigung durch Gottes Geist: kurz darauf (7. April) verwarf er Knaaks Überstrenge doch als Zelotismus. Seine eigene Wahrhaftigkeit enthüllt sich unwidersprechlicher als im Selbstvorwurfe in der Selbstbehauptung: er sprach völlig unbefangen zu der Frau, an die sein religiöses Erleben sich lehnte und der er es ganz enthüllen wollte, von dem menschlichen Elemente, das er aus diesem seinem Glaubensleben nicht auszumerzen imstande war. Freundschaft und Liebe hatten dereinst seinem Christentume zum Durchbruch geholfen, die Liebe es stärker gemacht: an sie blieb es vor allem gekettet. An

einem lauen Sommerabend in Schönhausen empfand er diese Einheit rein und friedevoll: den Dank gegen Gott, „das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit“ — „ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt“ (18. Juli 1849). Aber wenn er Johannna irgendwie verlöre? Er könnte (4. Januar 1851) ohne sie nicht leben, „wenigstens was man leben nennen mag; ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte; Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers, reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig“. Er erhielt damals nach angstvollen Tagen tröstliche Nachrichten von Reinfeld; „nun hoffe und glaube ich, daß Gott mich nicht wieder los läßt“ (23.). Aber jener Blick in die Tiefe seiner Seele bleibt; und um ihr Gebet, daß er Gott treu zu bleiben vermöge, hat er Johanna auch sonst ersucht. Er bekannte es, daß er zornig werde ohne sie: er hatte (16. September 1849), als er das Grab der Barrikadenkämpfer im Friedrichshain sah, den Toten „nicht vergeben können“, obwohl er sich wiederholte, daß Christus auch „für jene Meuterer gestorben“ sei: „aber mein Herz schwillt von Gift, wenn ich sehe, was sie aus meinem Vaterlande gemacht haben, diese Mörder“. Er verteidigte gegen seine Schwiegermutter das Recht und die Pflicht der Obrigkeit, Rebellen mit dem Schwerte zu strafen, in ganz persönlicher Erregung und bot Luthers Zeugnis für sich auf (4. November 1849). Er hoffte, den Brand aus dem Leibe seines Vaterlandes auszuschneiden, sollte auch — so führte er aus der Offenbarung Johannis an — das Blut von der Kelter gehen bis an die Zäume der Pferde (an Scharlach, 4. Juli 1850). Er war von der Religiosität der Seinen innig ergriffen worden, er bildete sie in sich durch, nnd hielt doch, wie 1847, die eigene schneidende Männlichkeit fest, er konnte nicht anders. Und noch ein ähnlicher Zug drängt sich dem Leser dieser Briefe fast verblüffend auf: er brachte auch seine weltlichen Lebensgewohnheiten mit seinem Gott in eine erstaunlich unbefangene Berührung. Eine bessere Nachricht von Hause nimmt ihm „einen rechten Stein vom Herzen, ich dankte Gott für Seine Gnade, und hätte mich dann aus reiner Heiterkeit beinah berauscht. Möge Sein Schutz auch ferner über Dir und dem kleinen Liebling walten“ (17. August 1849). Und kurz danach aus demselben Anlaß dieselbe Freude; „ich

fürchte aber, daß ich Gott nicht ganz in seinem Sinne dafür gedankt habe, indem ich hinging und sehr viel Champagner in meiner Freude trank". Keine Spur darin von Blasphemie — er fügt ja sofort die Bitte um weitere Hilfe an; die Scheidung zwischen Fröhlichkeit und Frömmigkeit wäre ihm wider die Natur gewesen, und daß zur Fröhlichkeit der Wein gehöre, war ihm selbstverständliche Überzeugung. Man kann gar nicht anders, als mit ihm lachen — das Bild des Germanenrecken, der sich mit seinem Gotte auf seine Art verträgt, steigt nirgends drastischer auf; Naivität und Bewußtheit gehen dabei sonderbar ineinander über, und die zwei Strömungen seines Wesens, Selbstherrlichkeit und Selbstbeugung, derbe, starke Weltfreude und zarte Hingabe, stoßen am heiligsten Punkte höchst eigentümlich zusammen. Ende Februar 1851 war er wieder einmal glücklich, Frau und Kinder aus allen Krankheitssorgen heraus zu wissen, und fand dafür den schlagend inkorrekten Ausdruck: „So wahr ist es, daß der liebe Gott es mit uns machen muß wie jener General des Strafbataillons, der seine Leute jeden zweiten Tag fuchteln ließ, weil sie dann in den freien Tagen so vergnügt waren." Und das dicht vor jenen Sätzen über seine Erschütterung am Tische des Herrn! Noch mehr: er hat am 15. Oktober 1850 an Johannas Mutter, die ja auch ihre Kanten hatte, einen herrlichen Brief der Liebe, der demütig herzlichen Beteuerungen geschrieben, von den Mißklängen, die dagewesen sind, von dem Fortschritte der Einigkeit und des Friedens, von seiner äußeren Unfreundlichkeit und seiner inneren dankbaren Wärme: er hofft zur Überwindung dieser Zweiheit seines Wesens auf Gottes heiligen Geist. „Aber glaube mir, der Mann Gottes in mir liebt Dich innig, wenn Dich der Knecht des Teufels auch anfährt, und der erste ist von Dankbarkeit ... voll, wenn der andre sich auch anstellt wie ein Eiszapfen. Gott wird ja seinem Teil beistehen, daß er Herr im Hause bleibt, und der andre sich höchstens auf dem Hausflur zeigen kann, wenn er auch da mitunter tut, als ob er der Wirt wäre." Wundervoll, wie sich Ernst und Scherz mischen, der Ausdruck unmerklich vom einen zum anderen hinübergleitet und schließlich in befreiendem Lächeln endet. Er bekennt auch da, Fehler und guten Willen zugleich, er stellt fest, daß er besser geworden ist, und bleibt zuletzt noch völlig er selbst. Er hat in diesen Briefen mehr als einmal seinen Glauben ausgesprochen, daß Gott ihn ganz führe; er sah sein Dasein und alles Weltliche im über-

irdiſchen Zuſammenhange. Die Kraft ſeiner gewaltigen Natur ordnet ſich in tiefem Ernſte und innerlicher Beruhignng, das zeigen dieſe höchſt perſönlichen Bekenntniſſe, jener Führung ein: und ſchießt doch mit unbezwinglicher Friſche, weltlich, freudig oder zornig, über die Bahnen und die Schranken, die ſeine Nächſten ihm gewieſen haben, und deren Recht er ehrlich anerkennt, hinaus. Widerſprüche nnd Gegenſätze lebendigen Menſchentums! Ehe und Glaube blieben darum doch die beiden Grundpfeiler ſeines Innendaſeins dieſer Zeiten.

Und weitere Widerſprüche treten neben jene und ſcheinen die Einheit ſeines Weſens ganz zu ſprengen. Von dem Gegenſatze von Herz und Welt in der Äußerungsweiſe auch ſeiner vertraulichen Briefe ging ich aus, und innerhalb ſeiner Religion ſelber tauchte er wieder auf. Er nahm noch andere Formen an. Da war der Widerſtreit von Ruheſehnſucht und Kampfbedürfnis, der ſchon im Erſten Vereinigten Landtage hervorbrach. Wie oft verlangte ihn nach Weib und Kind, ja nach der Einſamkeit ſelbſt. Da verfolgte ihn (10. Februar 1851) „in allem Getriebe ſo eine fixe Idee, in einem ganz einſamen tiefen Gebirgstal im warmen Sommer, dicht am Bach mit dem Kopf in Deinem Schoß zu liegen, und über mir durch den Dampf der Zigarre und die grünen Buchenwipfel den blauen Himmel anzuſehen und von Dir angeſehen und geeit zu werden". Als er durch das Schwurgericht von den Seinen ferngehalten zu werden fürchtete, bäumte ſich der ganze Trotz des Landjunkers gegen die Anſprüche des Staates ſo leidenſchaftlich in ihm auf, daß ſein Geſinnungsfreund Gerlach, der Gerichtspräſident, „ganz verwundert war, wie ich mich gegen die Übernahme einer Pflicht, zu der wir uns drängen müſſen, ſo ſperren könne". Bismarck blieb dabei, lieber das Strafgeld zu zahlen, und rechnete ſich einfach aus: „4 Wochen in Magdeburg im Gaſthof zu liegen, wird auch nicht viel unter 100 Talern koſten." Wie ſehr er der Landedelmann blieb, blickte immer hindurch. Aus Erfurt floh er, ſo oft er nur konnte, und ſeine Auerhahnjagd im Thüringer Walde mit ihren Anſtrengungen, ſeiner Beharrlichkeit und dem vierzehnſtündigen Schlafe, mit dem er ſie wiedergutmachte, hat etwas Elementares: er freute ſich nachher „über die gute Natur, die Gott mir gab, das durchzumachen". Als der „Kladderadatſch" mit einer hiſtoriſchen Anſpielung ſeine Familie antaſten zu wollen ſchien, wies er, in übrigens tadellos achtungsvoller Sachlichkeit, den Redakteur auf die

Genugtuung hin, „welche nach meiner Anſicht ein Gentleman dem anderen unter Umſtänden nicht verweigern kann“. Auf die Unhöflichkeit eines gereizten Standesgenoſſen antwortete er mit einem Briefe voll überlegener geiſtreicher Bosheit, in dem jedes Wort eine höfliche Beleidigung iſt: man ſchmeckt ihn ans wie den Anblick eines Meiſterfechters (an Graf Itzenplitz, 1849). Das war ſchon im Edelmanne der Diplomat. Aber der Edelmann war es, den es aus der Kammer zu den Offizieren trieb, der ſich am Reiten durch den Tiergarten, oder auch, allem Pietismus zum Trotz, am Tanzen bei Hofe von ſeinem „miſerablen Leben den Tag über“ erholte. Und doch trieb ihn Ehrgeiz und Tatendrang und Pflichtgefühl zu immer angeſpannterer Arbeit im Parlament. Sehr merkwürdig, wie er fortfuhr, dieſes ſelbe Parlament zu verachten: das anſpruchsvolle leere Geſchwätz auf der Rednerbühne, die Langeweile, die Böswilligkeit, die Gedankenarmut. Er ſchäumte immer wieder dagegen an, er ſpielte im September 1849 und wieder im März 1851 „ernſtlich“ mit dem Gedanken, ſein Mandat niederzulegen, nnd öfter wollte er wenigſtens einmal ausbrechen; ſeine Schwiegermutter widerſprach ihm feierlich, Gerlach, Stahl, Kleiſt ſchalten ihn aus. Hinter der Langenweile lag ſicherlich zum guten Teil das Gefühl, daß der Landtag ihm perſönlich zuwenig Aufgaben bot: ſeine Kraft dürſtete nach mehr. Aber er übte zugleich an den allgemeinen ſachlichen Grenzen des Parlamentarismus eine ſchneidende Kritik. „Die [deutſche] Frage wird überhaupt nicht in unſerer Kammer, ſondern in der Diplomatie und im Felde entſchieden, und alles was wir darüber ſchwatzen und beſchließen, hat nicht mehr Wert als die Mondſcheinbetrachtungen eines ſentimentalen Jünglings, der Luftſchlöſſer baut (27. Auguſt 1849). „Bauern und Kleinſtädter ſind nicht geeignet, um Geſetze zu machen und europäiſche Politik zu treiben“ (11. September). Der Kampf, in dem er ſtand, erſchien ihm dann ziellos und wie eine Farce. Er ſprach zu Scharlach von dem „Kammerweſen, wie 350 Leute über unſer Vaterland beſchließen, von denen kaum 50 wiſſen, was ſie tun, und unter dieſen wiederum wenigſtens 30 ehrgeizige nnd gewiſſenloſe Schurken oder von Eitelkeit ausgehöhlte Komödianten“. Er wollte hinter Radowitz als Triebkraft auch nur „eine immenſe perſönliche Eitelkeit“ erblicken. Der Realiſt leuchtet in Bismarck durch, der die Motive der Menſchen nackt zu ſehen vermeint und ſie klein ſieht, und der die politiſchen Gewalten ſichtet nach Macht

oder Machtlosigkeit: der handelnde Staatsmann seiner späteren Tage; bewußt oder unbewußt sehnte er sich wohl bereits, das zu werden. Freilich, auch als er es geworden war, hat er ja nicht aufgehört, die Leerheit selbst des großen politischen Kampfes zu schelten. Er behielt damals und stets etwas Persönlichstes, Eigenstes, das ihm daneben und darüber stand, ein Hochland, in dem die feinsten Quellen seiner Lebensströme blinkten. Den staatlichen Kampf zu lassen jedoch war er schon 1849 so unfähig wie später allezeit. Er brach am 25. September 1849 einen Brief ab: „Ich bin heut zu voll von Politik." Er brauchte sie durchaus; es ging ihm wie mit den Einkäufen für seine verreiste Frau: er wollte die Aufträge durchaus haben, „räsonnieren und bedauert werden will ich deshalb aber doch, wenn ich sie besorgt habe" (6. März 1851). Sollte die beinahe fiebernd ungeduldige Erregbarkeit, in der er sich im Herbst 1850 befand, nicht damit zusammenhängen, daß er damals seit einem vollen halben Jahre seinem Berufe entrückt war —? So oft er ihn verwarf, der Drang in die Welt, der Drang zu seinem Werke war doch immer übergroß in ihm.

In diesem inneren Streite lag sein Wesen damals wie stets. Das Zarte und Weiche, das Feine und Reizbare, das Verwundbare und Wilde ruhte in den Tiefen seines Herzens, leicht aufgewühlt in Empfindung und Wort, elementar auch dieses alles in seiner innerlichen Stärke; schon 1850 entlud sich seine „Wut" über die „Tyrannei" des Geschworenentums in Erbrechen und Gelbsucht. Der starke, sich ganz zusammenfassende Wille zur Wirkung und Tat ruhte dicht daneben und verlangte nach Sättigung.

Wir mögen die Widersprüche auf die körperlich-geistige Erbschaft der Familien zurückführen, die in ihm zusammenfloß; lebenslang blieb seine Seele ihr Schlachtgebiet. Haben sie ihn jemals zerrissen? In den vierziger Jahren vielleicht, aber schon damals erschien doch als der eigentliche Keim der Friedlosigkeit, die ihn jagte, seine unbeschäftigte, unausgefüllte Kraft. Seitdem hat das Positive, nach dem er gerungen hatte, gesiegt; auf allen Feldern seines Lebens sprossen die Saaten empor. Die vollste Ausfüllung seiner Wünsche, deren feine Seele fähig war, die Ausfüllung durch die große Tat, lag erst vor ihm; befriedigt hat aber auch sie den Drang dieser Seele niemals ganz. Aber man vergreift doch den Ton, wenn man nur in der Fülle der Kämpfe und der Gegensätze, die sein Wesen wie jedes größte Menschenwesen durchwalten, wenn man gar in einer Problematik, die

kleinere Naturen erschöpfend ausdrücken mag, das eigentlich Bezeichnende seines Innenlebens sehen will. Von Zerrissenheit war schon 1849 nicht mehr die Rede, obwohl er erst noch weiterdrang. Das Widerspiel der Gegensätze arbeitet in der Tiefe, immer bewegt, immer reizbar, eine Fülle der Töne, die durch- und gegeneinander klingt, für ihn selber immer wieder erregend und quälend, für den Betrachter reich nnd packend, lebendig, ewig nen. Am packendsten aber doch, weil sie dem Überschwange des Lebens entquillt; und nicht die Zerteiltheit bleibt der letzte Eindruck, sondern eine majestätische Einheit, in allem Gegeneinander eine große klare Einfachheit, durchaus gesund und hell, eine Mächtigkeit der zusammenhaltenden, vorwärtsstrebenden, schöpferischen Kraft, die über alle die bleibenden Widersprüche triumphiert nnd sie mit sich reißt: männliche Größe, die alle Spaltungen überbrückt. In diesen Jahren wächst sie schon sicherer und sicherer empor: die Arbeit wächst nnd hält sie zusammen.

Im Winter auf 1850 hat ein Genosse der pietistischen Kreise, der Maler Moritz Berendt in Berlin, seinem Rufe zu dienen gemeint, indem er Herrn von Bismarck porträtierte: „lebensgroß uud sehr ähnlich", wie Frau Johanna schrieb. Das Bild hängt im Rathaus seiner damaligen Wahlstadt Brandenburg und zeigt ihn, seine riesige Dogge Odin an ihn gedrängt, stehend vor Schloß und Kirche von Schönhausen. Im Grunde stellt es doch nicht den Schloßherrn, sondern den Abgeordneten dar, im schwarzen zugeknöpften Rock, Hut und Handschuh in der Hand, im kurzen Vollbart, über der Stirn noch die Haare, die sich freilich lichten, die Erscheinung groß und fest, das Auge scharf und wie in allen seinen Porträts aus diesen Jahren selbstbewußt und einigermaßen drohend, der ganze Ausdruck gesammelter Wille. Das mag das Bismarckbildnis dieser Zeiten bleiben. —

Den Parlamentarier von 1850, wie er sprach und handelte, haben wir kennengelernt: voll sprühender Kampfesfreude, voll Mut und Übermut, voll Zorn und Haß, immer entschieden, ja radikal; einen bewußten Taktiker, der — sein Brief an Meyendorff über Erfurt etwa zeigt es — die Stimmenzahlen sorgsam vorberechnete und gegen Mehrheiten mit dem Appell an den König stritt, nnd mit dem Appell an die Macht des Wirklichen; hierin und sonst vor allem realistisch gestimmt, den Zeittheorien und den Phrasen feind, mit einem Zuge von Verachtung.

Die Frage wiederholt sich: In welchem Verhältnis steht dieser Politiker zu der gleichzeitigen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit? Ich habe im Eingang dieser Charakteristik behauptet, sie seien untrennbar und der erste von der zweiten beeinflußt. Gewiß sind dies schwer zu ergründende und schwer auszudrückende Beziehungen; umgehen darf der Biograph sie nie. Einiges ist gewiß. Bismarck rühmte damals und stets die tragende Hilfe, die seine Ehe seinen Kämpfen leiste; er hat später seinen Glauben als den Halt seiner staatsmännischen Pflichterfüllung gepriesen. Wir sahen: Die gärende Kraft seines Wesens hat sich in feste menschliche und religiöse Selbstzucht gegeben und strebte sich zu bändigen. Sie drang immer wieder, halb rebellisch, durch, verloren hat er sich an die höheren Mächte, denen er sich beugte, nie, als den Diener einer religiösen Idee etwa wird niemand ihn bezeichnen; aber sie war in ihm, bereicherte, gestaltete, stützte ihn. Mancher mag darin nur eine Selbstbefreiung und Selbsterziehung des menschlichen Genius anerkennen wollen, nicht eine Erziehung des Genius von außen und von oben her: allein die Wirkung dieser Erziehung auf sein ganzes Wesen bliebe von solcher Auffassung unberührt und immer stark. Gerundet und veredelt war seine Persönlichkeit: er nahm sich selbst und seine Lebenspflicht, die Welt, in der er stand, ernst, weit mehr als zuvor; alles, was wir erkennen und ahnen können, weist auf Gewissenhaftigkeit und Treue, und er band diese an den stärksten Pflock. Es hat noch wohl niemals einen im höchsten Sinne schöpferischen Menschen gegeben ohne Größe und Durchbildung im Kern seiner Seele. Bismarck fand diese Durchbildung in Haus und Glauben. Ist es denkbar, daß diese neuen Mächte seiner Persönlichkeit seine beginnende staatliche Arbeit unbefruchtet lassen konnten? Wohl ist die stärkste Triebfeder allen großen menschlichen Schaffens gewißlich die Selbstbetätigung des Genius, der Drang der starken Persönlichkeit, sich auszuwirken. Hier war diese Persönlichkeit von einem Ernste durchdrungen, der sich als religiös empfand. Der Fortschritt des inneren Lebens mußte doch wohl irgendwie das äußere und dessen Wirkungen erfassen. Die Formen des äußeren Kampfes, in den Bismarck zuerst eingetreten war — ich habe sie soeben nochmals umrissen —, waren wesentlich scharf und spitz, mehr Streit als Schöpfung. Kann der Ernst der nun in sich geschlossenen Persönlichkeit selbst diesem Kampfe gemangelt haben? Die Frage bleibt nur, wieweit die allge-

meine Vertiefung des Menschen auf den Staatsmann einwirken mußte; es bleibt die Frage seines ganzen weiteren Lebens in allen seinen Epochen, wie diese allgemeinen, sittlichen, religiösen Antriebe und die Selbstherrlichkeit des Persönlichkeitstriebes auf jeder der wechselnden Stufen sich zueinander verhielten: hier ist sie für den Parlamentarier gestellt.

Und eine zweite, unmittelbarere Frage gesellt sich, gerade für diesen, hinzu. Der große Feind der Doktrinen, auch derer, die damals wie selbstverständlich vorherrschten, vertrat in diesen Jahren selber Doktrinen, mindestens Ideale. Er erschien als Bekenner, auch auf der Rednerbühne des Landtags; als Kreuzzeitungsritter verspottete ihn die gegnerische Karikatur. War er es? Waren die besonderen Ideale, die er damals verfocht, für den großen Realisten mehr als bloße Form? Waren sie erlebt und für ihn selber eine Macht? Erst von dem Hintergrunde seines persönlichen Daseins aus, wie er für diese Jahre hier dargestellt worden ist, kann man die Antwort suchen. Mit dem frivolen Junker, zu dem eine Legende ihn gemacht hat, ist es ein für alle Male nichts, das Augurenlächeln überkluger Skepsis, die in Bekenntnissen nur Ausdrucksweisen oder Vorwände zu sehen vermag, beweist nur die Blindheit des verständnislosen Richters für Menschen und Dinge, die über ihm stehen. Aber das bleibt zu fragen: Wie weit reichte in Bismarck die Kraft dieser Ideale, die er nach jedem seiner persönlichsten Zeugnisse unzweifelhaft ehrlich und stark empfand? In seinem intimsten religiösen Leben selbst stritt seine Persönlichkeit mit der Regel; wieweit erfüllte sie auch die politischen Regeln, die er verkündete, mit dem eigenen, umgestaltenden Inhalte ihrer persönlichen Kraft? Wie verhalten sich in den politischen Anschauungen, die er damals verfocht, Lehre und Mensch, Überzeugung und Trieb, Glaube aller Art und eingeborener Wirklichkeitssinn? Das sind die Fragen, die sich dem Darsteller der damaligen Entwicklung Bismarcks aufdrängen: eine nähere Betrachtung möge versuchen, darauf eine Antwort zu geben.

Siebenter Abschnitt

Bismarcks politische Gedankenwelt und sein Verhältnis zur deutschen Frage

Das Bismarckbild dieser äußerlich und innerlich so bewegten Jahre, das hier von seinen verschiedenen Seiten her gezeichnet worden ist, erhält seine letzte Zusammenfassung erst, indem die einzelnen Richtungen seiner politischen Anschauung von damals, jede für sich, beschrieben und untersucht werden: innere Politik — in Gesellschaft, Wirtschaft, Kirche, Verfassung; äußere Politik — die deutsche Einheit. In ihrer Darlegung wird zugleich der bleibende Ertrag der Jahre des Abgeordneten für die Vorgeschichte des künftigen großen handelnden Staatsmannes zu bestimmen sein. Denn alle Probleme, mit denen der Gründer des Reiches dereinst ringen sollte, drangen damals bereits auf ihn ein.

Monarchisch-aristokratisch war Bismarcks System der inneren Politik. In dieser Einheit klang das Aristokratische beinah vor. In einer wichtigen Rede (24. Oktober 1849) hat er die Dauer der Staaten gerühmt, „welche unter dem Einflusse einer erblichen Aristokratie gestanden haben": im Gegensatze zu der Wirkung des Absolutismus, der „die glänzendsten und großartigsten, aber nicht immer wohltuendsten Erscheinungen" schuf. Er schritt von den Staaten des Altertums, durch Kaiser und Städtegeschichte des deutschen Mittelalters, „über Venedig, Genua, Holland" bis zu der „Haltlosigkeit" der neueren Zustände auf dem Kontinente fort und führte diese auf die Unterdrückung des unabhängigen Adels durch die Fürstengewalt zurück; an dessen Blüte fand er überall die Blüte der Gemeinwesen gebunden, sein Sturz war (an Wagener, 30. Juni 1850) der „Umsturz natürlicher politischer Ordnung". Den preußischen Adel insbesondere hat er mit tiefer Wärme gepriesen, seine Blutopfer in zwei

Jahrhunderten, seine Treue, die selbst den Verlust seiner Vorrechte ohne „mürrische Freude“ überwand; er schrieb ihm die Fähigkeit zu, eine würdige Pairie zu bilden. Er verteidigte noch im April 1851 — denn die Äußerungen gehören über den gesamten Zeitraum hin innerlich zusammen — die aufgehobenen Patrimonialgerichte gegen „die Theorie und einen angeblichen Zeitgeist“. Er sprach hier und stets für Rücksicht auf landschaftliche und örtliche Verschiedenheiten und Bedürfnisse, für Dezentralisation. Er sprach vor allem, wir sahen es, ganz ausdrücklich für den Großgrundbesitz. Den Agrargesetzen hielt er entgegen, sie verletzten das Eigentum, und zwar gegen die aufgewühlte Begehrlichkeit der Bauern und Tagelöhner nachgiebig, stets nur das Eigentum der Gutsherrn: auf deren Seite stehe das Recht, das man mit ungenügender Entschädigung rücksichtslos und unklug beuge, und die materielle Not; man fordere Opfer von ihnen und gebe nicht einmal zu, daß es Opfer seien. Der grundsätzlichen Bekämpfung fügte seine ländliche Sachkenntnis gelegentlich die schlagende Einzelkritik unpraktischer Besserungen hinzu, die allen Beteiligten gleichmäßig nachteilig seien. Aber die Hauptsache war ihm die Verteidigung des Gutsbesitzes im großen. Er selber hatte seine Wirtschaften verpachtet und spürte die Spitzen mancher Neuerungen mehr mittelbar, aber sein Gefühl stand mit ungeteilter Leidenschaft hinter den Interessen seines Standes. Er hat seine Zugehörigkeit laut bekannt und die Kraft der wirtschaftlichen und sozialen Triebfedern sehr stark betont: dem Idealismus der Zeit warf er am 6. September 1849 die Kriegserklärung ins Gesicht. „Ich bin der Ansicht, daß die ‚bewegenden Prinzipien‘ des vorigen Jahres viel mehr sozialer als nationaler Natur waren.“ Erst der Aufruf an die Besitzlosen und Minderbegüterten habe ihnen die Stoßkraft verliehen — „einer Revolution“, wie er an Scharlach 1850 schrieb, „mit der im Grunde nicht 10000 Menschen einverstanden waren und der man erst Sympathien schuf, indem man den Bauern und Arbeitern goldene Berge versprach“. Nach den Klassen — Offizierkorps, Grundbesitz, Bauerntum, städtischem Mittelstand, Beamtentum — fragte er, wenn er, im gleichen Briefe, die Aussichten der Zukunft abmaß. Auf seiner Seite erblickte er dann „das wahre preußische Volk“, „mit seiner lebendigen Gliederung und seinen praktischen Bedürfnissen“ (21. März 1849, 14. Februar 1851). —

Er entwarf eine konservative Wirtschaftspolitik: agrarisch, ostdeutsch im Gegensatze zum Liberalismus des rheinischen Fabrikantentums, freihändlerisch, wie es die Landwirtschaft damals war, aber zünftlerisch. Dem Handwerkertum sollte (Oktober 1849) die Gesetzgebung zu Hilfe kommen, durch Einschränkung der Konkurrenz, durch Zunftzwang: wie könne der Kapitalismus den Staatseingriff hier befehden, den er, als Schutzzoll, zugunsten seiner Industrie selber verlange? Bismarck gestand, in dieser Mittelstandspolitik vornehmlich politische Vorteile zu suchen; es handelte sich ihm, in Land und Stadt, um die Kerntruppen der konservativen Partei. Als Gegner aber traf er hier wie dort den „Geheimratsliberalismus, die Neigung eines großen Teils der preußischen Bürokratie für Nivellierung und Zentralisierung". Zu keiner Zeit seines Lebens ist der große Landedelmann in seinem Kampfe gegen die Bürokratie grimmiger gewesen. Dieser Kampf tönt durch die Reden: er übertönt gelegentliche Worte des Lobes für die Intelligenz oder die Integrität (6. September, 18. Oktober 1849) der preußischen Beamtenwelt, er treibt immer neue Angriffe hervor und erhebt sich einmal (14. Februar 1851) zu allgemeiner Auseinandersetzung. Da setzt er den Absolutismus, den er nicht will, gleich mit der Idee „geheimrätlicher Allgewalt und dünkelhafter Professorenweisheit hinter dem grünen Tisch" — ein Produkt falscher Erziehung; „dieses Produkt, die Bürokratie, habe ich nie geliebt, es wird mich dessen niemand beschuldigen"; sie trägt das revolutionäre Prinzip. So klingt es in den Briefen wieder: „Die Revolution steckt nur in unsern Beamten..."; in einem Schreiben an Wagener (30. Juni 1850), das selber ein „Gewittersturm" ist, fordert er einen solchen zur Beseitigung des Staates von seinen unheilvollen Organen. Da steht das berühmte, drastisch-groteske Scheltwort: „Die Bürokratie ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetzexkremente, die sie von sich gibt, sind der natürlichste Dreck von der Welt." Mit der entgegengesetzten Stimmung sieht Bismarck auf die andern der beiden Säulen des altpreußischen Staates, auf das Heer und sein Offizierkorps. Die hat er in diesen Jahren immer von neuem gepriesen und verteidigt und ihre Pflege gefordert: da fühlte er sich zu Hause, sozial und politisch ebenso wie persönlich.

Das alles ergibt ein einheitliches Bild. Es ist kein Zweifel: der Landedelmann blieb hier, wo Bismarck in jahrelanger Entfaltung von Ansich-

ten und Eigenschaften mit allen Richtungen des preußischen Daseins abzurechnen hatte, so deutlich wie je zuvor, und dank dieser Vielseitigkeit noch deutlicher als auf dem Vereinigten Landtage von 1847, der Kern seines Wesens. In diesem Boden hafteten seine Wurzeln. Und dieses einheitliche Bekenntnis war das Bekenntnis der Partei, der er angehörte, der Gruppe, die sich um die „Kreuzzeitung" scharte, der Zeitung selber, es war das Ergebnis alter wirtschaftlicher, sozialer, politischer Bedürfnisse seines Standes: schon die Romantik von 1810 hatte es ähnlich zusammengeschlossen, und Bismarck stand in der Reihe, die von Marwitz und Adam Müller ausging, neben den beiden Gerlach und neben Stahl. Seine Adelsrede vom Oktober 1849 bezeichnete der eine unter den wissenschaftlichen Bannerträgern der romantisch-konservativen Ideale, Heinrich Leo, in seinem Blatte als den „Ausdruck eines lebendigen, organischen Standesgefühls", er nannte Bismarck mit Stahl, Gerlach, Kleist zusammen, und zwar ihn und Kleist als Vertreter des altpreußischen Adels und damit „des geistigen Kerns der ganzen preußischen Nation". In nichts stimmt Bismarck voller mit seinen Freunden zusammen. Doch sei gleich hier bemerkt: so wahr dies ist, so grundsätzlich auch die geschichtlich-theoretischen Beweise für Adel, Gutsbesitz, Landwirtschaft und Handwerk aus Bismarcks Munde kamen, von seinen Mitstreitern unterschied er sich doch zugleich schon hier. Bei beiden Gerlach trat — ich erinnere an Ludwigs Wort vom Miste! — der wirtschaftliche Klang, der bei Bismarck so unbefangen stark war, weit hinter dem prinzipiellen zurück; und der eigentliche Theoretiker der Gruppe, Stahl, wich wenigstens in seiner Schätzung des deutschen Beamtentums weit von Bismarck ab. Er erkannte in seiner Staatslehre wie dieser eine Gefahr darin, daß der Beamte weder Landwirtschaft noch Handel oder Gewerbe treibe: das könne zum fanatisch lebensfremden Aktenwesen führen und bedürfe der Ergänzung durch die Selbstverwaltung. Aber im modernen Beamtentum selber sah Stahl doch einen Fortschritt; wie gut, daß dieser Stand unparteiisch oberhalb des Interessenstreites steht! Er rühmte „den intelligenten, ehrenhaften und unentfernbaren deutschen Beamtenstaat" als ein hohes Gut unserer Monarchie. Er gab schon 1846 patrimoniale Gerichtsbarkeit und Verwaltung als unhaltbar auf: das alles wies auf tiefe Unterschiede hin. Und so lebhaft er damals und dann vollends in den politischen Schriften

und Reden von 1848 ab für den Adel, für die Pairie, für die Grundaristokratie eintrat, er sprach bei aller lebhaften Mitempfindung doch immer von außen her, die wirtschaftliche Sorge, die derbe, ganz erlebte Selbstsucht des Standes, der unreflektierte Realismus, wie sie Bismarck erfüllten, waren ihm fremd. Bei Bismarck stammte hier nichts aus der Theorie: aber gewiß, seine adlig-agrarische Anschauung hatte die Geschlossenheit der Theorie angenommen und stellte ihn, trotz jener persönlichen Verschiedenheit, ganz zu seinen Verbündeten.

Es gab einen Punkt, in dem er noch rückhaltloser mit ihnen zusammenging: in den kirchlich-religiösen Dingen sprach er mit dogmatischer Unbedingtheit. Er hatte da nur zu wiederholen, was er 1847 verkündet hatte; aber die Erfahrung der Revolution war dazugetreten, und seine Anklage gegen die verwüstende Wirkung der Freigeisterei, gegen die Aushöhlung auch der bürgerlichen, der sozialen Sittlichkeit durch den Niedergang der geoffenbarten, sein Hohn gegen das Narrenschiff der Zeit, das am Felsen der Kirche scheitern solle, lauteten noch schärfer als damals, seine große Rede gegen die Zivilehe lautete völlig kirchlich; er dachte nicht mehr daran, den Pietismus etwa von der Politik fernhalten zu wollen, wie einst bei seiner ständischen Zeitung. Seine persönliche Entwicklung übertrug sich hierin am unmittelbarsten in Politik. Er hatte auch dieses Bekenntnis nicht von der Partei, aber er teilte es ganz mit ihr.

Und wie stellte sich der Aristokrat zur Monarchie, zum Ganzen des Staats, zu der Verfassung, die man soeben abschloß?

Wir sahen, er erkannte die Verfassung an. Aber er tat es mit stetem Widerstande, und man beobachtet, daß sein Ton über die Urkunde, die den Zeitgenossen als Grundgesetz so heilig war, mit der Zeit aber respektloser wurde; schon im September 1849 hat er den „staatsrechtlichen Koran unserer zahmen Fanatiker" in der „Kreuzzeitung" verhöhnt; 1851 hat er in offener Sitzung erklärt, der Verfasser sei nicht heiliger als jede Nummer in der Gesetzsammlung vor oder nach ihr (24. Februar). Den Artikel 83, nach dem die Abgeordneten das ganze Volk vertreten, hat er damals (14.) „als eine faktische Behauptung der Verfassung" verspottet. Verworfen hatte er den Anspruch irgendeines Parlamentes, eine Volksvertretung zu sein, längst: er bestritt ihn dem allgemeinen Stimmrecht ebensogut wie dem Dreiklassenwahlrecht (21. März, 24. September

1849). Die indirekte Wahl mache den Abgeordneten in beiden Fällen nur zum Vertreter von „etwas mehr als der Hälfte der Hälfte" der wählenden Urwähler. Und „eine wahre und gerechte Vertretung" sei überhaupt unmöglich, die die Zustände und Bedürfnisse des gesamten Volkes und seiner Teile auch nur mit oberflächlicher Ähnlichkeit wiedergebe; „ich rechne sie zur Klasse der Zirkelquadratur" (24. Oktober 1849). Das allgemeine Wahlrecht sei (21. April 1849) widersinnig: „das Prinzip, daß der Einfluß einer jeden Volksklasse in demselben Maße steigen müsse, in welchem ihre politische Bildung nnd Urteilsfähigkeit abnimmt"; dem neuen Klassenwahlrecht traute er nicht besser (24. September). Eine Lotterie, ein Zufall bleibe die Wahl jederzeit. Und was ergebe sie? Eine Körperschaft von Dilettanten, häufig ohne berechenbare Mehrheit. Wie wenig Hochachtung er einer Kammer entgegenbringe, hat er nicht nur in seinen Briefen ausgesprochen: er hat es ihr selber öffentlich ins Gesicht geworfen. Wo ist die Bürgschaft ihrer Sachkunde oder ihrer Sachlichkeit? Wir hörten ihn über den unredlichen Ehrgeiz der Führer klagen. Und was will sie denn tun, um sich durchzusetzen? Er hat es ihr mit einer gewissen Freude mehr als einmal gesagt, daß „den Manifestationen ihrer Gefühle und Ansichten" nur ein bescheidener Wert beiwohne (21. April 1849, 17. April 1850, 24. Februar 1851). Wo steht das eigentliche preußische Volk? Wo liegt die eigentliche, soziale und politische Macht? Die öffentliche Meinung macht Bismarck wenig Eindruck. Er beschrieb gelegentlich sarkastisch, wie sie im einzelnen zustande komme (17. April 1850); er bezeichnete sie (an Scharlach) insgesamt als „die Oberflächlichkeit derjenigen konstitutionellen Schreier, die sich am unverschämtesten geltend zu machen wissen". Er urteilte zu dem russischen Gesandten grimmig über die Erfurter Parlamentarier: „Sie fassen die Sache auf, als könnten sie den himmlischen Heerscharen die Exekution ihrer Beschlüsse anbefehlen, nachdem sie in letzter Instanz über die Händel dieser Welt werden Recht gesprochen haben."

Er glaubte also nicht allzusehr an die neuen Gewalten. Und er setzte ihrem Grundsatze ganz ausdrücklich seinen Grundsatz entgegen. Die Frankfurter Verfassung wie die preußische Umwälzung haben aus „der Weisheit jener Theoretiker geschöpft, welche seit dem contrat social nichts gelernt und viel vergessen haben"; „der Schwamm der Theorien des con-

trat social" hat die historischen Rechte weggewischt (21. April, 24. Oktober 1849). Er aber will diese festhalten, wo er es vermag, und wo es auf dem glattgemachten Boden einer Neugründung bedarf, „die Empirik" zu Rate ziehen, die Erfahrung aus „unsern und unserer Väter Erlebnissen": also doch wieder die Geschichte und mit ihr die Praxis; der Theorie, dem Naturrecht mißtraut er tief (24. Oktober). Schrittweise nur soll man ins Wasser gehen! Weder die Presse noch die Vereine ertragen eine zügellose Freiheit (21. März 1849, 18. Februar, 17. April 1850). Er wünschte Anfang 1850 die Kammer vor der Maßlosigkeit und dem unbesonnenen Laufenlassen zu warnen: da doch „die Geschichte den Prozeß, in dem wir uns befinden, noch jederzeit zum Nachteil der Girondisten aller Länder entschieden hat". Er selber war freilich im Innersten dafür, den zum Untergange rollenden Wagen „selbst auf die Gefahr des Zersprengens hin anzuhalten". „Und wenn", so schrieb er an Scharlach, „es nicht geradezu Gottes Wille ist, daß unser Vaterland als solches untergeht, so werden wir den Brand ausschneiden, ehe es zu spät ist..." Er seufzte dabei: „Wir gehen in Deutschland den Weg Frankreichs, und sind jetzt etwa bei 1836 oder 1837 angekommen; es muß uns noch sehr schlecht gehen, ehe es uns wieder gut gehen kann." Im Augenblick des heißen Kampfes erschienen ihm dann die herrschenden Gegensätze der Zeit in pathetisch großen Bildern: das Narrenschiff soll an dem Felsen scheitern! Die zwei Prinzipien (22. März 1849) treten wider einander, unversöhnlich, ausschließend, das eine, das sich nach dem Volkswillen nennt und in Wahrheit von dem Faustrechte der Barrikaden stammt, das andere, das sich auf die Obrigkeit von Gottes Gnaden stützt und den bestehenden Rechtszustand organisch entwickeln will: „Über diese Prinzipien wird nicht durch die parlamentarische Debatte, nicht durch Majoritäten von 11 Stimmen eine Entscheidung erfolgen können, über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen." Ich habe dies Wort früher als ein Zeugnis seiner Sprachkunst angeführt: es war, seinem Sinn nach, das allgemeinste und das persönlichste zugleich, das er damals gesprochen hat.

Das Alte einfach wieder aufzurichten war sein Streben nicht: er hat es wiederholt beteuert (18., 24. Oktober 1849), und wenn er die Verfassung zuerst im Winter und Frühjahr 1848/49 vor allem als Bollwerk gegen

die Anarchie gefaßt hatte, so hielt er später (14. Februar 1851) auch deshalb an ihr fest, weil der Absolutismus eben die Herrschaft der Bürokratie bedeuten würde: er blieb damit seiner „ständisch-liberalen" Herkunft treu. Aber eine Schranke setzte er ihr auch damals: das Recht des preußischen Königtums.

Dessen Freiheit hatte er 1847 verfochten, sie blieb die Grundlage seiner gesamten Verfassungspolitik. Das preußische Königtum, so lehrte er (24. September 1849), ist selbständig seit Jahrhunderten, kein Geschenk einer Revolution an das Herrschergeschlecht; selbständig hat es jetzt einen Teil seiner Rechte an die Volksvertretung übertragen, die Treue seines Volkes haftet (6. September) auch jetzt noch „an dem lebendigen und freien Könige von Preußen, dem Erben seiner Väter". Die Verfassnng wahrt ihm die Exekutivgewalt, und die Minister bleiben seine Beamte, nicht die der Kammer, sie haben seine Prärogative zu wahren. Das ist in Preußen konstitutionell (21. April), das ist für Bismarck (22. März) „konstitutionelle Monarchie": sein König bleibt von Gottes Gnaden. Was in Westeuropa „konstitutionell" sein kann, ist es darum noch lange nicht für Preußen (21. April, 6., 24. September). Die deutschen Mittelstaaten haben mit dem französischen Konstitutionalismus die schlimmsten Erfahrungen gemacht: er hat sie in die Auflösung hineingestoßen; das preußische Königtum soll nicht „verschwimmen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit". Frankreich ist keine Ermutigung, die junge belgische Verfassnng kein Beweis, und England? Es hat nach seiner Revolution ein Jahrhundert aristokratische Regierung besessen, ehe es in ein reges parlamentarisches Leben einmündete, und noch heute sind alle Voraussetzungen seines Staates anders als bei uns: „Geben Sie uns alles Englische, was wir nicht haben, geben Sie uns englische Gottesfurcht und englische Achtnng vor dem Gesetze der gesamten Verfassung, aber auch die gesamten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichtum und englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, den ganzen, so ganz politischen Stand der unabhängigen englischen Gentry: dann könnten wir auch englisch regiert werden; aber auch dann hätte die Krone, der ‚tragende Mittelpfeiler' unseres Staatsgebäudes, noch nicht die Pflicht, ‚sich in die machtlose Stellung der englischen drängen zu lassen'." Die Fähigkeit des preußischen Abgeordnetenhauses hat er, wir hörten es,

oft genug kritisiert; er fügt (14. Februar 1851) das allgemeinste Bedenken hinzu: regieren kann nur eine feste parlamentarische Mehrheit im Widerspiele zweier großen Parteien, unsere Mehrheiten sind „nur das schwankende Resultat einer sehr komplizierten Diagonale der Kräfte von fünf bis sechs Parteien". Unsere Kammer hüte sich, in die Prärogative eingreifen, Minister stürzen nnd erheben, auswärtige Politik treiben zu wollen! Sie vermag es so wenig, wie sie es verfassungsmäßig darf.

Das war Bismarcks Grundgedanke; er hat Folgerungen daraus gezogen, die Minister zur Abwehr parlamentarischer Übergriffe gemahnt, den Schutz des Präsidenten im Hause (20. März 1849) für sie aufgerufen, ihre eigene Selbständigkeit aber auch gegen den überwiegenden Einfluß ihrer Geheimräte sowie gegen die Überstimmung im Ministerrate zu sichern und sie dafür durch einen vorberatenden Staatsrat zu binden gewünscht (24. November 1849, vgl. S. 87). Er mißbilligte die Diäten der Abgeordneten (11. Januar 1851); er wünschte in der Ersten Kammer (24. Oktober 1849) die „konservativen Interessen", insbesondere aber erblich den großen Grundbesitz vertreten zu sehen: eben in diesem aristokratischen Beisatze „suchte er die Bürgschaft, daß die preußische Verfassung zwischen der Szylla eines wohltuenden Säbelregiments und der Charybdis der Jakobinerherrschaft glücklich hindurchgeschifft ist". Man hätte gern eine Aussage darüber, welche Zusammensetzung er der Zweiten Kammer gewünscht haben würde. Daß er die gegenwärtige verurteilte, haben wir gehört, aber zugleich, daß er eine gerechte Vertretung des Gesamtvolkes nnd all seiner Teile im Oktober 1849 für überhaupt unmöglich erklärte. Wenn er anderthalb Jahre später (14. Februar 1851) dann wieder nur die Steuerkraft — einigermaßen! — in der Kammer vertreten fand, nicht aber „das preußische Volk, wie es in seinen acht Provinzen leibt und lebt, mit seiner lebendigen Gliederung und seinen praktischen Bedürfnissen", so hat er freilich auch damals jene Möglichkeit nicht bejaht, aber das Ideal, das ihm vorschwebte, schimmert doch jedesmal hindurch. Für die Kreise und Provinzen dachte, das zeigen seine Briefe an Graf Wartensleben gegen Ende dieses Zeitraumes, wohl auch er an eine Wiederherstellung der älteren Stände; dafür, daß er diese auch für das Abgeordnetenhaus für möglich gehalten hätte, fehlt es an Beweisen und an Wahrscheinlichkeit. In der Konsequenz seiner Anschauungen hätte ein Ersatz des Dreiklassenwahl-

rechts durch irgendeine ständische Form, die „das praktische Leben und die Interessen" widergespiegelt hätte, sicherlich gelegen, eine berufsständische Form etwa: doch hat er sich zu dieser Forderung, wie es scheint, nirgends persönlich und unmittelbar erhoben. Im Revisionslandtage wäre sie aussichtslos gewesen; seit dem 6. Februar 1850 war die Verfassung beschworen. Sein Kampf vollzog sich auf dem Boden dieser Verfassung.

Und da ist noch der wichtigste staatsrechtliche Einzelstreit zu nennen, den er in diesen Jahren durchkämpfte: ein Streit, der freilich das eigentliche Herz der konstitutionellen Machtverteilung berührte. Schon an der Frankfurter Verfassung mißbilligte er am 21. April 1849 die jährliche Budgetbewilligung: die mache die Mehrheit des Parlaments zum allmächtigen Konvent. Die Revisionsverhandlungen führten ihn auf diese Frage zurück. Der Artikel 108 der oktroyierten Verfassung verfügte: die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden. Es war eine Bestimmung, die schon in der Regierungsvorlage der Verfassung (20. Mai 1848, § 82) gestanden hatte und auch von der Kommission der Nationalversammlung (als Artikel 109) übernommen worden war: sie war, bei der Einführung des neuen Rechtszustandes, als Übergangsbestimmung gedacht. Sollte sie in der endgültigen Verfassungsurkunde stehenbleiben? Stritt sie nicht mit Artikel 98: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt." Der Verfassungsausschuß der Zweiten Kammer beriet die Abschaffung, und sofort zeigte sich, daß der Artikel 108 einer allgemeinen und sehr erheblichen Tragweite fähig war. Die Rechte bezeichnete ihn sofort als eine Beschränkung für Artikel 98, als die Schutzwehr der Krone gegen Parlamentsherrschaft. Gerade deshalb beseitigte die Mehrheit den Artikel 108; die allgemeinen politischen Folgen wollte sie durch den Antrag wettmachen, daß „die Bewilligung von Steuern seitens der Kammer nicht an Bindungen geknüpft werden dürfe, welche die Verwendung dieser Steuern nicht unmittelbar betreffen". Auch sonst suchte man nach verbessernden und ausgleichenden Formeln, aber den Artikel selber strich auch das Plenum (26. September 1849). Dagegen hielt die Mehrheit der Ersten Kammer ihn, im Oktober, fest und vertraute dabei, auch als die Zweite ihren Angriff erneuerte, im Dezember; da die beiden

Häuser sich nicht einigten, blieben die Artikel unverändert. In der Kommission des Oberhauses hatte der Grund gewirkt, die Herstellung der einfachen jährlichen Bewilligung erhöhe die Kammer über den König. Es war die Auffassung der Gerlachischen Gruppe von jeher. Schon in seinem „Monarchischen Prinzip" hatte Stahl 1845 die Herrschaft des Parlamentes über das Budget eingeschränkt, die Steuerverweigerung ganz verworfen, der Spezialisierung des Etats, die in die Befugnis der Regierung übergreife, feste Grenzen gesetzt; beide Teile würden etwa dadurch zu ihrem Rechte kommen, daß das gesamte Budget in Einnahme und Ausgabe weiterliefe, solange der Fürst seiner Änderung nicht zustimmte, daß aber auch der Fürst nichts ohne ständische Zustimmung daran ändern könnte. Jetzt wurde der angegriffene Paragraph znm Hebel dieser Auffassung: er gewann einen Inhalt, den er ursprünglich gar nicht gehabt hatte, und der Streit um ihn war der Streit um Konstitntionalismus oder Parlamentarismus im Sinne Stahls. In jener letzten Krise vor dem Abschlusse des Verfassnngswerkes, im Januar 1850, sollte der König den Artikel 108 opfern, um seine übrigen Änderungswünsche durchzubringen: die Konservativen haben ihn damals eindringlich gewarnt, er selber hielt fest, sein Bruder Wilhelm war desselben Sinnes.

In diese Debatten hatte auch Herr von Bismarck eingegriffen. Er sprach am 24. September in weitausholender Rede gegen die Streichung. Jedes Gesetz besteht so lange fort, bis es durch ein neues aufgehoben wird. Für das Etatsgesetz soll das nicht gelten. Jeder der beiden Kammern soll also in Wahrheit die Steuerverweigerung gestattet werden, jede soll den Widerstand der zwei anderen Faktoren der Gesetzgebung, der Krone und der anderen Kammer, dadurch brechen können, daß sie den Etat nicht zustande bringt. Den Antrag, Bedingungen für Steuerbewilligungen zu verbieten, findet Bismarck „ganz illusorisch", eine bloße Form: jeder kennt in solchem Falle die Wünsche der Kammer von selbst. Die Erwartung, daß die Kammer ihr Steuerverweigerungsrecht nicht mißbrauchen, d. h. nicht gebrauchen würde, weist er ab. Es handelt sich hier um eine „außergewöhnliche Umwälzung unseres Staatslebens", es wäre die Durchzwingung des westeuropäischen Konstitutionalismus, die Unterwerfung der Krone unter das Parlament. Demgegenüber ging Bismarck so weit, aus der Verfassung trotz des § 98 herauszulesen, daß nicht nur die bestehenden Ein-

nahmen, sondern auch die bestehenden Ausgaben „nur durch neue Gesetze geändert werden können". Er kam zu jenem Stahlschen Schlusse: Die Steuern laufen weiter, unverringert aber auch unerhöht, bis Parlament und Krone sich über eine Änderung geeinigt haben. Im Januar 1850 redete er in einem Kreuzzeitungsaufsatz (23.) König und Minister lebhaft ins Gewissen: „Halte, was du hast, und laß dir niemand deine Krone rauben. Denn von der Krone — von der Krone des Königs —, von nichts Geringerem ist die Rede." Und er führte seine Argumentation vom September weiter: der Staatshaushalt ruht auf Gesetz, das Gesetz bedarf der Zustimmung der Regierung. „Was geschehen soll, wenn kein solches Gesetz zustande kommt, davon sagt die Verfassungsurkunde nichts. Wir können keine Verlegenheiten absehen, die hieraus für eine energische, gerechte und sparsame Regierung entstehen könnten." Auf § 108 fußend, und in ihren darauf gegründeten Einnahmen gesichert, wird sie selbst Kammern, da neue, notwendige Bewilligungen versagen, überlegen sein. Der Artikel 108, wie 98, blieb Rechtens: unter Ziffer 109 und 99 sind sie in die beschworene Verfassung übergegangen. Noch einmal hat (24. Februar 1851) der Abgeordnete „für Westhavelland" seine ältere Interpretation der beiden Sätze im Landtage wiederholt, ja sie noch kampfeslustiger verschärft. Kommt das neue Etatsgesetz nicht rechtzeitig zustande, was geschieht dann? „Die Verfassung schweigt darüber gänzlich." Bismarck folgert, daß für die Zwischenzeit sogar das ältere, vor der Verfassung gültige, unbeschränkte Recht der Regierung, über die Ausgaben zu verfügen, wieder auftauche; die Wirksamkeit der Kammer in diesem Falle ruhe dann so lange „wie bei jeder Materie, über welche sich die drei gesetzgebenden Gewalten nicht einigen können". Bald darauf (11. März) sprach er ausdrücklich von dem „Regime der Lücke der Verfassnng, deren Vorhandensein wir bei einer früheren Debatte allgemein angenommen haben, ohne daß man sich über den Rechtszustand, der während desselben Platz greift, einigen könnte".

Der kühnen Geschlossenheit dieser Deduktionen hat es schon damals an juristisch-politischem Widerspruche keineswegs gefehlt. Sie bilden den Höhepunkt der innerpolitischen Kampfesstellung des Abgeordneten von Bismarck. Was ihnen ihre besondere historische Bedeutsamkeit verleiht, ist natürlich die Übereinstimmung, in der der Ministerpräsident von 1862

hier mit dem Abgeordneten von 1851 stand: er hatte seiner eigenen größten Wirksamkeit unmittelbar vorgearbeitet. Und das ist wohl aus allen diesen Äußerungen zur Wirtschafts- und zur Verfassungspolitik hervorgegangen: sie haben, als ein Ganzes betrachtet, für Bismarck eine lebenslängliche Geltung. Der Edelmann und der Monarchist, der Realist, der die sozialen und wirtschaftlichen Gewalten unterstreicht und verteidigt, der Anzweifler und Bekämpfer aller parlamentarischen Eigenmacht: in den größten Gesamtzügen und einer Fülle von Einzelzügen ist er derselbe geblieben bis an sein Ende. Es kann gar nicht davon die Rede sein, daß diese Landtagsjahre in der Geschichte des Staatsmannes eine bloße Episode, eine Ausnahme bedeuteten. Wohl hat er seine innerstaatlichen Anschauungen sehr erheblich erweitert, er hat das Leben des Bürgertums später mit in sie eingefügt, das er 1850 noch verneinte, er hat, als er die Verantwortung des Regierenden trug, den Staatsgedanken ganz anders empfunden, er hat die Engigkeit des Parteimannes gesprengt und dessen Spitzen und Einseitigkeiten abgestumpft. Aber der Kern seiner politischen Denkweise blieb. Vielleicht von dem Dogmatismus seiner kirchlichen Reden abgesehen, hätte der Reichskanzler die entscheidenden positiven Grundsätze seiner Landtagszeit und die Mehrzahl der negativen immer wiederholen können. Seine Aufgaben und Ziele, zeitweilig seine Kampfesgenossen, haben sich geändert; seine Staatsanschauung wies immer auf diese ersten Jahre seiner öffentlichen Tätigkeit zurück. Ob sie aus diesen Jahren stammt, wird gleich zu untersuchen sein; ihren Ausbau, ihre runde Form hat sie damals gewonnen, als er selber ein Dreißiger und Fünfunddreißiger war, im Zusammenhange mit seiner Umgebung und seiner Zeit.

Der Staatslehrer der Gruppe, zu der er sich hielt, war Friedrich Julius Stahl. Es ist das feinste, aber auch heikelste Problem, das Bismarcks politische Entwicklung in diese Epoche stellt, wie er zu den gedanklichen Einflüssen stand, die Stahl verkörperte. An dieser Stelle ist es einheitlich zu erörtern. Stahl war, fast vierzigjährig, bald nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung von diesem nach Berlin berufen worden; er stand seitdem den Gerlach und ihren Freunden nahe, er war vom Judentum früh zum Protestantismus übergetreten, er wurde jetzt aus dem konservativ-konstitutionellen Bayern zum Preußen. Seit 1830 war seine „Philosophie des Rechts" erschienen, von 1845 bis 1847 erschien ihre zweite Auflage: sie faßte an der

Schwelle der deutschen Revolution seine Lehren theoretisch und praktisch zusammen. 1845 war ihr seine Flugschrift über das „Monarchische Prinzip" vorangegangen, die seine politischen Leitgedanken knapp und wirksam zusammenfaßte. Erst die Revolution drängte ihn in die politische Tagesarbeit hinein: er schrieb in die „Krenzzeitung", trat in die neue konservative Partei, wurde ihr Wortführer in der Ersten Kammer und in Erfurt, griff mit Reden nnd Broschüren unermüdlich ein; zum leidenschaftlichen Kämpfer ist er erst damals geworden, aber auch damals blieb er vor allem der Professor „Stahl", so schilderte ihn Junkmann in einem Erfurter Briefe, „verleugnet nicht die jüdische Abkunft und den Gelehrten im Äußeren und in der schwachen, feinen, milden Sprache, immer ein ganz geschlossenes System vorbringend". Sein Lehrbuch bahnt sich durch eine Geschichte der Rechtsphilosophie, deren Absicht nicht so sehr historisches Verständnis als kritische Auseinandersetzung ist, über Burke, Haller, Savigny, die er herübernimmt, aber ergänzen und weiterbilden will, den Weg zu einer allgemeinen Rechts- und Staatslehre anf der Grundlage christlicher Weltanschauung: zu einer theologisch-philosophischen Begründung des Staates auf Gottes Persönlichkeit, zu einer aufbauenden Diskussion, die mit allen Vorgängern abrechnet. Sie bekämpft vor allem den Rationalismus, will Gebrechen nnd Bedürfnisse nicht einfach leugnen, will aber die irdischen Schranken aller Reform auch nicht anerkennen, sondern wagt die ewigen Postulate im Diesseits immer nur annähernd „und nur nach Maßgabe der gegebenen Zustände" anzustreben. Und so krönt diese dialektischen und abstrakten Untersuchungen der Schlußband (II 2, 1846): die Lehre vom Staat und die Prinzipien des deutschen Staatsrechts, in den Stahl das „Monarchische Prinzip" miteingearbeitet hat: auch hier noch einmal ein Kapitel von den allgemeinen Lehren vom Staate, aber hier alles auf die deutsche Wirklichkeit, auf die grundsätzlich-praktischen Probleme der Gegenwart abgestellt: soziale Elemente, Verfassung, Verwaltung; der Publizist blickt überall bereits durch, die mystischen Analogien zwischen ewigem und irdischem Reiche, die in Stahls Jugend stärker vorgetreten waren, sind in den Hintergrund zurückgewichen. Fast hat der Politiker Stahl, den der Staat gegen die neue Revolution des religiös-sittlichen Pathos wieder ganz entbunden hat, die letzten überirdischen Prinzipien wieder feierlicher betont als zuvor der Philosoph; die beiden Elemente seines

Wesens mischten sich stets. Und es war sein leitendes Bestreben, daß er auch Altes und Neues zu mischen, zu versöhnen trachtete, durchaus kein ausschließender Geist, immer bedacht, das Unabweisbare, das seit der Französischen Revolution in die Welt gekommen, in sein monarchisch-christliches System einzufügen. Er kam von Monarchie und Aristokratie, von Geschichte und Religion her, von der Ständelehre der Romantik, und weitete sie, über Hallers privatrechtliche Einseitigkeit, im staatlichen und nationalen Sinne aus: er wollte Erhaltung und Fortbildung vereinigen, auch dem Volk, nicht nur seinen alten bevorrechteten Ständen, neben dem Fürstentum seine Vertretung schaffen, eine Vertretung des Volksganzen über die Breite des Landes und durch die Tiefe der Gesellschaft hin. Er legte auf den Grundbesitz das Hauptgewicht, aber gesellte ihm die übrigen wirtschaftlich-sozialen Gruppen, soweit sie eine geschlossene, organische Wirkung entfalteten, zu — dem Kapitalisten wie dem Proletariate sprach er diese Bedeutung noch ab. Und diese Stände, die er staatlich und allgemein, nicht geburtsrechtlich und partikularistisch auffaßte, sollten neben, aber doch immer unter das Fürstentum treten, Staatsmacht und Herrschermacht sich so mit freiem, mitwirkendem Gehorsam vereinen, die Regierungsgewalt dem Fürstentume verbleiben. Die Volksvertretung ruhe nicht auf Volkssouveränität, sondern die Regierung bleibe legitimistisch, auf eigene, fürstliche Souveränität begründet, nur eine festgeregelte Mitwirkung gehört den Ständen. So stellte er das Recht der beiden Faktoren in fester Scheidung nebeneinander: er verkündete das monarchische, das monarchisch-konstitutionelle Prinzip anstatt des parlamentarisch-konstitutionellen, das „unverkennbar zur Republik gravitiert". Der Fürst allein ernennt die Minister, behält die Initiative der Gesetzgebung, die ganze Verwaltung, er behält seine durchaus persönliche Stellung. Die Stände vertreten alle Wünsche des Landes und haben, da die Neubewilligung von Geldmitteln in ihrer Hand liegt, einen starken Einfluß auf alles; daß die Führung dem Fürsten verbleibe, dafür sorge diese Machtverteilung, dafür muß vor allem er selber sorgen, durch maßvolle Festigkeit, durch lebendige Leistung. Also „reichsständische Verfassung im staatlichen Charakter unter monarchischem Prinzip": das ist die Form für Preußen und Deutschland; das Ausland hat andere Formen und andere Vorbedingungen, die unübertragbar sind.

So hat Stahl 1845 einer neuen preußischen Politik, einer neuen konservativen Bewegung, die vorwärtsgehen und weiterentwickeln solle, die Wege vorgezeichnet; er selber hat von 1848 ab diese Wege weiterverfolgt und die neue Partei zu bilden gesucht, gelegentlich, was die Vertretungsweise anging, ein wenig tastend, bis der Anbruch der Reaktion ihm festen Boden unter die Füße gab. Alle seine Grundgedanken hielt er stets fest: Preußentum, Monarchie, gottgewollte legitime Autorität nun erst recht, nachdem die Volkssouveränität, die Revolution alle ihre Gefahren betätigt hat. Er gab jetzt die hallenden Schlagworte aus: von Thron und Altar, von Autorität gegen Majorität, Christentum gegen Revolution; er blieb bei seinem Bgriffe der konstitutionellen Monarchie, gegen rechts und links, er blieb im Grunde maßvoll, aber der Kampf steigerte die Schärfe seines Dogmatismus und seiner Formulierungen, und vom Geistigen ging er immer aus nnd kehrte zu ihm zurück. Revolution ist ein Zustand, kein Akt, sie bedeutet die Gründung des politischen Lebens auf den Willen des Menschen statt auf die Ordnung Gottes (8. März 1852). Nicht um natürliche Weiterbildung von Freiheit und Einheit handelt es sich ihr, rief er in Erfurt am 12. April 1850: da gingen auch wir gern mit; um den Schutz der Gesellschaft geht es, „es handelt sich um den Titanenkampf, der jetzt im Menschengeschlecht geführt wird auf Emanzipation von Gottes Ordnung, er ist die Signatur der Zeit, er wälzt sich durch alle Länder Europas".

Das war der Kampfruf; die geistig grundlegende Leistung Stahls war älter. Für die Gedankenwelt des preußischen Konservatismus, für seine Wappnung inmitten der neuen Zeit, für die Fassung der Bedürfnisse und der Möglichkeiten, die sich der preußischen Krone von außen her und aus ihrer eigenen Vergangenheit ergaben, und deren Anerkennung und Eingrenzung sich auf die Partei und ihr Programm übertragen ließ: für diese Ausgestaltung geistig-politischer Ideen, die dann auf die preußische und deutsche Wirklichkeit den tiefsten Einfluß geübt haben, ist Stahls Vorarbeit und Mitarbeit bedeutungsvoll geworden. Man hat ihn als den Lehrer des preußischen Konservatismus, als den Lehrer auch Bismarcks bezeichnet und so als den einflußreichsten aller Staatslehrer im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts: durch Bismarck sei sein Programm Wirklichkeit geworden.

Trifft dies zu, läßt sich diese Behauptung in vollem Maße aufrechterhalten? Eine Frage ist damit aufgeworfen, der sich keine Biographie Bismarcks entziehen kann. Kein Zweifel: an Stahls Gedanken und an Stahls Äußerungen erinnert von dem, was oben aus Bismarcks Reden und Briefen angeführt worden ist, eine Menge. Da sind die Grundgedanken: wider das Naturrecht, für die Geschichte; wider selbstherrlichen Unglauben, für religiöse und staatliche Überlieferung, für den Zusammenhang von Kirche, Schule, Staat; wider den Parlamentarismus, für die „konstitutionelle" Monarchie, die gerade „von Gottes Gnaden" bleibt (22. März 1849!), und für ihr eigenes Recht; wider die Gleichmachung, für den Grundsatz der Aristokratie; wider gleiches Wahlrecht, für das Recht der natürlichen Gliederungen, in der Zweiten Kammer wie zumal in der Ersten: auch Stahl hat die Wiedergabe des „Volkswillens" durch das Parlament kritisch beleuchtet.[1] Stahl entspricht die Forderung einer Rücksichtnahme auf die Interessen, auf die praktische Wirklichkeit des Lebens, auf die Landwirtschaft, Abwehr der Agrargesetze, die beide für ungerecht erklärten; Stahl die Ablehnung westeuropäischer Vorbilder für Preußens Verfassung, die Ablehnung auch des vielbetonten englischen Musters. Das geht in die Einzelheiten fort. Der Kampf für den Artikel 108 ruht auf der Grundlage der Stahlschen Budgetlehren, und Bismarck und Stahl haben ihn, der eine am 24. September, der andere am 16. Oktober 1849, in Reden geführt, die ihn beide gleichmäßig auf den Hintergrund der großen Verfassungsfragen stellten, beide ihn abhoben vom Hintergrunde der englischen Analogie. An Stahl klingt es an, wenn Bismarck für Preußen eine schrittweise Entwicklung wünscht, wenn er dem Staatsgrundgesetze die besondere Heiligkeit bestreitet;[2] mit den gleichen Gründen haben beide die Zivilehe verworfen; und wer denkt bei Stahls Beamten, denen weder Grundbesitz noch Gewerbe zu eigen sind,[3] nicht an Bismarcks „Leute ohne Halm und Ar"? Auch die andere, lebenslange Abneigung Bismarcks gegen die Erstickung des Einzelnen durch das Kollegium findet sich bei Stahl (258): auch er hatte die energischere, schöpferischere, verantwortungsfähigere Einzelpersönlichkeit ausdrücklich gerühmt und ihr für die Verwal-

[1] So in „Revolution und konstitutionelle Monarchie" 38.

[2] Reden 126, Stahl II 2, 244 ff., Mon. Prinzip 32.

[3] Oben 156; II 2, 256.

tung und für die Untergerichte den Vorzug gegeben. Zuletzt: klingt nicht aus Bismarcks größter und abstraktester Gegenüberstellung der „Prinzipien", deren Streit „in diesem Jahre Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat",[1] beinah hörbar die Stimme Stahls?

Und nur die eisernen Würfel des Schlachtengottes haben, in jenem Satze, eine Härte, die nicht stahlisch ist.

Zwar auch sonst laufen neben der Reihe der Übereinstimmungen allerhand feinere oder gröbere Abweichungen her. Auf die wichtigsten wies ich schon einmal hin. Stahl verteidigte am 22. November 1849 seine Vorschläge für die Zusammensetzung der Ersten Kammer; er befürwortete rückhaltlos die Vertretnng „der großen Fabrikanten nnd der großen Kaufleute", die Ergänzung der Grundaristokratie durch eine ebenbürtige bürgerliche Aristokratie, und durch andere, geistliche, geistige Elemente. Bismarck war in der Verhandlung des Unterhauses (24. Oktober), ohne solche Ergänzungen auszuschließen, ausdrücklich für den Großgrundbesitz, noch ausdrücklicher für den Adel eingetreten; er gestand selber, „im Herzen auch pro domo als de republica" gesprochen zu haben. Stahl rühmte den Adel auch, aber er mit ausdrücklichen Vorbehalten: „Ich bin nicht der Schutzredner des Adels", „die anderen Klassen sind nun herangereift". Das war 1849; die Adelslehre der Stahlschen Theorie, von 1846, muß Bismarck auch schon viel zn platonisch erschienen sein. Der eine gab die Patrimonialbefugnisse auf, gerade als der andere sie rastlos verteidigte; wie verschieden beide den modernen Beamten werteten, haben wir gehört. Stahls Buch sprach von der Finanzhoheit des Staates, von den exemten Rechten der Untertanen und ihrer Aufhebung mit einer Wärme der Staatsfreundschaft, die in Bismarcks Munde weder 1846 noch 1850 möglich gewesen wäre. Auch Stahls früher Eifer für die „nationale" Dehnung der Ständerechte, für die Heranziehung der Volksgesamtheit war nicht bismarckisch; der Zug zum Maße, zur Mitte hin, die Neigung, Ja und Nein vorsichtig und wohlwollend abzuwägen und jedem das Seine zu geben, war es überhaupt und erst recht nicht. Nicht nur ihre Stellung zu den Klassen, ihre Stellung zum Staate war doch verschieden. Und auch wo sie ganz zusammengingen — in der praktischen Hauptsache, der Verfassungsfrage —, trat diese Verschiedenheit in bezeichnenden Nuancen eindrucksvoll hervor:

[1] 22. März 1849, oben S. 86.

die Verschiedenheit des Temperamentes, des inneren Wesens, des inneren Ausgangspunktes. Sie weisen beide das englische Vorbild zurück; aber Bismarck scheint England historischer zu betrachten als Stahl: er weiß von dem ganz aristokratischen Charakter der englischen Verfassungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts; er spricht auch historischer von den Aristokratien, preußisch-historischer vom preußischen Adel als Stahl. Und wenn er die englische Art der Freiheit bezeichnen will, als Gegenstück der französischen Gleichheit, so fallen ihm (24. Oktober) die Arbeitertypen ein, wie er sie in London oder Paris auf der Straße beobachtet hat, der Engländer, der bei aller männischen Unabhängigkeit die höhere Stellung des Gentleman unbefangen anerkenne, der Franzose, der durch die Brutalität seiner Antwort seine Sorge merken lasse, der Bessergekleidete könne sich für mehr halten als ihn. Das ist ebenso unstahlisch, wie es ganz bismarckisch ist. Sie fechten beide, genau im gleichen Sinn, für Artikel 108: Stahl aber redet ganz politisch, mit seiner scharfen, in seinem Rassetum begründeten Dialektik, immer zum Allgemeinen hin; Bismarck geht vom positiven Inhalt des Paragraphen aus, entwickelt seine Theorie von der Notwendigkeit der drei gesetzgeberischen Faktoren, er spricht weit staatsrechtlicher als der Staatsrechtler Stahl.

In Erfurt — ich komme auf ihre deutsche Politik zurück — hieben sie ganz in dieselbe Kerbe. Da überrascht in einem Briefe Bismarcks an seine Frau (26. April) der Satz: „Heut ärgerte ich mich wieder, daß ich nicht zu Wort kam, ich hätte dem Schwätzer Beseler gern eins abgegeben, der mit perfiden Wortverdrehungen über unseren geliebten Stahl herfiel; der seine Perlen hier recht vor die Säue wirft. Noch hat er Perlen für mich, indes die Zeit, wo unsere Wege auseinandergehen, wird doch wohl mit den Jahren kommen, wenn wir's erleben." Man erstaunt, wie jäh das Lob auf den „geliebten Stahl" — es klingt noch aufrichtig — mit eins in bedenkliche Kritik umschlägt. Stahl wirft seine Perlen vor die Säue — das richtet sich doch ein wenig auch schon gegen ihn selbst; seine Art scheint Bismarck nicht ganz zu gefallen. Sprach ihm Stahl zuviel und zu glatt? Lag hinter den unwirschen Worten etwas wie eine leise Eifersucht auf die Bevorzugung des Älteren durch Partei und Zeitung; eher vielleicht ein Hauch von Ärger über eine leichte Neckerei, mit der Stahl ihn selber gerade an diesem 26. in einer Rede gestreift hatte? Er hatte den Ab-

geordneten von Bismarck-Schönhausen, der neulich in seiner Eigenschaft als Abgeordneter einen Zettel an sich genommen und ihn dann sich selber in seiner Eigenschaft als Schriftführer überreicht hatte, als Gleichnis für gewisse Konflikte benutzt, in die der König von Preußen mit sich als dem Haupte der Union kommen könnte, und in denen der Monarch dann hoffentlich dasselbe Geschick beweisen würde, „jedesmal diejenige seiner Eigenschaften zu gebrauchen, welche ihn gerade am besten konversiert". Die zweimalige große und allgemeine Heiterkeit, von der das Protokoll erzählt, mag den „geehrten Herrn Abgeordneten" immerhin verdrossen haben. Aber dabei fällt ihm doch eben ein, daß er innerlich mit Stahl doch nicht übereinstimmt — im Wesen, in der Konsequenz ihrer Ansichten. Auch in Johannas Briefen ist der Ton anders, wenn, in politischer Äußerung, von Stahl, als wenn von Ludwig Gerlach oder von Bismarck die Rede ist. „Wie frappant klug ist doch Stahl!" schreibt sie nach Erfurt, „und wie unvergleichlich geistreich, voll tiefer innerer Poesie unser teurer Onkel Ludwig!" Und bereits im September vorher: „Wie isoliert seid Ihr, Onkel Ludwig und Du und Hans und — Stahl": dazu sogleich der Zusatz, daß Stahl nicht völlig dahin passe.

Was mag dahinterstehen? Ein Angehöriger des Pietistenkreises erzählt von einem plötzlichen Ausbruch Bismarcks vor seiner Frau: „Er ist doch nur ein Jude!" Da liegt wohl der eigentliche Grund: Bismarck empfand die Andersartigkeit dieses Verbündeten, das Bündnis schien ihm nicht innerlich fest. War es der Ton des Predigers oder des Professors, der ihn abstieß? Zu dem, was ihn im Tiefsten von Stahl dessen Herkunft nach trennte, mochte anderes hinzutreten: er muß gespürt haben, wie weit ihre Naturen auch da voneinander abwichen, der Theoretiker von dem Edelmann. Stahl war deklamatorischer und dogmatischer zugleich, er war blutleerer, abstrakter, er war aber auch staatlicher, liberaler, auch der nationalen Idee mehr zugewandt, als Bismarck damals war; der Vorkämpfer des Junkertums aber, und mit ihm der Mann der Schärfe und der rücksichtslosen Tatenlust, muß sich immer wieder im stillen gegen Stahls Wesen und Tendenzen des Freundes seiner Eigenart gestärkt haben. Das brach in jenen Briefworten durch: auch Leo und Gerlach haben in späteren Jahren allerlei Kritik über den verstorbenen Genossen ausgetauscht. Bismarck vollends war persönlich aus allzu verschiedenem

Stoffe. Die Welt, die zwischen ihnen stand, fühlt man denn doch immer wieder durch!

So weicht er im Feinsten und Eigensten von ihm ab, und hat doch so mancherlei mit ihm gemein. Die Haltung Bismarcks in allen entscheidenden Fragen dieser Jahre weist auf Stahl hin. Ein Zusammenhang ist unbestreitbar. Wie unmittelbar ist er gewesen?

Ob er die Bücher Stahls gelesen hat, hat sich durch äußerliche Zeugnisse bisher nicht feststellen lassen. Von der Rechtsphilosophie als Ganzem wird man es billig bezweifeln, und bewiesen ist es auch für den Schlußband nicht. Von den Broschüren und vollends den Reden seit 1848 ist es fast undenkbar, daß der Zeltgenosse Kleist-Retzow sie nicht studiert hätte; sie müssen auf ihn eingewirkt haben, zum guten Teile gewiß unmittelbar, und mehr noch mittelbar. An eine direkte Verwertung wird man auch dafür nicht denken; in den Fällen der stärksten Berührung, in jenen Reden über das Steuerrecht, die Erste Kammer, die Zivilehe ging übrigens Bismarck zeitlich voran, und Stahl scheint da eher auf Bismarcks Reden zurückzugreifen. Aber auch dann wirkte in Bismarcks Reden unleugbar allerhand älteres Stahlsches Material. Das Programm der Partei, die Schlagworte, den Vorrat an Beweisgründen und Formeln hatte Stahl zurechtgelegt. Ob schon der Bismarck des Vereinigten Landtags diesen Einfluß erhalten hatte, ist eine besondere Frage für sich. Schon in dem Redner von 1847 steckt ja im Grunde die gesamte Tätigkeit des Abgeordneten von 1849 bis 1851, und schon da berührt er sich mit Stahl; auf Stahl scheint der christliche Staat in Bismarcks Judenrede irgendwie hinzuweisen, und wie da Stahl das monarchische Prinzip, verfocht er schon damals die Oberstellung des Königtums. Aber damals waren die Anklänge zu gering, die Stellungnahme Bismarcks gerade in der Verfassungsfrage viel zu naturalistisch, sein gesamtes Bekenntnis noch zu unsystematisch, als daß eine direkte Beziehung auf Stahl annehmbar wäre. Von 1849 ab ist es anders: da hat er von Stahls Lehren I, in welcher Weise auch immer, sicher gewußt, sie drangen auf und in ihn ein. Nur daß selbst für diese Jahre diese Einwirkung nicht eigentlich tief gegangen sein kann: und das kann man sicher nicht sagen, daß die Grundlagen von Bismarcks Anschauungen von Stahl stammten. Ich wiederhole hier, um die Grenzen zwischen beiden Persönlichkeiten richtig abzustecken: im Grunde geht die konservative Partei, gerade

insofern ihr der damalige Bismarck angehörte, auf 1810 zurück, da hat sich, im Kampfe mit Hardenberg, ihr Programm zum ersten Male entfaltet; und was die neue Zeit an praktischen Forderungen brachte, an Forderungen nichtständischer Weiterbildung, das kam in Bülow-Cummerows Schriften von 1841 an weit preußisch-greifbarer und agitatorisch wirksamer zu Wort als in der allgemeinen Formung Stahls von 1845. Zumal die Widerstandskraft der preußischen Krone und das eigene Eintreten für ihre Erhaltung war für Bismarck etwas, das er aus keinem Buche zu lernen brauchte. Diese elementaren, aristokratisch-monarchischen Gewalten des preußischen Lebens sprechen von selbst. Bismarck hat, von 1845 an, seine politische Stellung aus eigener, innerlicher Folgerichtigkeit weitergebildet, und gerade das Eigenste, was Stahl hinzutat, die Sublimierung des Wirtschaftlich-Sozialen, die Ausdehnung von der Grundaristokratie zu seinen modernen Ständen, übernahm Bismarck nicht mit oder doch nur, so weit die unmittelbare Notwendigkeit der Zeit ihn dazu zwang. Und so wird die Bedeutung Stahls auch für die Gesamtheit dieser Parteientwicklung nicht zu übertreiben sein: er gab ihr Formen, Aufbau, gedanklichen Zusammenschluß, und gab ihr eine Reihe von Waffen; das neue, staatliche, weite Element, das er ihr zubrachte, hat sie sich erst ganz langsam einverleibt. Die Grundkräfte des kämpfenden Konservatismus, zumal dessen, mit dem Bismarck Gemeinschaft hatte, blieben die elementaren, gewachsenen des ostdeutschen Bodens. Vollends der elementarste unter den Söhnen dieses Bodens entwickelte nur sich selber, aus eigenem Kerne, fort, und blieb auch in diesen Dingen er selbst. Er lernte von Stahl gewiß allerlei für den Kampf, für die Formulierung seiner Zwecke, für die Verteidigung seines Königtums: aber selbst in diesen Gedankenkreisen, in die er ja eintrat, blieb er derber, realer, stärker.

Er fühlte sich der Partei zugehörig, auch in ihrem politischen Glauben. Wie er auch hier wieder zugleich diesen Glauben bekannte und doch seine Persönlichkeit mit ihren gröberen sozialen Instinkten, ihrer Skepsis und ihrem Hohne, ihrer einseitigen Schärfe, mit ihrer ganzen stürmischen Eigenart völlig unbefangen spielen ließ, eben darin erweist sich auch hier, wie in seinem religiösen Leben, wie ganz aufrichtig sein Bekenntnis gemeint war. Auch hier war alles Ernst in ihm, die besondere Form starker Überzeugung, wie er sie damals vortrug, war echt: er glühte von dem Feuer

des Chriſten, des Monarchiſten, des Ariſtokraten; er war in allen ſeinen Empfindungen tief verletzt und warf ſich doppelt heiß in ſie hinein. Er war als Chriſt der Neubekehrte: das gab wohl ſeinem ganzen Fühlen den ſtärkſten Antrieb. Dieſe Gluten durchwärmten ſeine Anſichten, auch die politiſchen; er hatte damals den Drang, auch dieſe zu einer Art des Glaubens zuſammenzuſchließen, den er der Zeit hitzig entgegenwarf. Gerade weil er der Kämpfer war, empfand er damals bis zu einem weiteren Maße als ſonſt, dogmatiſch. Sein Temperament ergoß ſich in dieſe Bekenntniſſe. Er blieb ganz Perſönlichkeit, nnd lebte doch ganz im Rahmen ſeiner Partei.

Seine nächſten Genoſſen hatten jeder innerhalb dieſes Rahmens ſeine Farbe für ſich; auch zwiſchen den Engſtverbündeten, den beiden Gerlach, Stahl, Kleiſt, walteten doch allerlei Verſchiedenheiten. Sie ahnten in Bismarck den Drang einer überſtarken Natur, die ſich niemals einer Regel reſtlos hingeben konnte nnd deren Kräfte mit elementarer Selbſtherrlichkeit auch über ihre Gemeinſchaft hinwegſtrebten. Und doch gehörte er damals ihnen. Das Geſamtgefühl, das er in ſeiner erſten 1847er Rede, das er in der Not des achtundvierziger Frühjahrs immer hatte durchblicken laſſen, die unwillkürliche Staatsempfindung Bismarcks war in dem inneren Politiker dieſer Jahre gebunden. Wir ſpüren hinter ſeinem Eintreten für die ungefeſſelte Königsgewalt den geborenen Regierer, und ſchulen mochte ihn für die ſpätere Führung der oberſten Gewalt auch der parlamentariſche Kampf dieſer Jahre, auch der Zuſammenſchluß ſeiner Anſchauungen unter dem Programm, das Stahl formulierte: aber er ſtand damals, in ſeiner innerſtaatlichen Wirkſamkeit, nicht auf dem Boden des Staates, ſondern auf dem ſeiner Partei, ſeiner Klaſſe. Er ragte auch ſo, dank ſeiner Kraft, über alle ringsum hinweg: aber alle Gegnerſchaften nnd auch alle praktiſchen Ausſichten ſeiner eigenen Zukunft hielten ihn auf dieſem Boden feſt. Er konnte und wollte damals nichts anderes ſein als rückhaltloſer Parteimann: er war es mehr als Stahl.

Auch in der auswärtigen Politik war er es: und erſt hier wird dennoch, auch für dieſe Jahre wieder, mitten in der ſchroffſten Ablehnung des Neuen, der Mann der Zukunft und der Geſamtheit in ihm ſichtbar.

Es handelt ſich hier um Einheit und Reich; wir ſahen, daß Bismarck ſie verneinte. Was wollte er ſelbſt?

Seine öffentlichen Äußerungen liegen in Bündeln beisammen: Frühjahr, Spätsommer 1849, Frühjahr, Spätherbst 1850; genau in demselben Sinne wie seine innerpolitische Haltung, so hat seine außerpolitische sich immer stärker ausgeprägt, sich immer weiter nach rechts entwickelt. Im ersten Landtage auch hier ein gewisses Maß von Entgegenkommen: die Lage ganz Deutschlands war gefährlich, das Ministerium betrieb den engeren Bundesstaat. Bismarck wollte vom Kaisertum nichts wissen, er ergriff am 21. April das Wort gegen die von der Linken beantragte Anerkennung der Frankfurter Reichsverfassung. Volkssouveränität, allgemeines direktes Wahlrecht, jährliches Budget, selbst im Staatenhause Preußen durch ein ungerechtes Vertretungsverhältnis gelähmt; dazu nach außen hin der Anspruch der Verfassung auf das ganze Deutschland einschließlich Deutschösterreichs, das heißt Gewalt gegen Habsburg und daneben etwa auch gegen Wittelsbach: das ergäbe eine gefährliche Mitgift. Die Frankfurter Verfassung ist für die „deutsche Einigkeit" ein Hemmnis, ohne sie würde eine Einigung viel leichter sein; Preußen wird ohne sie „um so eher imstande sein, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen". „Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will *ich* sie nicht." Wollte er sie überhaupt? Er erweckte den Anschein, er widersprach der Regierung nicht: es war dicht vor dem Wiederaufflammen des Aufruhrs. Was er „Einheit" nannte, war indessen nicht die Einheit, die in Frankfurt gesiegt hatte und um die es sich den Kleindeutschen handelte. „Jeder, sobald er nur deutsch spricht": darin klang ein großdeutscher Ton an; und den Anhängern der „Frankfurterei" stellte er neben den Untertanen des Königs von Preußen und der übrigen deutschen Könige auch „die Untertanen von Österreich" entgegen. Was er als Einheit anzunehmen geneigt war, war wieder, wie 1848, die Einigkeit, nicht die Einheit im neuen nationalstaatlichen Sinne. Und schon hier wurde, hinter seiner Schonung der Regierungsabsichten, doch deutlich, was er in Wahrheit wollte: „Im schlimmsten Falle", anstatt der Unterwerfung Preußens unter die Frankfurter Demokratie, lieber, „daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht, sie von anderen zu empfangen." Das preußische Staatsgebäude wolle er vor Einsturz schützen. Seine Verbeugung vor der

deutschen Einheit war nur taktische Rücksicht auf den Augenblick und auch so nur eine Form, die über seine Meinung nicht täuschen kann. Eben das, was er hier mit durchsichtiger Taktik als den schlimmsten Fall bezeichnet, war sein Wunsch. Seiner Frau hatte er am 3. März kurz und klar geschrieben, was er hoffte: daß „alles beim alten" bliebe. Und nur nach einer Richtung ging er über das Alte schon hier verwegen hinaus: in dem wie selbstverständlich hingeworfenen Satze, daß sein Preußen Deutschland zu befehlen haben solle.

Im September 1849 hatte sich die äußere Lage geklärt, die Aufstände waren erdrückt, aber die Union war im Gange. Als Bismarck am 6. das Wort nahm, um der preußischen Kammer ein Einspruchsrecht gegen Bestimmungen der Unionsverfassung offen zu halten, die der preußischen Verfassung etwa zuwiderlaufen würden, verzichtete er, auch dieses Mal, auf grundsätzlichen Widerspruch gegen die gesamte Unionspolitik seiner Regierung: er wolle ein Ministerium nicht im Stiche lassen, das er als Bollwerk „gesellschaftlicher und staatlicher Zivilisation gegenüber der Demokratie anerkenne nnd ehre". Seiner Frau hatte er soeben (27. August) die Debatte über solche Rückwirkungen der Union auf Preußen als ein unvernünftiges Strohdreschen bezeichnet: „Die Frage wird überhaupt nicht in unsern Kammern, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden." Trotzdem warf er sich mit seiner ganzen Wucht auf diese Verfassungsfrage, und es war aller Welt klar, daß seine Kritik der Verfassung nnd ihrer Gültigkeit für Preußen eine vollständige Ablehnung der Union selber bedeutete. Die Unionsverfassung stamme aus bedrängten Tagen, sie bedürfe heute der Revision. Den Gegnern, die ihr eine für Preußen bindende Kraft verschaffen wollten, hielt er alle Arten von Gründen entgegen, staatsrechtlich-formelle zuerst, dann Gründe der Machtlage: wird die Union je lebensfähig werden? Wird sie bei ihrer notwendigen Einschachtelung in den Deutschen Bund nicht ihren besonderen Inhalt ganz verlieren? Aber die Hauptsache folgte erst dann: die Unionsverfassung wird von einem Reichstag revidiert werden, der radikal auszufallen droht. Davon soll Preußen abhängig werden? Und schon der vorliegende Entwurf der Unionsverfassung knebelt Preußen, seine Krone, die ihr Vetorecht, ihre Verfügung über Heer und Finanzen einbüßt, sein Ministerium, das einem Reichsministerium unterstellt wird, seine Kammern, die vor einem unpreußischen Reichs-

parlament in den Schatten zurückweichen ſollen. Preußen gewinnt dafür eine magere, ungewiſſe Reichsvorſtandſchaft. Wofür alle dieſe Opfer? Die Frankfurtiſche Idee der nationalen Wiedergeburt ſoll ſie Preußen auferlegen dürfen. Bismarck glaubt an deren ideelle Gewalt nicht: jedenfalls nicht an ein Bedürfnis des preußiſchen Volkes nach ihr. Und nun entwarf er ſein Bild einer Nationalpolitik, wie ſie für Preußen denkbar wäre. Friedrich II. würde ſie zu führen vermocht haben: mit dem Schwerte in der Hand. Denn noch heute würde der Ton der Trompete den alten Reiz für ein preußiſches Ohr bewähren, „mag es ſich nun um eine Verteidigung unſerer Grenzen, mag es ſich um Preußens Ruhm und Größe handeln". Friedrich „hätte die Wahl gehabt, ſich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenoſſen, an Öſterreich, anzuſchließen, dort die glänzende Rolle des Helfers [zur Niederwerfung Ungarns] zu übernehmen, welche der Kaiſer von Rußland geſpielt hat, im Bunde mit Öſterreich den gemeinſamen Feind, die Revolution, zu vernichten. Oder es hätte ihm freigeſtanden, mit demſelben Recht, mit dem er Schleſien eroberte, nach Ablehnnng der Frankfnrter Kaiſerkrone den Deutſchen zu befehlen, welches ihre Verfaſſung ſein ſolle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Waagſchale zu werfen. Das wäre eine nationale preußiſche Politik geweſen. Sie hätte Preußen im erſten Falle in Gemeinſchaft mit Öſterreich, im andern Fall durch ſich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutſchland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt." Die Unionsverfaſſung „vernichtet das ſpezifiſche Preußentum; damit aber vernichtet ſie den beſten Pfeiler deutſcher Macht". Preußen iſt es geweſen, das die Revolten in Deutſchland unterdrückt hat, eben „der Reſt des verketzerten Stockpreußentums", die Treue, vor allem die Treue der Armee: die iſt ſchwarz-weiß, und nicht ſchwarz-rot-gold, ſie ſingt das Preußenlied und nicht Des Deutſchen Vaterland; was ſie und das preußiſche Volk will, „das wollen wir auch". — „Preußen ſind wir, und Preußen wollen wir bleiben." — „Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es, nur auf verſchiedenem Wege. Wir alle wollen, daß der preußiſche Adler ſeine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge ſchützend und herrſchend ausbreite, aber frei wollen wir ihn ſehen, nicht gefeſſelt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht geſtutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenſchere aus Frankfurt..."

Das ist — und deshalb bedurfte es hier der Wiederholung ihres Wortlauts — die bedeutungsvollste Äußerung, die Bismarck in jenen Jahren über das Problem seiner Zukunft getan hat. In den Gedanken und Erinnerungen sagt er, nicht sosehr das Mißtrauen in die Reife, in die Leistungsfähigkeit Preußens und seines Königs habe ihn damals zur Ablehnung der Kaiserpolitik getrieben, als „gerade die stärkere Empfänglichkeit für das Prestige der preußischen Krone und ihres Trägers", noch mehr aber der innerliche Gegensatz „gegen die Entwicklung seit den Barrikaden von 1848". Er sei Fraktionsmitglied gewesen, den Freunden freund, den Feinden feind, voll lebhafterer und ehrlicherer Überzeugungen, als die Folgezeit sich erhalten habe. Das alles trifft zu, aber ganz reicht es doch nicht aus. Der Abgeordnete von Bismarck teilte gewiß die Gefühle seiner Partei[1] und sah wie sie in der nationalen Politik zugleich die Gefährdung der inneren Stellung des altpreußischen Adels, Überzeugung, Empfindung, allgemeine Gegnerschaft sind gewiß lebhaft in ihm gewesen. Die nationale Leidenschaft der Paulskirche gab es für ihn gar nicht, das blieb für ihn eine fremde Welt, die er einfach verwarf. Wieder trat sein elementardeutsches Gefühl mehr als einmal zutage, er sprach ernsthaft von der Stellung, die Deutschland in Europa zukomme, und nur halb scherzhaft, in seinem Briefe an den Russen Meyendorff, von seiner Beschämung über den selbstüberhebend-ohnmächtigen Doktrinarismus der Erfurter Majorität: er habe „deutschen Patriotismus genug, um dies mehr mit Schmerz als mit Heiterkeit zu empfinden". Aber niemals war er weiter von dem Gedanken entfernt, einen deutschen Nationalstaat gründen oder auch nur dulden zu wollen. Dennoch wollte er etwas: und das reicht doch über die Fraktionsüberzeugungen, von denen die Erinnerungen reden, hinaus. Sein preußisches Vaterland pries er nicht bloß, mit einem Stolze, der sich gern und laut wiederholte, und der am liebsten „die alten preußischen Tugenden" des Offizierkorps und des Heeres feierte, „Ehre, Treue, Gehorsam, Tapferkeit": dieses Preußen wünschte er, und zwar eben durch Anwendung seiner Heeresgewalt, größer, als es war. Die Wege dazu hatte er durchdacht: Es konnte mit Österreich vorgehen, oder ohne Österreich; ohne Österreich, er sagt nicht: gegen Österreich, sondern nur „durch sich allein", aber auf die Gefahren des Krieges hin, und „mit demselben Recht,

[1] Anmerkung siehe oben S. VII.

mit dem Friedrich Schleſien eroberte", das heißt alſo doch: gegen Öſterreich. Die Zeitgenoſſen ſcheinen dieſe Sätze überhört zu haben, was war ihnen eine hingeworfene Bemerkung des extravaganten Junkers von Schönhauſen?

Der Hiſtoriker hat längſt erkannt, daß hier die Bahnen der ſechziger Jahre durch einen frühen Blitz vorerhellt ſind. Mit dem Kaiſerſtaate zuſammen wollte ja auch Friedrich Wilhelm handeln, und da dieſer ihn zurückwies, ohne ihn; in dem kriegeriſchen Sinne, in dem Bismarck es meint, gegen ihn doch nicht. Mit voller Unbefangenheit ſtellt Bismarck die beiden Möglichkeiten nebeneinander, als ganz gleichwertig, als ganz gleich zuläſſig, die legitimiſtiſche mit etwas wärmeren Worten, die autonomiſtiſche mit einem, ſo glaubt man zu ſpüren, doch noch ſtolzeren Klange. Wie gern beſäße der Biograph eine ausdrücklichere Ausſprache! Wohin ſollen die beiden Wege führen; zu einer Machtſtellung — für Deutſchland; und für Preußen? Er gibt ein Ziel an: über ganz Norddeutſchland ſoll Preußen „ſchützend und herrſchend" walten, von der ruſſiſchen Grenze bis an den Südrand der Rheinprovinz, bis an die bayeriſche Pfalz heran; Süddeutſchland iſt dadurch ausgeſchieden. Sollte der Donnersberg auch für den zweiten Fall, das Handeln ohne und gegen Öſterreich, die äußerſte Linie bedeuten? Bei gemeinſamem Durchgreifen der beiden Großmächte fällt Preußen die Obergewalt über den Norden, Öſterreich die über den Süden zu, das iſt die natürliche Folgerung des Gedankens, und bis in den Kriegsausbruch von 1866 hinein iſt Bismarck immer wieder darauf zurückgekommen. Es ſcheint, daß er 1849 den Main auch für den zweiten Fall nicht überſchreiten wollte; er ſprach ja in dieſer ſelben Rede davon, daß ſein preußiſches Volk „kein Bedürfnis habe, ſein Königtum verſchwimmen zu ſehen in der fauligen Gärung ſüddeutſcher Zuchtloſigkeit". Sein Gefühl, ſeine „Überzeugungen" machten an dieſer Grenze halt; führte das Schwergewicht der Macht, die er ins Rollen gebracht ſehen wollte, nicht darüber hinaus? Liegt in dem Befehle an „die Deutſchen", „welches ihre Verfaſſung ſein ſolle", nicht der Süden unabweisbar inbegriffen, und in dem Erfolge ebenfalls, der Preußen durch ſich allein befähigen ſollte, „Deutſchland in Europa" die gebührende Macht zu ſchaffen? Der Redner von 1849 hat das Dilemma offengelaſſen, und ſein letztes Wort war vielmehr: Norddeutſchland bis zum Donnersberge. Noch zwei Jahrzehnte

hindurch sollte ihn die Doppelmöglichkeit begleiten, und er hat die Hand nach dieser und nach jener Lösung ausgestreckt, immer vom Norden als eigentlichem Gebiete seines Staates ausgehend und immer wieder über diese Beschränkung hinausgewiesen: das Verhältnis lag in der Aufgabe begründet, und der Staatsmann überließ es dem Gange der Dinge, welche Entscheidung er einmal zu treffen hätte. Sehr merkwürdig, daß er die Sachlage zu genau demselben Ausdruck brachte, schon als er sie zum ersten Male besprach. Oder sind es wirklich nur hingeworfene Sätze, so wie sie sich beinah geben, und wohl kein durchgedachter staatsmännischer Gedanke? Es fehlt vielleicht an sicherem Anhalt, um diese feine Frage rundweg zu beantworten. Aber als Bismarcks Gemahlin einige vierzig Jahre später in Schönhausen ihren alten viereckigen Nähtisch in der dicken Fensternische stehend wiedertraf, da wurde ihr sofort das Bild lebendig, wie in der Zeit nach ihrer ersten Niederkunft ihr Mann oft stundenlang schweigsam im kleinen Zimmer gesessen hatte, über die Karten von Deutschland gebeugt, die er über dieses Tischchen breitete. Ihre Mutter — sie war vom September 1848 ab ein halbes Jahr bei ihr — sagte dazu: „Herkules am Spinnrocken!" Das war die Art, wie er in dumpfen Tagen seinem Lebenswerke unmittelbar vorarbeitete: man kann ihn sich besser über diesen Karten denken als über der Theorie Stahls. Er hatte da seine festen und eigenen Anschauungen, die sich immer wieder vordrängten. Als er am 20. Februar 1850 in der Kammer eine Erhöhung des Militäretats anregte, faßte er seine Begründung am Schluß in ein Lob des Offizierkorps zusammen, „welches die alleinige Grundlage einer kühnen und ruhmreichen Politik für Preußen sein kann".

Es wäre wertvoll, diese Anschauungen ganz auf den Hintergrund der Zeit stellen zu können. Waren andere, aus seinem politischen Lebenskreise, derselben Meinung wie er? In Abweichung und Ähnlichkeit werden uns da noch mancherlei Entdeckungen bevorstehen. Nach den Waffen, nach dem heilsamen Kriege rief auch Heinrich Leo: aber er tat es der durchschüttelnden, reinigenden Wirkung halber, und lediglich als Preußens Bundesgenosse kam ihm Österreich in Betracht, nicht als Preußens Gegner: das „deutsche Volk" waren ihm die norddeutschen und die österreichischen Heere. Da fehlte das Wichtigste der Bismarckschen Sätze: die Alternative. Kleist-Retzow wollte „die wahre Einheit Deutsch-

lands" und fand sie nur möglich um ein festes Preußen herum, das seine militärische Selbstbestimmung nicht aufgäbe; die deutsche Einheit sei nur zu gründen durch die Bajonette. Für den 6. September hatte auch er eine Rede vorbereitet, in der er die Möglichkeit bekennen wollte, daß es einmal Preußens Pflicht sein könnte, „eine noch hervorragendere Stellung mit dem Schwert zu erobern": „wir würden dann nicht die Letzten sein". „Wer Deutschland regieren will", so hat in einem berühmten Briefe vom 20. Mai 1849 der Prinz von Preußen geschrieben, „muß es sich erobern, à la Gagern geht es nun einmal nicht." Preußen ist es „bestimmt, an die Spitze Deutschlands zu kommen: aber das Wann und Wie, darauf kommt es an". Eben darauf kam es an. Prinz Wilhelm stellte sich, trotz einiger Gegensätze, auf die Seite der Union. Hinter der Union, hinter allen kleindeutschen Bestrebungen stand natürlich auch preußischer Ehrgeiz; Graf Robert Goltz, dem die Union nicht preußisch genug war, unterstützte sie doch, da sie einmal im Gange war, und berief sich gegen Bismarck nun (11. März 1850) auf den „leitenden Grnndgedanken der preußischen Geschichte, den Kampf des Hauses Hohenzollern mit dem Hause Lothringen um die Herrschaft Deutschlands".

Bismarck blieb Feind der Union und blieb bei seiner preußischen Doppelpolitik. Neben der Union her lief in hohen preußischen Kreisen ein Drang nach preußischer Vergrößerung: selbst der Ministerpräsident Brandenburg erstrebte, nach dem Eindruck Ludwig Gerlachs (10. März 1850), weder ein Groß- noch ein Kleindeutschland, sondern lediglich ein Großpreußen, das heißt ein Preußen verstärkt durch die kleinen Staaten. Unmittelbarer als er hat der preußische Gesandte in Wien, Graf Bernstorff, der die Union nicht liebte, in diesen zwei Jahren immer wieder die Machterweiterung Preußens betont; er war ganz bereit, den preußisch-deutschen Bundesstaat zu opfern, wenn dafür ein österreichisch-preußischer Dualismus mit Hegemonie Preußens in Nord- und Mitteldeutschland zu gewinnen wäre: die Kleinen wären an Preußen enger anzuschließen oder ihm einzuverleiben. In jedem Falle müsse Preußen rückhaltlos durchgreifen. Fast noch bismarckischer klingen, nach Inhalt und Temperament, die Vorschläge, die der hochkonservative pommersche Landrat von Waldow-Steinhöfel am 21. Mai 1848, also in der ungünstigsten Stunde, seinem Könige eingesandt hatte: Trennung des Nordens vom Süden, Vereini-

gung des Nordens unter Preußen, Annexion der Kleinstaaten, Einfügung der Mittelstaaten, die Militär und auswärtige Politik an Preußen übertragen. „Für diesen Zweck gibt jeder Preuße gern das letzte Gut, das letzte Blut." Weder Deutschland noch Österreich noch Europa werden Preußen hindern können. Der kaiserliche Gesandte in Berlin, Prokesch, hat den Ehrgeiz mehr als einmal angeklagt, der diesem Preußentume nun einmal unausrottbar im Blute stecke und immer wieder Österreich zu verdrängen trachte, 1850 so gut wie 1785 und 1806. Und war nicht dieser Patriotismus des Sonderstaates breit aufgeflammt, als der österreichische Reichsverweser das Heer Friedrichs des Großen zur Huldigung befohlen hatte? Auf diesem preußischen Umwege schlich sich die „deutsche Begeisterung" auch in diesen Jahren wieder in das konservativste Preußen hinein.

Bei Bismarck bestand von dieser Begeisterung keine Spur, aber von preußischem Stolze strömte er über und der preußische Ehrgeiz war stark in ihm; der preußische Königsstaat war ihm das Maß aller Dinge. Das tritt bei ihm wie etwas Selbstverständliches zutage: Nirgends ist der elementare Zusammenhang seines Fühlens mit dem gewachsenen Boden seiner Welt so klar. Sein Widerpart Radowitz nahm den entgegengesetzten Ausgangspunkt, in einem für die Verschiedenheit ihrer Denkweise sehr charakteristischen Gutachten (18. August 1850) bezeichnete er es als seine „untrennbare, über alle Einzelheiten hinausragende Überzeugung": „Was Deutschland heilsam ist, kann und wird Preußen nie schädlich sein." Bismarck wäre eine solche Deduktion wie ein Frevel an dem erschienen, was ihm das Nächste und Höchste war. Er stand mit seiner friderizianischen Stimmung durchaus nicht allein: es lagen Kräfte dahinter, die ihrer Wünsche bewußt waren; die Richtung gegen Österreich, auf Annexionen, auf Norddeutschland, auf Waffengewalt, trat uns entgegen. War in Bismarcks Gedanken darüber hinaus etwas, das ihm ganz eigen war? Daß nur er sie verwirklicht hat, verleiht seinen ersten klaren Fassungen späterer Taten an sich einen eigenen Wert. Aber hat wirklich einer der anderen so unverhüllte Worte gedacht und gesprochen wie jenes vom Befehlen der deutschen Verfassung, das kühn und hart klingt bis zur Herausforderung und doch seine Meinung so genau wiedergibt? Und ist nicht die Art jener Nebeneinanderstellung der beiden Lösungen etwas ganz für sich? Ich weiß nicht, ob irgendein anderer sie so einander gleichgeordnet, den

breiten Spalt zwiſchen Legitimismus und geſetzloſer Selbſtherrlichkeit mit dieſer ſelbſtverſtändlichen Sachlichkeit des geborenen Fachmannes, des geborenen Staatsmannes mühelos überſchritten hätte? Ein Friedrich II. „hätte die Wahl gehabt, es hätte ihm freigeſtanden" — als ſei das gar nichts! Und dieſe Stimme des handelnden Diplomaten oder Eroberers kam mitten aus dem Lager einer dogmatiſchen Partei heraus und wurde laut auf offener Rednerbühne! Und jenes Wort über den Zweck: Deutſchland zu ſeiner Macht in Europa zu verhelfen!, als könne es gar keinen anderen geben. Kurz darauf (24. Oktober) hat er in verwandtem Sinne „die wahre Freiheit" als „politiſche Unabhängigkeit" nach außen hin erläutert. Auch Fürſt Chlodwig Hohenlohe ſah bereits 1847 die Einheitsbewegung zumal unter dieſen Geſichtspunkten der Machtſtellung, der Selbſtachtung gegenüber den Freunden — die Zahl der ſtaatsmänniſchen Naturen, die das ſo einfach fanden, die etwa gar nur hiervon allein ſprachen, wird wieder nicht groß geweſen ſein. Für Bismarck war es die natürliche Sprache; es war die Geſinnung ſeiner erſten Streitrede im Vereinigten Landtag. Aber ſo deutlich wie an dieſem 6. September 1849 hat ſich der Mann der preußiſch-deutſchen Tat nirgends zuvor in ihm enthüllt. Man fragt ſich: wollte er durch dieſe Sätze anderen einen Wink geben, ihnen zur Tat den Rücken ſtärken? Der König und Radowitz waren zu ſolcher Einſeitigkeit des ſtaatlichen Willens nicht zu haben, andere mochten Bismarck näherſtehen; in Sicht waren Taten dieſer Art doch nirgends, und daß Bismarck ſo ſprach, war doch wohl der einfach notgedrungene Selbſtausdruck ſeines Weſens. Uns leuchtet an dieſem Tage die Kette entgegen, die ſeine Vergangenheit und ſeine Zukunft, ſeine innerſte Herkunft und ſeine kommenden Siege, und die zugleich Preußens Vergangenheit und Zukunft in majeſtätiſcher Einheit zuſammenſchließt. —

Der Erfurter Reichstag folgte. Die preußiſchen Konſervativen fochten, in gewiſſem Sinne, auch hier wieder mit zerbrochenem Schwert; ſo uneinig ihre eigene Regierung war, ſchließlich wollten der König und Radowitz doch die Union, und dem Könige geradeswegs zu widerſprechen ging nicht an. Wahlaufrufe, die Bismarck mitunterzeichnet hat, nahmen alſo das Ziel, den Bundesſtaat, hin und forderten nur eine ſolche Reviſion der Unionsverfaſſung, die ſie für Preußens Selbſtändigkeit erträglich mache: denn von Preußens Geſundheit hänge die Deutſchlands ab. In Wahrheit

traf die Bekämpfung der Verfassung, wie sie war, den Kern der Union selber: es stand ja eben so, daß die Kleindeutschen zunächst einmal, um den Rechtsboden der Verträge vom Mai 1849 für alle Mitglieder der Union bindend festzulegen, die Verfassung als Ganzes (en bloc), so wie sie damals aufgestellt worden war, legalisieren mußten, wenn sie auch eine nachträgliche konservative Durchsicht der Einzelbestimmungen gern zugestanden; wer die Verfassung erst dann annehmen wollte, wenn sie vielleicht ausreichend verbessert sein würde, verneinte politisch die Union selbst. Die preußische konservative Rechte hat die Annahme en bloc bekämpft, so lange sie konnte; sie hat nachher, als diese am 13. April doch durchgezwungen worden war, Verbesserungen gefordert, die wieder mit dem Wesen der Unionsverfassung unvereinbar waren. Beide Male handelte es sich für sie, indem sie den Bundesstaat der Form nach annahmen, um den Kampf gegen den Bundesstaat selber. Und dessen Verteidiger stritten mit verzweifelter, aber auch verzweifelnder Hingabe für eine, trotz aller Reichstagsmehrheiten und aller staatsrechtlichen Deduktionen, in sich selber, mindestens auf absehbare Zukunft, politisch verlorene Sache: das Hinsterben des Unionsversuches wurde immer deutlicher, der Erfurter Kampf und Sieg war, wie Bismarck es schonungslos ausdrückte: wirklich „Humbug".

Bismarck hat es dem Reichstag ins Gesicht gesagt, wie wenig auf dessen Abstimmungen ankomme: an den Waffen hing, darin hatte er völlig recht, das Schicksal des Bündnisses. Wir hörten seinen Hohn auf den Professor Archimedes, der der Wirklichkeit verbieten wolle, seine Kreise zu stören. Die Verfassung, damit schloß seine wichtigste Rede, sei doch ein unrettbarer Patient, und der Zank der Ärzte ändere daran nichts. Daß seine Partei stets in der Minderheit bleiben werde, rechnete er sich gleich anfangs aus, und behielt auch darin recht. So galt es, soviel Widerstand zu leisten wie möglich und die Unausführbarkeit der Verfassung auch dem eigenen, schwankenden Könige recht deutlich zu machen. Daß diese Verfassung, die zum ersten Male den preußischen Staat und die Nation in einer beide Teile schonenden und für beide annehmbaren Weise zu vereinigen trachtete, in Wahrheit für Preußen doch unerträglich war, das liegt uns, wie alle die übrigen politischen Unmöglichkeiten jenes Versuches, klar vor Augen. Der preußische Reichsvorstand sollte im Fürstenkolleg nur eine von sechs Stimmen haben und an dessen Mehrheit ganz gebunden sein; im

Staatenhause des Reichstags erhielt Preußen ein Viertel der Mitglieder. Der Ton der Konservativen war also ganz auf die Notwehr gegen solche Selbstzerstörung Preußens gestimmt. Und Bismarck stand hier völlig in Reih und Glied, mit Kleist, Gerlach, Stahl zusammen, mit Stahl vielleicht hier im unmittelbarsten Ineinanderwirken. Noch einmal begegnet die Frage nach ihrem Verhältnis. Auch Stahl war hier ganz Preuße; er hatte seit 1848 gegen alle unitaristischen Ideen die föderalistischen vertreten, die dem Einzelstaate, vor allem dem preußischen, die nötige Bewegungsfreiheit beließen. Die Einheitsidee hatte er darüber, weit über Bismarck hinausgehend, völlig verkannt, auch die politische, nur daß er sie an die Legitimität fesselte; er nannte am 27. August 1849 „die deutsche Bewegung einen Gedanken von ewiger Wahrheit und Größe". Er stand auch hier, innerlich, dem späteren Bismarck näher als dem damaligen. Aber er hatte hinzugesetzt: „Man gebe uns eine deutsche Verfassung, in welcher Preußens Königsmacht hinreichend gewahrt bleibt, und es soll uns an Eifer für sie keiner überbieten; wo nicht, nicht!" In Erfurt hat er die großen Gegensätze, die großen Schlagworte prinzipieller aufgerollt als je. Bismarck kam politisch mit ihm ganz auf das gleiche hinaus, nnd hat sicherlich auch hier staatsrechtlich von Stahls Vorarbeit gelernt; das feinere Ohr glaubt indes immer herauszuhören, daß Stahl die preußische Monarchie, Bismarck die preußische Macht stärker unterstreicht und eigentlich meint, und aus wie verschiedenartigem Stoffe sie geformt waren, wird gerade in Erfurt recht anschaulich. Bismarck sprach hier besonders scharf, praktisch, preußisch. Er wollte (15. April) den Ausdruck Deutsches Reich aus der Verfassung dieses Rumpfbündnisses als lächerlich tilgen, er sah, höchst anzüglich, in der Niederlage der „Zungendrescher" den Sieg der deutschen Einheit, die er also wieder mit Einigkeit gleichsetzte; er stimmte taktisch mit seiner Partei, und wenigstens äußerlich auch mit Stahl überein, indem er erklärte: „Wir wollen den Bundesstaat, aber lieber als um den Preis *dieser* Verfassung wollen wir ihn gar nicht." Er bekannte eben damals, mit dem Bilde vom Buzephalus, sein Stockpreußentum. Er hatte die En-bloc-Annahme nicht hindern können; da warf er, an diesem Tage, der Verfassung als Amendement Vorschläge in den Weg, die ihren Grundgedanken auf den Kopf stellten. Er mache, so erläuterte er diese Vorschläge, die schwerfällige Verfassung damit ein-

facher und vor allem für Preußen möglich. Es ist neben seiner Äußerung vom 6. September der zweite seiner Vorblicke auf die Gründung des Reiches.

Sein Vorschlag hebt das Fürstenkolleg auf und stellt den „Vereinsvorstand", den König von Preußen, ganz monarchisch an die Spitze eines Vereinsrates, der aus vier Bevollmächtigten der übrigen Regierungen besteht und vom Vorstande „über alle Gegenstände der inneren Verwaltung in beständiger Kenntnis erhalten und für alle Gegenstände der Gesetzgebung von seinem Beirat" befragt wird. Den Gesetzesvorschlag (wie die Exekutive) erhält der Vorstand allein. Die Einzelstaaten bekommen dafür die Erste Kammer des Vereinsparlamentes für sich, und zwar nicht, wie die Verfassung wollte, als Staatenhaus, in dem Regierungen und Kammern dieser Staaten zu gleichen Teilen vertreten wären, sondern als Fürstenhaus, gebildet aus den Fürsten oder sie vertretenden Prinzen, eine Vertretung also nur der Dynastien, mit den Stimmenzahlen wie im früheren Plenum des Deutschen Bundes. Dieses Fürstenhaus sollte an der Regierung der Union keinen Anteil haben.

Klar ist an diesem Vorschlage, daß er Preußen die in der Unionsverfassung eng eingeschnürten Arme in der Tat gehörig losband: Preußen allein regiert, die anderen Staaten werden nur benachrichtigt und angehört, man denkt beinahe an den diplomatischen Ausschuß von 1870. Die Dynastien stehen ganz anßerhalb der eigentlichen Regierung; Bismarck nannte es in seiner Begleitrede für einen Preußen „ein demütigendes Gefühl", Vertreter von Fürsten, die nicht seine Landesherren seien, „mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet" sich gegenüberzusehen. Die norddeutsche Verfassung von 1867 schuf als Organ der verbündeten Regierungen den Bundesrat, eine Vertretung dieser Regierungen ohne Einwirkung ihrer Landtage, aber durch Gesandte, durch Beamte, nicht durch Fürsten oder Prinzen verkörpert, und an den alten Bundestag angelehnt wie Bismarcks Fürstenrat: erst dieser Bundesrat führte die Einzelstaaten wieder in die Bundesregierung hinein, aus der Bismarck sie 1850 ausweisen wollte; das Fürstenkolleg der Union stand darin der künftigen Schöpfung Bismarcks näher als sein Erfurter Vorschlag. Dieser sucht nach dem Ausgleich zwischen Preußen, den anderen Staaten und dem Parlament; er trennt die Dynastien nach beiden Seiten hin ab, von Vereinsregierung wie Volkshaus,

und weist sie, in besonderer Körperschaft herausgehoben, doch wesentlich auf den Vorstand, den preußischen König, als Hort der Monarchien hin. Den Einzelstaaten war auf diese Weise schwerlich Genüge getan, obwohl ihre Regierungen und Dynastien es lieber sehen mußten, ihre Vertretung vom Bunde, unabhängig von ihren heimischen Landtagen, selber stellen zu dürfen. Es war ein tastendes Spiel des künftigen großen Künstlers mit den Elementen des deutschen Staatslebens, ein Mittelding zwischen Union und Norddeutschem Bund und Reich: das ist jedoch klar, er ging 1850 lediglich vom preußischen Gesichtspunkt, von der Macht seines Staates und seines Königs aus und gab den anderen noch nicht, wie später, ihr unerläßliches Recht. Ein Fortschritt gegen die innere Unmöglichkeit der Vorlage war es gewiß, aber ein Fortschritt nach einer einzigen Seite hin. Der Preuße und der Mann der Regierung drückte sich rückhaltlos aus: der Preuße, der hier seinen Staat unmittelbar nur frei machen wollte, der aber vor einem halben Jahre doch auch bereits die hegemonischen Worte jener Septemberrede gesprochen hatte.

Auch das Parlament, den Reichstag, erkannte Bismarcks Antrag an: auch darin deutet er auf Bismarcks Zukunft vor. Doch wird man diese Anerkennung und überhaupt die gesamte Bedeutung des Antrages vom 15. April 1850 nicht überschätzen. Es war Bismarcks Antrag, ohne Zweifel; er erscheint im Verhandlungsbericht als sein ganz persönlicher Träger. Stahl, der ihn unterstützte, nannte sich nur Mitunterzeichner: er habe den Antrag annehmen können, denn „die Umgestaltung der Bundesverfassung, welche der Abgeordnete von Bismarck vorschlägt", befürworte er seit zwei Jahren selbst. Doch habe er einen so tiefgreifenden oppositionellen Antrag nicht stellen wollen, da er gestellt sei, mache er ihn mit. Die Initiative, die Kühnheit und Klugheit, der Griff Bismarcks, der das Problem durchdacht hatte und es nnn positiv anpackte, tritt durch diese Bescheidung Stahls doppelt eindrucksvoll hervor. Aber der Antrag war doch nur ein taktischer Vorstoß. Bismarck wollte die Verfassung, die er verwarf, nicht ohne ein positives Gegenstück lassen. Daß er diesem seinem Gebilde damals wirklich das Leben gewünscht hätte, ist sehr unwahrscheinlich, im Grunde wollte er ohne Zweifel weder den Bundesstaat noch sein Parlament. Für uns ist es ein charakteristisches Stück seiner staatsmännischen Zukunftsentwicklung; für ihn war es im Augenblicke nur eine

Wendung im Gefecht. Seine Rede deutete das klärlich an, und er wußte vorher, daß sein Antrag durchfallen würde. Bassermann und Rießer sprachen dagegen, Radowitz erklärte ihn mit den Verträgen vom Mai für unvereinbar, und bei der Abstimmung blieb die Rechte natürlich in der Minderheit. Nur mit einem Antrage auf Beschränkung des Vereinsrechtes drang Bismarck (17. April) in Erfurt besser durch. Der preußische Staatsmann hatte sich wieder angemeldet: der konservative Parteimann stand noch durchaus im Vordergrunde.

Am ausdrücklichsten und interessantesten wurde das Widerspiel der beiden während des letzten Aufzuges der Unionsgeschichte, im November 1850. Die Übersicht von Bismarcks politischen Anschauungen wird uns von hier ab wieder zur Erzählung. An einer Stelle betätigte sich hier mit allen den Kräften und Bestrebungen, die ich systematisch schied, der ganze Mann.

Achter Abſchnitt

Olmütz und die Ernennung Bismarcks zum Bundestagsgeſandten in Frankfurt

„Ich bin vorgeſtern bei Leſung Ihres Montagblattes vor Freude auf meinem Stuhl rund um den Tiſch geritten", ſchrieb Bismarck am 7. November aus Reinfeld an Wagener, „und manche Flaſche Sekt iſt diesſeits des Gollerberges (alſo im hinteren Hinterpommern) auf die Geſundheit des Herrn von Radowitz getrunken." Das galt der Feier von Radowitz' Sturz.

Vier Monate vorher hatte der Brief an Scharlach die Neugierde ausgeſprochen, „wie unſere Miniſter und Herr von Radowitz, der ‚kluge' kateyochen, es anfangen werden, die eigene Eitelkeit und königliche Schwärmerei ſoweit zu betrügen, daß ſie ſich aus dem Lande der Romantik wieder in irgendeine Wirklichkeit hereinlavieren". — „Im Miniſterium", hieß es damals weiter, „iſt Manteuffel der einzige zurechnungsfähige Mann", eine Anmerkung fügte den Namen des Kriegsminiſters Stockhauſen lobend hinzu. In der Zwiſchenzeit ſpitzte ſich der Gegenſatz der Politik ganz auf die Perſönlichkeiten, Radowitz und Manteuffel, zu, ſchon im September wurde ausgeſprochen, der eine oder andere von ihnen müſſe zurücktreten; Bismarck redete damals Manteuffel zum Bleiben zu. Die Agrargeſetze waren dieſem nicht verziehen worden; aber ſie waren nun Tatſache, die Partei und der Miniſter konnten jetzt ohne Störungen zuſammengehen und mußten es.

Bismarck ſtand Manteuffel in ähnlicher Weiſe nahe wie den beiden Gerlach, auch zu Stockhauſen hatte er gute Beziehungen. Und nun war es über Heſſen zur Kriſe gekommen: Preußen ſah ſich dem konſervativen Doppelbündniſſe Öſterreichs, dem halben mit Rußland hier, dem ganzen

mit den deutschen Mittelstaaten dort, gegenüber. Der Ministerrat hatte gegen die Mobilmachung entschieden und so Radowitz (2. November) aus dem Amte gedrängt; nachdem er gegangen war, wurde die Mobilmachung, zu der Österreichs vorstoßende Rüstungen zwangen, doch vollzogen. Die Luft war voll von Krieg. „Mir selbst ist", so fuhr jener Triumphbrief vom 7. fort, „das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen; lassen Sie jetzt Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen, mir ist wie ein Alp vom Herzen gefallen." Das klingt nach Kriegslust: Wo man nun Radowitz los war, mochte, von konservativen Staatsmännern gelenkt, die Abrechnung mit dem alten Wiener Nebenbuhler sich vollziehen. Längst war Ludwig von Gerlach selbst den hinterpommerschen Gutsbesitzern, die ihn gewählt hatten, zu österreichisch, nicht „echt preußisch genug". „Sie glauben nicht", berichtete auch Bismarcks Brief dem Redakteur der „Kreuzzeitung", „wie stark übrigens der deutsche Schwindel und die Wut auf Österreich hin selbst in den konservativsten Schichten um sich gegriffen hat." Er schob es auf die eingewurzelte Stellung „schlechter Blätter"; er wollte also diese Stimmung nicht einmal soweit teilen, als sie antiösterreichisch war. Zwischen ihm und dem Kriege stand eben doch „der deutsche Schwindel", das heißt die Verbindung des Kriegsgedankens mit der Union und der Einheitsidee. Aber die Spannung der Lage zitterte auch durch sein preußisches Herz. Immerhin, er ist noch sechs Tage in Reinfeld geblieben, erst am 13. ließ er sich durch militärische gleichzeitig und parlamentarische Einberufung nach Berlin ziehen. Inzwischen stießen (am 8.) in Hessen die Vorposten bei Bronzell aufeinander, Österreicher und Bayern wollten die preußischen Etappenstraßen, die militärische Verbindung zwischen der Mitte und dem abgetrennten Westen des Königreichs, queren und so zerschneiden; wer sollte zurückweichen? Die Gegensätze dieser anderthalb Jahre, hinter denen Preußens größte Vergangenheit mahnend und lockend aufstieg, drängten zur Entladung. Auch die Konservativen konnten sich dem Drucke nicht entziehen.

Es ist interessant, die Berichte der „Kreuzzeitung" aus den Provinzen zu lesen: überall ist das Preußenblut aufgewallt, die Korrespondenten teilen das Gefühl und haben ihre Not, es mit der Besinnung auf die Partei und ihr Programm zu vereinigen. Die Leitartikel wehrten sich gegen die

Kriegsschreier und stellten gelegentlich die Frage ganz nach dem Gerlachischen Dogmatismus: mit oder wider Gott? mit dem alten Recht oder dem neuen Unrecht? (14. November). Aber sie gaben (16.) doch offen zu, „nicht wenige selbst von unseren Freunden" trauten Österreich nicht. Ja (15.), Preußen fordert Gleichberechtigung mit Österreich in Deutschland, Wechsel des Präsidiums im Bundestag, freie Konferenzen außerhalb des Bundestages, zur Neuordnung der deutschen Verfassung, freies Unierungsrecht innerhalb des neugeregelten Bundes. All dies hat der Kaiser schon zugestanden oder ist dazu bereit. Also wofür soll Preußen Krieg führen? Ziellos revolutionäre Absichten will es nicht verfolgen, die „preußische Ehre" im Sinne der Demokratie nicht reinwaschen. Wohl aber braucht es der Garantien, nicht bloßer Versprechungen; und seine Rüstungen einstellen wird es nicht, „solange der Strom der österreichischen Regimenter gegen unsere Grenzen flutet". Das blieb der Grundton: Ablehnung der Demokratie und des Krieges für die Union, aber auch des österreichischen Gebots; Vereinbarung hinter starker militärischer Deckung; keine neudeutsche Tendenz, aber eine altpreußische.

So fand Bismarck es vor, als er am 14. abends in der Hauptstadt eintraf. Die Mobilmachung war im Zuge, die Leidenschaften heiß erregt, der König, der im Grunde den Frieden und nur den anständigen Rückzug wollte, von diesen Erregungen getroffen und hin und her geworfen. Sein Bruder Wilhelm vertrat die Armee, die er führen sollte: stets aus preußischem Ehrgeiz ein Freund der Union, hatte er Radowitz halten wollen und wollte er jetzt die Ehre seiner Fahnen vor der Schmach einseitigen Rückzuges aus Kurhessen bewahren; er hoffte — mit Unrecht —, durch furchtlos starken Druck Schwarzenberg ohne Krieg zur Nachgiebigkeit zu veranlassen, und scheute vor dem Kriege, für den Preußen, wie er sehr wohl wußte, noch nicht voll gerüstet war, nicht zurück. Im Ministerium hingen, auch nach Radowitz' Sturz, von der Heydt und Ladenberg ihm an, Manteuffel und Stockhausen erklärten den Krieg aus diplomatischen und militärischen Gründen für unmöglich und aus grundsätzlichen für schädlich. Die Friedenspartei führte der Generaladjutant des Königs, General von Gerlach; er stand dem Thronfolger ganz, dem Herrscher halb entgegen, er nahm mit Widerstreben, Selbstüberwindung und Leidenschaft, als Oberhaupt aller Opposition, die Zügel, die der König

unsicher lenkte, in seine sicheren Hände, um das Gefährt aus den Bahnen hinauszulenken, von denen er meinte, sie führten in den Abgrnnd. Leopold Gerlach wollte nur preußisch sein, weder österreichisch noch russisch; die Mobilmachung hatte er, sobald Radowitz beseitigt war, notwendig gefunden und mit herbeigeführt, aber er gab Österreich (Tagebuch vom 3., 6. November) in Hessen recht und gab Prenßen unrecht, er verhandelte wie ein Minister oder Souverän und doch wie ein Parteihaupt mit österreichischen nnd russischen Diplomaten und suchte, obwohl er die Gefahr, die von kriegslustigen Kammerbeschlüssen herkommen könnte, nicht sehr ernst nahm, auch die parlamentarischen Wortführer seiner Partei zu leiten. Alle aber drangen sie auf den ein, der znletzt doch das entscheidende Wort zu sprechen hatte, den König: aus der Ferne überdies, mahnend und drohend, sein Schwager, der Zar, und durch den Mund seines rührigen Gesandten Prokesch der allen überlegene, den Berliner Wirrwarr mit Verachtung nnd Ungeduld überschauende Gegenspieler in Wien, der kühle und kühne Felix Schwarzenberg.

Der, dem es vorbehalten war, in Zukunft Preußens größerer Schwarzenberg zu werden, trat mithandelnd, von unten her, in jenen Wirrwarr hinein. Noch am Spätabend seiner Ankunft eilte er zu seinen beiden Ministern, Stockhausen, den er verfehlte, Manteuffel, der ihm die Weiterfahrt zu seinem Regiment verbot: man brauche ihn hier. Aber auch den Kriegsminister muß er am folgenden Tag gesprochen und von ihm den Auftrag erhalten haben, bei den Abgeordneten die Meinung zu verbreiten, die Stockhausen früher und damals fast unvorsichtig laut bekannte: daß Preußen nicht gerüstet sei. In der Tat war sein Heer, seit dem badischen Aufstande, zersplittert, durch den Westen zerstreut, Berlin mangelhaft gedeckt, man brauchte zum mindesten Zeit. Bismarck behielt in der Erinnerung, der schneidige alte Offizier habe die „durch die Einberufung nnd den Ton der Österreicher etwas erregte, kriegerische Stimmung" der Jüngeren wirksam ernüchtert. In jenen Wochen hat er eine Reihe augenblickserfüllter Briefe an seine Gattin geschrieben, zum guten Teile Monologe ohne Rückhalt, obwohl sie immer zugleich die Ängstlichkeit der Frau zu beruhigen suchten; doch verhüllen sie, wenn die Kriegsgefahr steigt, auch diese nicht. In diesen Briefen tritt die Sorge vor Preußens militärischer Unfertigkeit ganz hinter die Sorge vor den allge-

meinpolitiſchen Unzuträglichkeiten des Krieges, zumal den innerlichen, zurück: ja, Bismarck fand (am 16.) im Grunde, Preußen habe viel zu viel Korps mobiliſiert. Kein Zweifel, daß beide Miniſter ihn aufgeklärt haben; beide erſcheinen auch in ſeinen Briefen Hand in Hand; aber der, um den es ſich für ihn ſelber immer dreht, iſt Manteuffel. Mit der Stimmung jenes Briefes an Wagener vom 7., einer aus zorniger Kriegsluſt und zorniger Kriegsverwerfung gemiſchten Stimmung, mag er in Berlin eingetroffen ſein; ſeine Schritte haben von da ab ohne irgendwelche Ausnahme nur dem Frieden gedient, und er ſelber ſtellte ſie lediglich unter das Licht politiſcher Beleuchtung.

Er traf ſich (Brief vom 16.) völlig mit ſeiner Partei: Für Heſſen und Holſtein „lohnt es ſich nicht, Menſchen und gar Soldaten [!] zu opfern"; in der deutſchen Hauptſache gibt Öſterreich nach, alſo die Wahrſcheinlichkeit von Krieg iſt gering, aber Preußen rüſtet, bis die Verſtändigung erreicht iſt. Dabei blieb er. Er ſah in das Brodeln des Berliner Keſſels hinein: Alle Welt (18.) arbeitet gegen Manteuffel, „aber Gott hat mir gegründete Hoffnung gegeben, es wird ihnen nicht gelingen". Sein Sturz bedeutet Radowitz' Sieg, Krieg mit allen Monarchien, im Hintergrunde revolutionäres Kaiſertum, ſein Bleiben alle Ausſicht auf ehrenvollen Frieden, auf Gleichberechtigung der beiden Großſtaaten. Dieſe Gegenſätze hielt er ſtets im Vordergrunde, auch dann, wenn ſein Monolog ſich zur Leidenſchaft ſteigerte; von militäriſchen Gründen blickt mindeſtens nichts hindurch, nur in der Tiefe mögen ſie mitgewirkt haben. Er bearbeitete am 17. die konſervative Mittelpartei, erfolgreich, ſo meinte er, weil ihn „diplomatiſche Mitteilungen" in den Stand geſetzt hätten, ſie aufzuklären. Er verfaßte für die „Kreuzzeitung" vom 19. die Parteierklärung der Konſervativen: in ungewohnter Form, noch vor den amtlichen Nachrichten, wurde ſie an der Spitze des Blattes gedruckt. Sie enthielt Bismarcks Politik. Die Liberalen, die Gothaer, wollen den Krieg für die Revolution: „Solange Preußen, dem ſchwarzweißen Preußen, nicht die mit Öſterreich überall gleiche und vor allen übrigen bevorzugte Berechtigung in Deutſchland durch klare und vollgültige Verträge geſichert iſt, ſo lange wollen auch wir Krieg." Keine Verletzung des Ehrgefühls des preußiſchen Heeres durch fernere rückgängige Bewegungen unſerer Truppen! Nicht der einſeitige Bundestag, ſondern freie Konferenzen, die in beſtimmter Prä-

kluſivfriſt jene Gleichberechtigung und Bevorrechtung und das Unierungsrecht beider Großmächte ſichern. „Erreichen wir das nicht, dann muß auch unſere Partei mit dem Spruch unſerer Vorfahren rufen: Dat walde Gott un kold Iſen!“ Aber „der Romantik eines irrenden Ritters für ‚unterdrückte‘ Völker und Völkchen kann Preußen ſein eigenes Intereſſe nicht länger opfern“. Durch ſeine Mobilmachung kann es jetzt friedlich die Stellung gewinnen, die es ſeit Jahren auf irrigem Wege ſuchte; den Kampf mit Europa, den die Partei Gotha vorzieht, „wird kein Soldatenherz ſcheuen, wenn es ſein muß, aber ſein Ausgang ſteht in Gottes Hand, nicht bei uns“.

Das war alſo der eine der beiden Wege vom 6. September 1849: mit Öſterreich gegen die Revolution, aber freilich in weſentlich anderer Beleuchtung als damals. Bismarck drohte dieſes Mal mit Krieg, und das legitimiſtiſche Ziel wich auch ängſtlich hinter die Machtziele zurück: Herrſchaft der beiden Staaten über alle kleinen. Der Klang der preußiſchen Trompete ertönt ſehr hell; den plattdeutſchen Spruch dieſes Artikels hat der Bundeskanzler ſpäter unter dem 13. Juli 1870 in ſein geiſtliches Tagebuch eingetragen. Er wollte 1850 ſtark auf Öſterreich drücken und keineswegs ſich beugen. Indes, er erläuterte ſeiner Frau die Abſicht dieſes kriegeriſchen Rufes. Einmal, die Bevorrechtung der beiden Großen „auf Koſten“ der Kleinen bedeute keine Annexionen, ſondern nur den Alleinbeſitz der Exekutivgewalt in Deutſchland, und dann: es ſind „die Bedingungen, welche wir augenblicklich Hoffnung haben, friedlich zu erreichen“. Er fand „die Ausſichten für jetzt vollkommen friedlich“, „und es iſt gut und nützlich, daß ich hier blieb“. Bis 2 Uhr in der Nacht arbeitete er dafür, für Manteuffel; bleibe die innere Führung nur konſervativ, ſo hoffte er den beſten Verlauf: ſelbſt für den unwahrſcheinlichen Kriegsfall nur Kampf mit Öſterreich und Bayern, „und denen ſind wir mit Gott gewachſen“. Er dachte alſo optimiſtiſch über Rußlands Haltung und optimiſtiſch über Öſterreichs Entgegenkommen.

Am 22. war er auf derſelben Bahn: er verteidige den Frieden von früh bis ſpät heftig. Jedoch am 21. war der Landtag eröffnet worden, und die Thronrede klang ſtolz und zuverſichtlich; ſie ſprach von Rechten Preußens in der heſſiſchen Frage, von Einwendungen gegen den öſterreichiſch-bayeriſchen Vormarſch auf Kaſſel, „gegründet auf die Bedingungen unſerer

geographiſchen und militäriſchen Lage". Das Getümmel des täglichen inneren Kampfes wuchs: der Herbſt 1848 ſei nichts dagegen geweſen, ſchrieb Bismarck. Und da hatte er von einem ſehr merkwürdigen Zuſammenſtoße auch mit Leopold Gerlach zu berichten. Mit Heftigkeit habe er ſich am 21. abends mit dieſem „für die Notwendigkeit des Krieges unter gewiſſen Umſtänden, das heißt zu großer öſterreichiſcher Impertinenz, gezankt. Wir wurden beide ſehr heftig, ſogar Hans desgleichen, der ganz mit mir einverſtanden war. Gerlach nimmt die Sache rein juriſtiſch und findet da das Recht bei Öſterreich. Wir können aber nicht leiden, daß 100 000 Bayern und Öſterreicher zwiſchen unſeren öſtlichen und weſtlichen Provinzen ſich aufſtellen." Der General hat den Auftritt in ſeinem Tagebuche erwähnt: „Abends Kleiſt und Bismarck bei mir; in entſchiedener Oppoſition gegen das Miniſterium wollten ſie in der Kammer gegen die Räumung von Heſſen auftreten. Ich wurde ganz heftig, da ich mich nun auf der Breſche von allen verlaſſen ſehe." Tags darauf erzählte Gerlachs Tochter ſeinem Bruder Ludwig von dieſem Zanke; Bismarck habe endlich geäußert: er erkenne in der äußeren Politik kein Recht an, ſondern nur Konvenienz; Friedrich II. 1740 ſei ſein Muſter. Noch am 24. hatte Ludwig, nach einem Briefe vom Tage darauf, „viele Mühe nnd Arbeit, Stahl und Hans Kleiſt zu beruhigen, welche die größte Luſt hatten, wegen der Räumung von Kaſſel in das gemeine große Horn zu ſtoßen. Ich ſagte ihnen, die Frage ſei: Manteuffel oder Gotha. Bismarck geht hierin nun ganz mit mir. Stahl und Kleiſt ſcheinen ſich überzengt zu haben." Bismarck war ihnen alſo vorangegangen; aber war er je zu oppoſitionellen Taten entſchloſſen geweſen? Sein Brief vom 22. zeugt eher vom Gegenteil. In einem Rückblick auf den November nannte Leopold Gerlach am 7. Januar 1851 auch „Stahl, Bismarck, Kleiſt ſchwankend". Bismarcks Briefe geben ihm darin nicht recht. Der Einblick in dieſe innerſten Kreiſe der Kamarilla iſt dennoch höchſt bezeichnend; daß Stahl zu preußiſchen Taten trieb, begreift ſich am eheſten, er ſtand, was die deutſche Einheit betraf, nie ſo ganz in der Partei wie die anderen. Bismarck und Kleiſt müſſen von der Erregung gepackt worden ſein, die von der Thronrede ausſtrömte; die „geographiſche" Unerträglichkeit der Lage beſtätigte Bismarck ihr. Und was bei dieſem Zuſammenſtoße des ganz einheitlichen, ganz einſeitigen Parteihauptes mit den beiden getreueſten Jüngern ſeiner Gruppe

zutage kam, die doch beide von preußiſcher Leidenſchaft jugendlich glühten, das wies auf verborgene, aber ſehr ernſte innerliche Abweichungen hin. Bismarck enthüllte ſie ganz: er geht von der Macht, von der Daſeinsmöglichkeit ſeines Staates aus, Gerlach vom Recht, ſie ſteigern einander, bis Bismarck das Recht grundſätzlich hinter die Konvenienz, die Staatsräſon, zurückſtellt und vor dem alten Romantiker, dem Friedrich II. der Feind war, ſich zu dieſem Feinde bekennt. Er ſtützte ſich auf die Hoffnung, Rußland werde das „militäriſche Ehrgefühl" Preußens ſchonen, wenn Preußen nur der Revolution abſchwöre. Gerlach rechnete wohl für den Augenblick realer, aber ein ganz anderer Realismus, der die innerſte Seele ſeines Schülers füllte, war ihm hier entgegengeſchwollen: für entſcheidende Wandlungen der Zukunft blieb dieſer erſte Streit das Wahrzeichen. Man ſpürt mit Staunen, wie fertig Bismarck im letzten Grunde war.

Jedoch der Wirklichkeitsſinn, der ihn hier gegen Gerlach aufbrachte, führte ihn für den gemeinſamen Kampf ſofort wieder an deſſen Seite. Der Zwiſt erhellte blitzartig die tiefſten Tiefen, aber vorerſt gehörte ihm nur die erhitzte Stimmung eines Augenblicks. Raſtloſer als zuvor wühlte Bismarck ſeit dem 22. für den Frieden. Er deutete ſeiner Frau, zwei Tage darnach, an, wie die Waage auf- und niedergeſchnellt ſei. „Behalten wir Frieden, ſo hat mich Gott gewürdigt, nicht ohne Mitwirkung dabei zu ſein, indem wieder wie 48 Diplomaten und Miniſter in mir einen bequemen und unoffiziellen Vermittler finden, durch den es ſich leichter verhandelt als durch amtliche Noten." Er habe den Grafen Eberhard Stolberg faſt als ſeinen Spezialgeſandten „an unſern alten Freund mit den großen Füßen geſchickt", womit er wohl den ruſſiſchen Geſandten Baron Meyendorff, wenn nicht gar den König ſelbſt meinte. Stolberg ging dann [vom Könige] nach Wien, um den neuen rettenden Gedanken einer perſönlichen Zuſammenkunft zwiſchen Schwarzenberg und Manteuffel zu vertreten. Auf dem Hintergrunde dieſer Schwankungen, ſteter Miniſterkriſen, ſteter Gefahr, unabläſſiger eigener Bemühung und heißer Parteigeſinnung, die aus den Kammern ſchwelend emporſteigt, ſteht der leidenſchaftlichſte Brief, den Bismarck damals aufs Papier geworfen hat: in der kurzen Ruhe eines Sonntagnachmittags, vor einem neuen Gange zu Manteuffel, im Kopfe noch die Totenfeſtpredigt, die er morgens bei Büchſel gehört hat, „eine herrliche Predigt durch Mark und Bein, ſehr gegen

Krieg". Da strömt ihm die Erregung dieser Tage glühend durch das Herz und in die Feder. Über die Zukunft Deutschlands sind die beiden Staaten einig, „der Krieg wäre jetzt ein vollständiger Unsinn", ein Parteikrieg, ein ungeheurer Krieg um bloße Etikettenfragen. „Es fragt sich nur, ob und inwieweit die Besetzung Kassels, welche wir im Widerspruch mit dem Völkerrecht und dem von uns selbst als gültig anerkannten Bundesrecht auf Radowitz' Veranlassung vorgenommen haben, wieder anfgegeben werden soll." Man glaubt Leopold oder gar Ludwig Gerlach zn hören: der Streiter vom 21. stützt sich auf Völker- und Bundesrecht! „Und um solcher Lappalien willen" sollen „konservative Armeen, die einander lieben und achten, sich zerfleischen und die Geschicke Deutschlands in die Hände der Fremden gelegt werden". Preußens Verbündeter bliebe die Demokratie aller Länder, sie wird ihre Rechnung vorzeigen. „Ich kann meine Tränen nicht halten, wenn ich denke, was aus meinem Stolz, meiner Freude, meinem Vaterlande geworden ist, das treue, tapfere, ehrliche Preußenvolk, trunken gemacht mit dem Taumelkelch, den sie preußische Ehre nennen, am Leitseil einer Bande rheinländischer Stellenjäger und hohnlachender Demokraten."

Auch das ist Augenblickserguß: aber wie echt er ist und aus welchen elementaren Kraftströmen auch er emporqnillt, spürt jeder, der lesen kann, und er stimmt restlos mit dem überein, was Bismarck in diesen Wochen einzig tat. Er zitiert ein Wort Stockhausens; er stößt seine eigenen Bedenken vom „Ehrgefühl" des Heeres mit dem Fuße beiseite: er braust von Zorn und Kampfeslust — in inneren Kampf!

Allerhand menschliche Stimmungen fluteten ihm in diesen selben Tagen durcheinander: am 25. sang er Kleists Geburtstag in Knittelversen launig an, eilte zum Arzt und schrieb seiner besorgten Frau einen langen Brief voll eingehender Ratschläge für die Pflege ihres kränkelnden „Jüngchens"; „ich lese täglich im kleinen Testament", heißt es am gleichen Morgen; und neben und über allem lief die politische Hetze weiter. Die Krise erstieg am 26. und 27. ihre Höhe, Schwarzenberg reichte sein Ultimatum, Manteuffel von neuem seinen Abschied ein, Bismarck ließ seine Pferde marschbereit machen und bestellte sie wieder ab, hatte „Tag und Nacht Wahl- und Diplomatie-Geschäfte", bereiste redend (30., 1. Dezember) seinen Wahlkreis, sprach am 27. und 29. über Geschäftsfragen in der Kammer. Am

29. drang dort sein Antrag durch, die große Debatte über Krieg und Frieden auf den 3. Dezember zu vertagen, sein sachlicher Hauptgrund lag in der Abwesenheit des Ministers des Auswärtigen. Herr von Manteuffel war in Olmütz. Dort hat sich in den Verhandlungen des 28. und 29. das Schicksal entschieden. Schwarzenberg hat den Krieg und den Sieg, den er in Händen zu halten meinte, augenscheinlich ungern fahren lassen, sein Kaiser wünschte, wie Friedrich Wilhelm, die Verständigung; daß diese eine Niederlage Preußens enthielt, ist früher ausgesprochen worden, und Schwarzenberg nutzte die Lage zur Demütigung des eingeengten und im Grunde friedfertigen Nebenbuhlers aus, soweit er es ohne Waffengewalt nur eben vermochte. Die Preisgabe der schleswig-holsteinischen und kurhessischen Freiheitskämpfer war für den König und seine Regierung kein Opfer; die Bestellung preußischer und österreichischer Kommissare zur gemeinsamen Regelung dieser beiden Angelegenheiten und die Bewilligung freier Konferenzen in Dresden zur gemeinsamen Regelung der deutschen Verhältnisse erschien ihnen als Gewinn, als Anerkennung. Für die deutsche Bewegung und für die Unionspolitik war beides das Todesurteil. Aber auch für Manteuffel war es schlimm, daß die Gleichstellung der beiden Großmächte innerhalb Deutschlands nnd des Bundes, daß die Teilung der Exekutive durch beide und ihr Wechsel im Bundesvorsitz für die Zukunft von Schwarzenberg nicht zugesagt, sondern bestenfalls als eine vielleicht noch gewährbare Möglichkeit auf die kommenden Konferenzen übergeschoben wurde: Schwarzenberg war entschlossen, sie dort erst recht nicht zu bewilligen, Preußen ging ungedeckt, eines Mißerfolges beinahe gewiß, in diese Konferenzen ein. Und was noch schwerer wog: Preußen mußte, einmal, den österreichisch-bayerischen Truppen den lange versagten Durchmarsch durch seine Etappenstraßen einräumen, der sichtbarste Kriegsgrund war somit zu seinen Ungunsten und Unehren erledigt; kaum daß in Kassel selber wenigstens beide Teile durch je ein Bataillon vertreten sein sollten. Und zweitens: noch vor den Ministerialkonferenzen, so bestimmte ein geheimer Artikel, sollten beide Heere gleichzeitig auf den Friedensstand zurückkehren, Preußen aber sollte als Erster den Tag bestimmen, an dem es seinen Mobilmachungsbefehl rückgängig machen würde, dann sollte, auf denselben Tag, Österreich mit Kundgebungen und Maßregeln nachfolgen, Maßregeln, die es auch dann nicht soweit entwaffnen sollten wie den Gegner.

In der Hauptsache kamen die Vereinbarungen also dem Kaiserstaate zugute; für die öffentliche Meinung zweifellos, aber doch auch für das Urteil preußischer Staatsmänner. Sie mochten sich dessen getrösten, daß ihr Staat und Österreich alle künftigen Regelungen miteinander treffen würden: aber auch auf diesem Gebiete mußte, wenn man einmal nachgab und gar wenn man entwaffnete, das natürliche Schwergewicht des Anfanges weiterwirken und Preußen überall den kürzeren ziehen. Gehörte aber der Abrüstungsparagraph unablösbar zu dem Vertrage? Er blieb geheim, Friedrich Wilhelm hat sich noch eine Woche lang, unter Schwarzenbergs immer schärferen Mahnungen, gegen ihn gesperrt, erst am 6. Dezember kündigte die „Kreuzzeitung" die nahende Abrüstung an. Aber der König mußte sich fügen; er hatte sich auch der Anerung der Etappenstraßen, dem Ausdrucke seines Rückzugs, erst widersetzt und dann doch am 30. November und 1. Dezember das Abkommen bestätigt, am 1. und 2. wurde es von beiden Teilen ratifiziert.

Es war ein Friedensschluß, und Österreich war der Sieger. Seinen bösen Ruf hat dieser Friede daher bekommen, weil er das Grab der deutschen Hoffnungen war; aber auch der preußische Staat hatte seinen Schlag dahin. Mußte er ihn hinnehmen? Die europäische und die deutsche Lage, die politische und die militärische, war ihm ungünstig, seine Rüstung äußerlich noch immer unvollendet und auch innerlich nicht auf der Höhe; was sich ereignet haben würde, läßt sich stets umstreiten, die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Rückzug heilsam, und doch wohl auch, daß er notwendig war. Die süddeutschen Gegner Preußens beklagten sich alsbald laut über die versäumte gute Gelegenheit; in Preußen stand die Begeisterung zum mindesten der deutsch und liberal gestimmten Schichten, aber in Wahrheit doch auch die schwarzweiße der Altpreußen in unerkanntem tiefem Gegensatze zu den Absichten des Königs, und dieser Gegensatz würde auf den Krieg lähmend eingewirkt haben. Neben allem jedoch: Manteuffel hielt, so hören wir, seinen jungen Beamten, die sich gegen die Schmach von Olmütz sträubten, mit nur allzu großem Rechte das Eine entgegen, daß Preußen unter diesem Könige einen großen Krieg überhaupt nicht wagen könne. Der Minister hat nach menschlichem Ermessen weise getan, die Last dieses Abschlusses auf seinen Namen zu nehmen: die Schuld trug die Politik der beiden letzten Jahre, Olmütz schloß eine böse Rechnung böse ab,

aber es brachte sie doch zu Ende. Daß Manteuffel kein Held und daß er zugleich Parteiminister war, schmälert vielleicht sein Verdienst, aber nicht die Nützlichkeit seiner Tat.

Die Enttäuschung indessen war groß, und die öffentliche Meinung brauste auf. Am 3. Dezember verhandelte die Zweite Kammer über die Adresse. Der Adreßentwurf stand noch auf dem Boden der Union. Die Lage hatte sich seitdem verschoben, Manteuffel berichtete, wie; seine Rede war matt und eindruckslos. Vincke und mit ihm Riedel beantragten eine Mißtrauensadresse gegen das Ministerium, die gemäßigte Rechte die Zurücknahme und Neugestaltung der Adresse. Für die Regierung erhob sich zuerst Kleist, dann, im selben Sinne, als eigentlicher Hauptredner Bismarck. Er hatte zur Adresse zu sprechen, d. h. gegen den Adreßentwurf und gegen die Amendements, gegen den Kriegsruf, der aus der Kammer ertönte. Damit aber deckte er zugleich den Rückzug der Regierung selbst.

Es ist die Ministerrede, die größte politische Rede seiner Abgeordnetenjahre geworden. Man sieht sie innerhalb dreier Wochen entstehen, in den Leitartikeln der Kreuzzeitung, in seinem Artikel vom 19., in seinen Briefen, Gedanken und Schlagworte sind von dorther in sie übergegangen, die auffallendsten aus jenem pathetisch erregten Sonntagsbriefe vom 24. Unmittelbar vorauf gingen ihr die Tage höchster Spannung, heftigster Anspannung, der Reise, der Hetze; er sprach zu widerstrebenden, empörten Hörern, es konnte für den stolzen Preußen, der er war, keine schwierigere, keine undankbarere Aufgabe geben. Er mußte verteidigen und tat es, seinem Wesen gemäß, durch den Hieb. Er begann mit einer verblüffenden Anklage: Wie einmütig ist die Erhebung des Volkes, wie schmählich uneinmütig und vertrauensarm ist die Kammer! In dieser Einleitung entgleiste er; das Wort entfuhr ihm, das Volk in Waffen habe sich „erhoben in treuer Anhänglichkeit an seinen König, in treuer Anhänglichkeit an die Verfassung". Ehe er sich verbessern konnte, ertrank seine Rede in einem endlos donnernden Gelächter des Saales und der Galerien. Er biß sich auf die Lippen, dann lachte er rasch entschlossen mit und rettete sich durch den glänzenden Satz: „Ich bin sehr glücklich, wenn mir znm ersten Mal in meinem Leben das ungesuchte Glück zuteil wird, den ungeteilten Beifall einer Kammer zu erwerben." Von da ab blieb er im Sattel, trotz manchen Murrens nnd mancher feindseligen Heiterkeit. Er polemisierte reichlich

gegen die Vorredner, mit ausgesuchtem dialektischem Geschick, mit beißendem Hohn, und reihte an diesen Ausfällen und Widerlegungen seine eigenen Gedanken äußerlich locker auf. Man könnte den Gang des Ganzen dennoch etwa so zusammenfassen. Für diesen schweren Krieg gibt es keinen wahrhaft zureichenden Grund, und die Gründe, die man anführt, sind hohl; die hessische Verfassung — was geht sie uns an? Die militärische Ehre — sie besteht im Gehorsam gegen den Kriegsherrn und ist auch in anderen Fällen nicht dadurch verletzt worden, daß ein Staat vor der Kriegsdrohung eines andern zurückwich; die Etappenstraßen — was schadet es, wenn ein anderer sie nun quert? Nur ein Ziel können wir haben: die Gleichberechtigung — darüber sollen alsbald die freien Konferenzen beraten, also sicherlich nicht jetzt ein Krieg entscheiden. Die Gegner wollen in Wahrheit den Prinzipienkrieg: allein die Unionsidee ist gerichtet, Bismarck zerpflückt sie von neuem, sie will Österreich ausstoßen, sie ist gebunden an Demokratie und Revolution. Stehe das Ministerium fest! Und will die Kammermehrheit durchaus einen Krieg, so führe es ihn nicht gegen Österreich, sondern gegen diese Kammer, die „leichter mobil zu machen ist als eine Armee"!

Es war eine Abwehrrede und eine Friedensrede. An einer Stelle klingt sie etwas anders. Die Hauptfrage, die Gestaltung Deutschlands, fällt den Konferenzen zu; „wer den Krieg durchaus will", kann ihn dort jederzeit finden, „in vier oder sechs Wochen, wenn man ihn haben will". Und nur einen Wunsch, fügt Bismarck hinzu, wolle er dem Ministerium aussprechen: nicht eher zu entwaffnen, als bis diese Konferenzen ein positives Ergebnis gehabt haben. „Dann bleibt es immer noch Zeit, einen Krieg zu führen, wenn wir ihn wirklich mit Ehren nicht vermeiden können oder nicht vermeiden wollen." Von dem ganz positiven Geheimartikel der Übereinkunft, wonach vor den Konferenzen abgerüstet werden mußte, und zwar unter Vorantritt Preußens, hat er, das scheint doch sicher, als er redete, nichts gewußt: wir sahen, auch der König hatte ihn am 3. Dezember noch nicht anerkannt. Bismarcks Warnung lief in der alten Richtung seiner Partei: Preußen darf sich den Österreichern nicht ausliefern, die Möglichkeit bewaffneten Vollzuges muß immer hinter der Verhandlung sichtbar bleiben, sonst ist sie von vornherein gelähmt. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat er die ganze Rede aus diesen Sätzen erklärt: ihr leitender Gedanke sei gewesen, im Sinne Stockhausens für Aufschub zu wirken,

„bis wir gerüſtet ſein würden". Dieſe Deutung kann nicht zutreffen. Er hatte ſeit Mitte November ſtets nur für den Frieden gearbeitet, nicht für den Aufſchub des Kriegs; und augenblicklich ſtand in Wahrheit der Friede ſelber zur Verhandlung: der Rückzug in dieſer Lage bedeutete die Abkehr vom Kriegswillen, und ſollte ihn bedeuten. Bismarcks Rede trug Überzeugungen vor, die den Krieg nicht aufſchoben, ſondern ihn ausſchloſſen. Unbedingter oder doch ausdrücklicher als je, als im Herbſt 1849 oder in Erfurt, gab Bismarck in dieſer Rede der Union den Laufpaß, er kritiſierte ſie blutig, nach ihrem Verfahren — „ein zwitterhaftes Produkt furchtſamer Herrſchaft und zahmer Revolution" — und nach ihren Grundlagen und Zielen ſelbſt, er warf ihr ein völlig entgegengeſetztes nationales Bekenntnis ins Geſicht. Wer die zwei Hälften Deutſchlands gegeneinander unter Waffen ruft, macht das Ausland mit mathematiſcher Notwendigkeit zum Schiedsrichter und Herrn, er liefert Ludwig Napoleon die Rheinlande aus. Öſterreich aber, das man zum Ausland ſtempeln will, iſt deutſches Land, der Herr über fremde Stämme, aber der „Erbe einer langen Reihe deutſcher Kaiſer, der Repräſentant und Erbe einer alten deutſchen Macht". Man kann die kleindeutſchen Wege Bismarcks von 1862 bis 1866 nicht unbedingter verneinen. Und von den beiden Wegen, die er im September 1849 zur Wahl geſtellt hatte, bleibt, wir ſahen es, hier nur der erſte frei: der zweite, friderizianiſche, der als Bismarcks eigenſtes Eigen erſchien, hier ſcheint er ganz und gar verſchüttet. In dieſer Rede ſprach der Parteimann. Er wiederholte aus jenem Briefe vom 24. die leidenſchaftlichſten Gedanken und Worte; die ganze Bekennerglut und die ganze Haſſesglut dieſer Jahre kehrt hier wieder; wohl auch die Dialektik des Parteiredners, die abſolut verteidigen muß und will, und ſei es im Gegenſatze zu Ausſtellungen, die ſie ſelber zuvor auch gemacht hat. Aber wer kann die Stimme eines furchtbar bitteren Ernſtes verkennen, wenn Bismarck „jedem, der dieſen Krieg hindern konnte und es nicht tat", das vergoſſene Blut in das Schuldbuch ſchreibt: „Möge ihn der Fluch jedes ehrlichen Soldaten treffen, der für eine Sache ſtirbt, die er im Herzen verdammt und verachtet und möge dieſer Fluch ſchwer auf ſeiner Seele laſten am Tage des Gerichts." Das iſt doch in Wahrheit der Bekenner.

Daneben, und dies das Merkwürdigſte an der merkwürdigen Rede, dringt der Fachmann, der Diplomat hindurch. Er warnt als Politiker, alſo

als „jemand, der diplomatische Verhandlungen kennt und kennen muß", vor vorzeitiger Bekanntgabe der preußischen Bedingungen, denn Preußens Minimum würde sofort das Maximum und sein Maximum das Minimum des anderen sein; sehr bezeichnend beruft er sich dabei auf seine Erfahrungen an dem Pferdehandel. Er weist die Anklage der Inkonsequenz, die gegen Manteuffel erhoben ist, mit Worten zurück, wie er sie ein Menschenalter später so manchmal wieder gebraucht hat: einen Irrtum anzuerkennen ist immer männlich und offen, für den, der das Schicksal von sechzehn Millionen zu regeln hat, ist Konsequenz unter veränderten Umständen noch weniger erlaubt als für den Privatmann. Als guter Geschäftsmann fordert er ja auch, alle Druckmittel bis zum Schlusse in der Hand zu behalten, und sich nicht auszuliefern. Im Grunde ist Parteimann und Patriot, Parlamentarier und Diplomat untrennbar: sein Hauptvorwurf gegen Radowitz war ja stets gewesen, daß er Preußen von den Kleinstaaten abhängig mache. Wenn er jetzt alle inneren Prinzipien gegen die Union aufbot, so handelte es sich ihm doch mindestens zugleich um die Freiheit seines Staates nach außen hin. Er wollte seinem Staate nichts vergeben, und widerriet die Waffenstreckung offen, er konnte auch wirklich glauben, Preußens Selbständigkeit und Preußens Rang sei in Olmütz gesichert worden — fand doch sogar Prinz Wilhelm in einem Brief an seine eifrig deutsche Gemahlin, 2. Dezember, trotz der „moralischen Ohrfeige" in Hessen, Preußen durch „Schwarzenbergs Nachgiebigkeit" „wieder eingesetzt in sein Recht, in allen schwebenden deutschen Fragen mitzuhandeln"; trug doch am 7. Leopold Gerlach als Urteil des Russen Budberg und der Engländer in sein Tagebuch ein, Olmütz gehöre zu den gelungensten und für Preußen ehrenvollsten Negoziationen. Man fragt sich freilich: Hätte Bismarck dem Friedenswerke nicht selbst dann zustimmen müssen, wenn er den Abrüstungsartikel gekannt hätte? Er wollte von dem Kriege los, der Preußen an diejenigen auslieferte, in denen er Preußens natürliche Feinde sah, und die seine eigenen gehaßten Gegner waren, Radowitz, die Gothaer, die europäische nationalistische Demokratie; er wollte sein Ministerium diesen gegenüber, man muß doch sagen unter allen Umständen, aufrechterhalten. Da sah er wirklich, wie er es nach 1890 aussprach, mit den Augen des Fraktionsmitglieds. Und das Erstaunliche ist, wie durch diese Anschauung, die damals seine Politik lenkte, und die er, ich

wiederhole es, keineswegs für unpreußisch hielt noch halten konnte, doch wiederum mit jener Selbstverständlichkeit wie am 6. September das elementare Gefühl für noch ganz andere Bedürfnisse seines Staates hindurchdrang. Das Bismarckischeste in seiner Olmützrede sind die berühmten Worte, mit denen er sich den Maßstab für das Recht zum Kriege schuf. „Warum führen große Staaten heutzutage Krieg? Die einzig gesunde Grnndlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, nnd es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört." Und die anderen: unsere materiellen Interessen, unsere Grenzen, unsere innere Sicherheit hat bisher niemand angefochten, „Eroberungen wollen wir nicht machen. Ich will hier nicht erörtern, inwiefern dies zu bedauern ist, und inwiefern jemand einen Krieg vielleicht gerne führen könnte, der keinen andern Grund hat, als daß sein König und Kriegsherr sagt: dies Land gefällt mir, ich will es besitzen. Die Frage beschäftigt uns nicht, die Thronrede selbst weist die Möglichkeit von Eroberungen ab, die Adresse spricht ihren Dank dafür aus. Diese Frage bleibt also für jetzt außer Spiel." Wir haben Eroberungsgedanken auch bei anderen preußischen Konservativen kennengelernt, nnd Gegner, wie der König von Württemberg, suchten einen Preußen von Prinz Wilhelms ausgeprägter Art (6. Oktober 1849) durch den Hinweis auf Preußens ungünstige geographische Lage, das heißt auf Abrundungen, zu ködern. Im Munde des künftigen Ministers und Kanzlers klingen die Sätze noch anders, nnd sie haben auch in sich selber ihren ganz besonderen Klang: die Hörer mochten ihn fast zynisch finden, mit besserem Rechte darf man ihn heroisch nennen. Er wirft die Andeutung hin, mehr wie einen Vorbehalt, wie eine Selbstwahrung, als wie eine praktische Möglichkeit. In der Tat dachte damals niemand an Erobern; auch nicht an eine Eroberung Hessens; Bismarck muß daran gedacht haben, sobald die Aussicht eines Krieges emporstieg: als natürlichen Wunsch, nicht als Vorsatz für diese Lage. Es war in seiner Rede äußerlich nur eine „Arabeske", aber der ganze Mann leuchtet aus diesem einen Ornament. Er hatte 1842 von dem Ausdehnungsdrange lebendiger Staaten gesprochen.[1] Er hat Olmütz mit Leidenschaft zugestimmt, er hat daher

[1] Siehe E. Marcks, Bismarcks Jugend, S. VII.

Frieden gewollt: gemacht hätte er ihn wohl kaum. Er steckte mit heißem Gefühle in Gruppe und Partei und ragte darüber hinweg. Er blieb, so sehr er sich band, doch frei. Hörten die Gerlach aus der geschicktesten der Verteidigungen ihres Werkes die Stimme jenes abendlichen Streites vom 21. November? Von Ludwig wenigstens wissen wir, daß er Bismarcks Worte sofort bemerkte und als „verlängernd" mißbilligte. Las und erwog König Friedrich Wilhelm IV. selber dies Bekenntnis zum staatlichen Egoismus? Dreimal in diesen Monaten hat Bismarck die politische Romantik verdammt: er meinte heute unmittelbar die liberale Gefühlspolitik damit, aber er meinte zugleich Radowitz und seinen Herrscher. Auch Kleist hatte am 3. Dezember Krieg nur für „lebensvolle Realitäten" gewollt. Bei Bismarck stehen sie mit ganz anderer harter Bestimmtheit zutage: Sätze, wie in Granit gehauen, den Granit seines ursprünglichsten Wesens; die Losung seiner Zukunft auf Lebenszeit, einer Zukunft, die ein neues, neugeartetes Zeitalter sein sollte für Preußen und Deutschland. Helmuth von Moltke sah es 1849 nahen: es wird eine Zeit der Helden sein nach der Zeit der Schreier und Schreiber. Bismarck half 1850 dazu, sie zurückzudämmen, und eben dabei ist der tiefste Quellpunkt seines Wesens wieder deutlich geworden: der Machttrieb seines Staates, ohne Nebengedanken, des Staates allein. In diesem Eigensten war er auch hier wieder fertig.

Und so hatte er wohl recht, wenn seine Erinnerung dem Greise sagte, daß er schon in den Tagen von Olmütz anders gewesen war als die Gerlach; er vermochte es sich nicht mehr zu denken, daß er die Niederlage, die auch für ihn inzwischen einen schlimmen Klang bekommen hatte (er sprach von der „Demütigung"), einst so ganz rückhaltlos verteidigt haben sollte. Er hatte es dennoch getan, weil er wußte und auch weil er damals so empfand. Die Verkörperung Preußens war er 1850 noch nicht: nur hinter dem Streitredner des 3. Dezembers erhebt sich seine historische Gestalt, riesenhaft, persönlich und noch überpersönlich zugleich.

„Danke dem Herrn mit mir", schrieb er am 7. seiner Frau, „der uns Frieden schenkt und auch meine geringe Arbeit nicht ohne seinen Segen gelassen hat." Die Kammer war der Ruhe halber von der Regierung vertagt worden, das Ministerium wurde gereinigt, Manteuffel wurde

Premier, die Mobilmachung wurde aufgekündigt, die Dresdener Konferenzen rückten heran. Bismarck „wühlte" noch einige Tage lang, „was er konnte"; dann eilte er, zur Ruhe eines kurzen „Winterschlafes" zu den Seinen nach Reinfeld. Zu Neujahr war er wieder in Berlin: nach Stellung und Einfluß ein anderer, als der er im November gekommen war.

Seine Rede hatte stark gewirkt. Den Gegnern blieb sie auf lange unvergessen als ein Bekenntnis zu Preußens Schmach. Den Konservativen war sie sehr wertvoll gewesen, die „Kreuzzeitung" war voll von ihr, Leopold Gerlach lobte sie ebenso lebhaft wie der Russe Budberg, die Partei — diesmal die eigene! — ließ sie in 20 000 Abzügen drucken und verbreiten, Arnstedts Patriotischer Verein dankte seinem Abgeordneten für die „glorreiche Verteidigung" und nannte sie „für die Parlamentsgeschichte Preußens ewig denkwürdig", der Naugarder Bauernverein rühmte die ritterlich „starken Worte" in heiligem Streite. Selbst Bülow-Cummerow stimmte in einer Flugschrift vom Dezember seinem widerspenstigen jungen Verbündeten dieses Mal rückhaltlos zu und empfahl seinen Lesern „die ausgezeichnete Rede des Herrn von Bismarck-Schönhausen" dringend als eine überzeugende Widerlegung und Anklage der Opposition. Wer die Hergänge kannte, sah nicht nur den Redner vom 3. Dezember: er hatte zuvor auch mitgehandelt, und Minister und Diplomaten nahmen ihn jetzt völlig ernst. Man beschäftigte sich ja längst mit ihm. Nach dem 6. September 1849 höhnte der Berliner Konkurrent des „Kladderadatsch", der Aujust Buddelmeyer des Dr. Cohnfeld, über die Fülle von „Rettungen", die Deutschland seit anderthalb Jahren immer wieder erlebt habe: durch Vorparlament und Reichsverweser, durch die Kaiserwahl und durch ihre Ablehnung, durch die Union und nun, trotz der Fraktion Bismarck, laut offiziöser Zeitungsaussage durch Camphausen-Beckerath. „Un nu is Deutschland gerett't. Et kann also leicht kommen, daß Deutschland denn noch mal jerettet werren muß, un denn wird et wahrscheinlich Ritter Bismarck retten." Man liest den „guten Witz" mit leise ironischem Lächeln im „Zuschauer". Im Januar 1851 druckte dieser eine Charakteristik von Bismarcks Auftreten am 3. Dezember aus dem demokratischen „Deutschen Museum" von Prutz-Wolfsohn ab. Bismarck-Schönhausen wurde da als der echte Aristokrat von natürlichster Nonchalance der Plumpheit und Absichtlichkeit Vinckes gegenübergestellt und vorgezogen:

„Eine prächtige, muskulöse, echt ritterliche Gestalt von ebensoviel Feinheit als Bravour. Selbst enragierte Gothaer mußten zugeben, daß er die Krone des Tages davongetragen." Der Gelobte, der hinter dem Lobe wesentlich Parteiabsicht sah, bestätigte den Seinigen doch, daß es kein Spott sei, „obschon Gerlach das Porträt ‚etwas geschmeichelt' fand. Ich auch." Uns spiegelt es sein neues Ansehen wieder. Die unpolitische Stille, die Verbannung vom letzten Sommer kehrte ihm nicht zurück.

In Berlin traf er die Lage verändert. Die Olmützer Entscheidung beherrschte alles, auch das Innere. Von den Dresdener Konferenzen her kam mancherlei diplomatischer Kampf und mancherlei patriotischer Verdruß, aber stark wirkten sie auf Berlin nicht zurück. Im Landtage, auf dessen Auflösung Bismarck gerechnet hatte, sank die Opposition langsam zusammen, die Regierung erhielt eine Mehrheit, mit der sie auskam, das Übergewicht verschob sich leise auf die Seite der Konservativen. Im Ministerium saß kein Gegner mehr, die konservative Parteiherrschaft brach an, die Früchte fielen denen zu, die den Umschwung am beherztesten mit herbeigeführt und gedeckt hatten, den Entschiedenen. Das alles erwies sich bereits in diesen ersten Monaten von 1851.

Bismarck hatte seinen besonderen Anteil an dem Gewinn. Sein Dasein haben wir kennengelernt; er hauste mit Kleist-Retzow, sein Zusammenhang mit den Seinen in der Ferne, Liebe und Sehnsucht, sein religiöses Leben waren damals bewegter noch als zuvor. Seine Arbeit aber stieg, und er schildert sie so drastisch wie je. Da sind Sitzungen, stundenlang, in verschiedenen Kommissionen nacheinander, in der Kammer, in der Fraktion, Reden, Besuche, Gesellschaften, „diplomatische Abendkonspiration", Besuche bei Budberg und Prokesch, den Gesandten, bei Ministern und Parteihäuptern, bei den Gerlach zumal, im Kreise der hochgestellten Gesinnungsfreunde, da sind Besuche, die Bismarck erteilen muß, gerne vom Bette aus, Feste bei Hof und Predigten in der Kirche, Wochen hindurch eine Hetze von morgens früh — er sagt einmal: von 7½ Uhr an — bis in der Nacht um eins. „Wo ich dazwischen Zeit nehme", seufzt er vor Arnstedt, „Referate und Briefe zu schreiben, weiß ich selbst kaum, aber ich habe in den letzten vier Wochen mehr Tinte verschmiert als Champagner getrunken, und das ist auch nicht wenig." Auf dem Ball riefen ihn König und Königin an und neckten ihn mit seinem fleißigen Tanzen „aus Gesund-

heitsrücksichten", die er begründete; oder (27. Februar) der König sprach ihn bei Radziwill an, „er lobte auch mit freundlichem shake-hands für meine letzte Rede und gratulierte mir zu dem Ordnungsruf, den ich mir neulich holte und durch den Schwerin sich allerdings blamierte". Zu Manteuffel kam er abends um elf, „blieb bis eins, zuletzt mit ihm allein soupierend"; er begann in Personenfragen gehört zu werden und mußte sich in der Kammer (15. Februar) gegen Vinckes Ansicht wehren, „als wenn ich mich desjenigen Einflusses auf die Politik der jetzigen Räte der Krone erfreute, den zu besitzen ich lebhaft wünschte". Die Grundlage seiner Stellung blieb der Landtag; neu war dort seine vielseitige Teilnahme an den Ausschußarbeiten, in der Disziplinar-, in der Budgetkommission, neu hauptsächlich seine monatelange mühsame Aktenarbeit für den Bericht über Seehandlung und Bank. Aber auch seine Reden im Plenum werden häufiger und vielseitiger, der alte Gegner Vincke stichelte (8. April) auf den „tätigen" Abgeordneten. Bismarck hat wieder mehrmals, und zwar auch gegen den Präsidenten, zu den parlamentarischen Geschäftsfragen, er hat zu Sachfragen, wie der Steuergesetzgebung, er hat insbesondere zu den großen Parteifragen gesprochen: von der Teuerkeit des Konstitutionalismns und den unabweisbaren sachlichen Geldbedürfnissen des Staates, von den Schranken der Verfassung, der Parlamentsbefugnisse, des Bewilligungsrechtes, von der Selbständigkeit der Regierung, alles in dem Sinne, der früher beschrieben worden ist, aber noch herausfordernder und noch positiver als vorher; die „Lücke" in der Verfassung stammt aus diesen Monaten. Er stieß dabei mit den Verfassungsrechtlern, mit den Professoren besonders hart zusammen; es war die wichtigste dieser Reden (24. Februar), für die ihm der König dankte. Dem Kampf gegen die alten liberalen Widersacher, gegen die Rheinländer, diente auch jener Bericht über Seehandlung und Bank. Er ist ein stattliches Stück sachlicher Leistung, der Abdruck in den Reden füllt fast dreißig Seiten, er ist auch für die persönlichen Anschauungen des Referenten über die Grenzen, die sich die kaufmännische, gewerbliche und landwirtschaftliche Staatstätigkeit der großen Institute zu ziehen habe, nicht ohne Interesse. Die Hauptsache aber war der Angriff anf die selbständige Stellung des Bankchefs Hansemann. Das kollegiale Direktorium sträubte sich gegen diese Selbständigkeit des Chefs, die konservative Partei trat ihm bei; dies Verhältnis des Chefs zu Ministerium und

König wurde als verfassungswidrig bezeichnet, der Ausweg, den Hansemann suchte, durch Bismarcks Bericht und Erläuterungsrede verworfen: in tadelloser Höflichkeit, unter Verbeugungen gegen den bedeutenden Geschäftsmann, in einer durchaus objektiven und diplomatischen Form, bestritt Bismarck tatsächlich doch dem alten Gegner von 1848 das Recht seines Daseins nnd Wirkens an der Stelle, die er und wie er sie ausfüllte. Bismarcks Begründung wurde angegriffen, er verteidigte sie; rheinische Abgeordnete sprangen für das Amt des Bankchefs und für die Persönlichkeit dieses Chefs ein, Bismarck konnte erwidern, daß er nichts gegen Hansemann eingewendet habe. Auch formelle Einwände gegen seine Befugnis zum Berichterstatter wies er zurück. Die Kammer trat den Anträgen bei. Und das Ergebnis war eine Kabinettsorder, die zwei Wochen nach jener Verhandlung die Stellung des Bankchefs umgestaltete und Hansemann aufkündigte. Kein Zweifel, daß dieses die politische Absicht gewesen war; es war ein Sieg der Rechten, der Reaktion, und Bismarck hatte deren Schwert geführt. So tief in die Geschäfte hatte er früher nicht hinabgegriffen. Noch nach zwei anderen Richtungen dehnte sich seine Tätigkeit aus. Er sprach am 11. März, ähnlich aber umfassender wie ein Jahr vorher, zugunsten des Heeres, und kam dabei von Abstrichen am Militäretat, die er bekämpfte, auf alle grundsätzlichen Fragen: die Regierung dürfe keine Abhängigkeit der Armee von Kammerbeschlüssen dulden, die Kammer sei in diesen Dingen sachunkundig, auf der Armee ruhe Preußens Großmacht, die Armee aber auf dem Offizierkorps; nicht der Abstriche, sondern baldiger Erhöhungen bedürfe dies Budget, und unter den übrigen Großmächten stehe Preußen mit seinen Militärkosten an bescheidener Stelle. Bismarck zeichnete auch da wieder den großen Kämpfen seiner Zukunft die Bahnen frühzeitig vor, und sein König, dem er den Titel des Kriegsherrn wahrte, stimmte ihm wieder zu. Das zweite neue Feld, ein ganz neues, war die Diplomatie. Er erhob sich auch hier, und zwar mit technischen Gründen, gegen verschiedene Abstriche (6. März). Auch hier leuchtete der Minister vor. Wieder blieb er ganz der Parteiredner; seine Polemik ist niemals persönlich schärfer gewesen, auf Beseler, Simson, zumal auf Vincke schlug er schonungslos ein, und es ist, als seien seine geistreich satirischen Glossen im „Zuschauer" der Kreuzzeitung jetzt bitterer, schwerer, gereizter, weniger flüssig als sonst. Er selber

bekannte sich so rückhaltlos wie je, fast freudiger noch als vorher, zu seiner Partei, deren Machtgefühl ja so deutlich wuchs. Damals war es — schon rüstete sich die Gerlach-Gruppe, in Kreis und Provinz die alten Stände wieder ins Dasein zurückzurufen —, daß Bismarck den einst auch von ihm geopferten Patrimonialgerichten den rühmenden und bedauernden Nachruf sprach (5. April) und sich selber als den Vertreter des flachen Landes aufstellte, das seinen Gegnern, wenn sie es aufsuchten, einen körperlich unbehaglichen Empfang bereiten könnte. Damals hat er — und das war in seiner rein parlamentarischen Laufbahn, von einer geschäftlichen Bemerkung abgesehen, bezeichnenderweise sein letztes Wort (8. April) — an Eduard Simson die berühmte Antwort gegeben: es sei ein großer Irrtum, zu meinen, es gebe in Preußen keine Gruppe, die sich den Namen Junker beilege oder gefallen lasse. „Ich muß in bezug auf meine Person dieser Behauptung widersprechen. Die Whigs und die Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bezeichneten, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits den Namen des Junkertums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen."

Es entsprach diesem Ausklange, wenn ihm kurz vorher Varnhagen in seinem Tagebuch bescheinigte, unter den Mitgliedern der Kreuzzeitungsgruppe stünden jetzt die talentlosen, die bloß dreisten und übermütigen voran, die Bismarck und Kleist.

Wäre es nach Bismarcks Absicht gegangen, so wäre jenes Wort nicht der Ausklang geblieben. Ihn drängte es, die Olmützrede wieder aufzunehmen. Die Dresdener Konferenzen liefen vom Dezember bis zum Mai neben diesen Debatten her. Sie vollstreckten die Entscheidung von Olmütz. Die Hoffnungen, die auch Bismarck im November gehegt hatte, daß Preußen die Macht über Deutschland mit Österreich teilen würde, erfüllten sich nicht; zäh hielt Schwarzenberg den Vorsitz im Bundestage für seinen Staat fest. Nach vielen Ärgernissen brach sich in Dresden aber auch die Woge der österreichischen Hegemonie: den Deutschen Bund umzuschaffen, die österreichische Ländermasse ganz in ihn einzufügen, Preußen und die Kleinstaaten ganz in ihm unter die Herrschaft Österreichs und der ihm verbündeten Mittelstaaten zu beugen — das gelang auch Schwarzenberg nicht. Alvensleben und Manteuffel hielten ihm den Widerpart, und neben den Kleinen gesellten sich die ganz Großen zu ihm:

das mitteleuropäiſche Rieſenreich unter Wiener Leitung wünſchte weder Rußland noch Frankreich noch England. Und ſo kehrte man zuletzt dahin zurück, von wo man 1848 ausgegangen war: weder Paulskirche noch Preußen noch Öſterreich hatten Deutſchland umzugießen vermocht, es war für Preußen jetzt faſt ein Gewinn, daß der alte Bund einfach wiederhergeſtellt wurde, unerweitert, unverbeſſert, aber auch unverſchlimmert. Verſchlimmert nur inſofern, als die Kämpfe der Revolutionsjahre unvergeſſen waren; ſie hatten Preußen an die erſte Stelle heben wollen, und daß nun der Vorſitz Öſterreich allein verblieb, bedeutete doch eine Niederlage zumeiſt für Preußen und eine Ausſicht auf Niederhaltung Preußens, ſoweit man es im Rahmen der hergeſtellten alten Verfaſſung nur niederhalten konnte. Ärgeres war zuletzt verhütet worden; arg genug für das engere Deutſchland und für Preußen war auch dies.

Am 27. Februar hatte Manteuffel den Öſterreichern die Wahl geſtellt: Parität oder alter Bund; am 27. März war es entſchieden, daß der alte Bnnd dabei herauskam und daß Preußen und ſeine früheren Verbündeten den Bundestag zum 12. Mai beſchicken würden; am 16. Mai ſchloſſen die beiden Großmächte nach langem Hin nnd Her einen dreijährigen geheimen Schutzvertrag miteinander ab, der den Länderbeſtand Öſterreichs deckte, ohne ihn in Deutſchland aufzunehmen.

Am 27. Februar hatte der preußiſche Miniſter Schwarzenberg davor gewarnt, auf die Gunſt der preußiſchen Konſervativen zu zählen: ſie ſeien öſterreichfreundlich, aber vor allem preußiſch geſinnt. In der Tat haben ſie die Verhandlungen mit lebhaftem Mißfallen verfolgt, nicht nur dem Prinzen Wilhelm, auch Edwin Manteuffel, dem Diener und Freunde des Königs und Freunde Leopold Rankes, Ranke ſelber, dem Grafen Arnim-Boitzenburg wallte über die Schmach des Ausganges das Preußenblut heiß auf, die Kreuzzeitung grollte den öſterreichiſchen Freunden, die jungen Offiziere „räſonierten furchtbar" auf König, Regierung, Friedenspartei. Das war um die Zeit der Kriſe, um Ende Februar. Bismarck hat, ſoviel wir erfahren, immer am Frieden, an der einmal eingeſchlagenen Richtung feſtgehalten. Er hat am 10. Februar ſeinen Zaucher Wählern dieſen Frieden freudig gerühmt: „Jetzt iſt unſer geliebter König mit Räten umgeben, die unſer Vaterland nicht ohne Not in ſo ſchwere Verwicklung ſtürzen werden." Er hat im März im gleichen Sinne mit dem jungen

Prinzen Albert von Sachsen gesprochen und im Landtage am 6. den liberalen Kritikern des Bundestages die verblüffende Frage entgegengeworfen: wann seit den Hohenstaufen, es sei denn unter Karl V., habe Deutschland größeren Ansehens im Auslande, eines höheren Grades politischer Einheit und größerer Autorität in der Diplomatie sich erfreut, als während der Zeit, wo der Bundestag die auswärtigen Beziehungen Deutschlands gelenkt hat?" Man konnte nicht großdeutsch-korrekter sprechen. Daß diese Gefühle bei ihm auch jetzt eine bestimmte Grenze hatten, zeigt seine Frage an Ludwig Gerlach (28. April), ob nicht der nach Frankfurt bestimmte Rochow „zu sehr Schwarzenberg und Kaiser Nikolaus" sei. Aber als Anfang April die Kammer für die Verwendung von 18 Millionen Talern, die der militärischen Durchführung der Union hatten dienen sollen, zur Olmützer Novembermobilmachung die Entlastung erteilen sollte und eine große Debatte noch einmal die ganze deutsche Frage der letzten Jahre aufrollte, da wollte Bismarck sich mit einer langen und sorgfältig vorbereiteten Rede (10. April) in das Gewühl stürzen, und er war wütend, daß ein Schlußantrag ihn „erschlug". Er hatte offenbar sehr viel ministerieller als der offizielle Parteiredner ins Zeug gehen wollen. Die Entlastung wurde erteilt, Bismarck aber hat wenigstens einen Teil seiner Rede am 20. als Leitartikel in seiner Zeitung erscheinen lassen, einen heftigen Ausfall gegen Radowitz, dessen ganze Politik er hatte verdammen wollen und dessen Drohungen er, zum großen Ärger des Königs, in diesem Fragmente die Schuld an der Novemberkrise im besonderen zumaß. Hätte er die Rede selber gehalten, so urteilte kurz darauf Leopold Gerlach, so hätte der König ihn schwerlich nach Frankfurt geschickt. So aber rief ihn aus der Osterpause, die ihn kurz nach jener Kammerverhandlung nach Reinfeld entführt hatte, die Kunde nach Berlin zurück, er solle Preußens Gesandter am Deutschen Bunde werden.

Denn das ist der letzte Zug dieser Monate, die ihn in Regierung, Hof und Landtag so hoch gestellt hatten: sie führten ihn vom Parlament aus in den Staatsdienst hinein, den er einst unwirsch verlassen hatte, weil er nicht Beamter im Sinne der Bürokratie zu werden vermochte, und in den er seit 1845 auf dem Wege der Selbstverwaltung und dann der ständischen und der landtäglichen Politik, bewußt oder unbewußt, zurückstrebte, als Politiker. Es war, von seinem Leben her angesehen, der logische Ab-

schluß einer langen Entwicklung. Es war, im Zusammenhange des letzten Jahres, die ebenso logische Folge seiner Selbstdurchsetzung und des Sieges seiner Partei: aus den Kammergeschäften, die er jetzt als Fachmann betrieb, wurde er in die Geschäfte der großen Politik hinübergerufen, für die er als Fachmann geboren war.

Kleist und Bismarck waren von der Kamarilla längst für höhere politische Posten, längst ja auch für preußische Ministerien in Frage gezogen worden, Kleist, als der Berechenbarere, stets mit größerem Vertrauen; Bismarck war bisher immer wieder zurückgeschoben worden. Seit Olmütz erwachten diese Pläne von neuem. Sie richteten sich zuerst auf Anhalt, dessen Regierungs- nnd Parteiverhältnisse besonders Ludwig von Gerlach seit Jahren am Herzen lagen, und zwar dieses Mal auf Bernburg. Es mag Bismarcks Bekannter, Graf Asseburg, gewesen sein, der den Antrag (19. Januar) auf ihn lenkte; er reizte Bismarck wohl: „Der Herzog ist blödsinnig, und der Minister Herzog." Auch haben ihm seine Einkünfte sicher den Wunsch nach einem staatlichen Gehalte nahegelegt, und eine Heimat zu haben, in der er Frau nnd Kinder stetig bei sich hätte, wurde ihm nnabweisbares Bedürfnis. Aber Anhalt? „Ich habe die Sache bisher nicht betrieben, sondern Gott überlassen. Wenn der König es von mir fordert, so gehe ich hin, sonst nicht." Der König war (22.) dafür, die Minister wollten ihn in der Kammer behalten, so gab er es auf. Ein Landratsamt, das er von dem zum Präsidenten aufrückenden Kleist erben sollte, lockte ihn nicht allzusehr: „Landrat will ich nur in Schönhausen, Kniephof oder Reinfeld werden." Ende März erblickte er keine Aussichten nnd sprach, als wenn er damit zufrieden wäre. Anfang April winkte er dem Plane ab, ihm den Kammerherrntitel zu erteilen, der Geld koste nnd ihm wertlos sei. Kurz darauf vollzog sich sein Geschick.

Seit Ende März war die Wiederbeschickung der Bundestagsgesandtschaft beschlossen, man suchte nach dem richtigen Manne. Vorschläge und Bewerbungen schossen aus der Erde. Ein Gegner Österreichs wie Graf Bernstorff in Wien, der sich anmeldete, durfte es nicht sein, der König und Manteuffel lehnten ihn ab; Graf Alvensleben, der Preußen soeben in Dresden glänzend vertrat, wollte nicht, sein Ratschlag, nur keine Mittelmäßigkeit zu nehmen, schloß die meisten Bewerber aus. Leopold Gerlach warf, in seinem Tagebuch vom 3. April, hin: „Ich würde Bis-

marck gar nicht übel finden." Sehr charakteristisch, daß er es war, der diese Kandidatur trug. Der kleine Generaladjutant war ständisch gesinnt, wie es nur sein Bruder sein konnte; er dachte sich Preußen als den Hort konstitutionell-ständischen Lebens gegenüber den Absolutistenstaaten Rußland und Österreich; daß er dabei Frieden und Bündnis mit beiden wollte, hatte er im November bewiesen. Wie scharf waren er und Bismarck in jener Zeit aufeinandergeprallt! Aber in der Hauptsache hatten sie am gleichen Strange gezogen, und Gerlach war im Grunde seines Herzens ein sehr guter Preuße, mit einem tüchtigen Beisatz von preußischem Ehrgeiz, den freilich sein Legitimismus immer wieder niederhielt, und mit einem soldatischen Verständnis für die Frische seines jungen Parteigenossen. Sein Bruder Ludwig empfand den Gegensatz gegen diese Jugend viel stärker und sah mit stets regem Mißtrauen auf den ungebundenen Schönhäuser; er trug mit beziehungsvollem Blicke in sein Tagebuch Bismarcks Inschrift in seinem Geburtstagsalbum (7. März) ein: „Ich habe oft bereut, daß ich *nicht*, aber nie, *daß* ich Ihrem Rate gefolgt bin", und freute sich grimmig, daß während einer Bußpredigt in Knaaks Kirche (6. April) „Herr von Bismarck in unserem Stuhl zweimal knien mußte". Er war auch jetzt gegen die „violenten Beförderungen" der zwei jungen Leute. Leopold schritt über diese Bedenklichkeiten hinweg und nannte in einer Beratung beim Könige am 15. seinen Kandidaten: Bismarck könne als Alvenslebens Begleiter und Nachfolger nach Frankfurt gehen. Man kam zu keinem Schlusse, aber zwei Tage darauf hatte Friedrich Wilhelm den Gedanken verdaut. Er setzte den Petersburger Gesandten von Rochow an die erste Stelle, „Bismarck und Eberhard Stolberg oder einer von beiden soll mit". Diese Lösung kündigte Manteuffel Alvensleben am 23. als die wahrscheinliche an. Und um den 26. konnte Leopold aufschreiben: „Rochow und Bismarck gehen nun nach Frankfurt, auf Rochow ist der König, auf Bismarck bin ich gekommen." Edwin Manteuffel und andere waren noch voll Zweifels, Gerlach schlug sie zurück. „Bismarck, der mich heut und gestern besucht hat, gefiel mir sehr; er hatte nicht gewünscht allein zu gehen und fand die gemachte Kombination sehr gut." Leopold bezeichnete Bismarcks Anstellung bald darauf (7. Juni) als „ganz sein Werk". Bismarck erfuhr (28. April), der Gedanke sei vom König ausgegangen, das wird für den Ursprung nicht zutreffen; Ludwig und andere hielten Manteuffel

für einen Gegner, ein scharfer kann er nicht wohl gewesen sein, aber der Urheber war sicherlich der General.

Bismarck wurde auf einen Wink Manteuffels hin durch den gleichzeitig zu befördernden Kleist nach Berlin zurückbeordert. Es scheint, daß der Freund ihm dann in der ersten Nacht (23. April), als sie in ihrer kleinen gemeinsamen Schlafkammer zu Bette gegangen waren, die Aussicht näher enthüllt hat, die der Minister ihm bot. Kleist gab ihm nach Pietistenart ein Bibelwort als Geschenk in die Zukunft mit, die sich ihm öffnete, ein Psalmwort (149, 5), das dem Augenblick sonderbar entsprach und das ihm später sonderbar seherhaft erschien: Die Heiligen sollen fröhlich sein nnd preisen und ruhen auf ihren Lagern ... nnd sollen scharfe Schwerter haben, daß sie ... Strafe üben unter den Völkern, ihre Könige zu binden mit Ketten...! Erst am nächsten Abend sah Bismarck den Ministerpräsidenten, „Fra Diavolo", selbst und nnterhandelte mit ihm; er sagte ihm, eine vollkommen selbständige Stellung könne er für den Anfang nicht annehmen, weil er sich auf dem nngewohnten Boden nicht blamieren wolle; nnd er wünsche andererseits eine Stellung von einiger Dauer. Am 26. scheint die Form so gut wie festgestanden zu haben: Sendung Bismarcks nach Frankfurt, aber vorerst noch nicht als Gesandter; am 28. war sie endgültig gesichert. Es war dieselbe, die Gerlach längst verzeichnet hatte, Rochow mit Bismarck, Rochow in vorübergehendem Anftrage, Bismarck nach zwei Monaten sein Nachfolger. Vielleicht, daß der König zwischendurch die Kombination umgestaltet, Rochow zeitweilig ausgeschaltet und Bismarck an die erste Stelle gerückt hatte; vielleicht, daß Rochow, der zuerst Bedingungen machte, erst allmählich sein volles Ja gesagt hatte. Jedenfalls, Bismarcks Forderungen waren erfüllt.

Sie waren nur äußerlicher Art gewesen, von inneren Bedenken ist nirgends die Rede. Politisch erfreute es ihn von vornherein, daß König und Minister sich durch seine und Kleists Anstellung so festlegten, nnd den Wert der neuen Aufgabe ergriff er sofort: es sei (28.) „der augenblicklich wichtigste Posten unserer Diplomatie". Er sah Unfruchtbarkeit nnd Dornen daran drohen, er werde die gute Meinung vieler beim besten Bemühen enttäuschen müssen. „Aber es wäre feig, abzulehnen." Kein Wort in seinen Briefen an die Frau, daß dies Amt ihm zu groß sei. Er betete (28.) recht innig, daß Gott ihn in diesem Neuen nicht Schaden lei-

den lasse an seiner Seele. Aber er griff einfach zu. „Mutterchen (4. Mai) nimmt die Sache schwerer als ich. Gott hilft mir tragen, und mit Ihm bin ich der Sache besser gewachsen, als die meisten unserer Politiker, die statt meiner in Frankfurt sein könnten: ohne Ihn. Ich werde mein Amt tun, daß Gott mir den Verstand dazu gibt, ist Seine Sache." Alles ohne Überhebung und ohne Scheu, im Grunde voll sicheren Selbstgefühles, das sich selber religiös beherrscht. Und doch war ihm „schwer ums Herz". Wo blieben die Pläne für einen stillen Sommer, gemeinsam mit den Seinen? „Mir ist, als sollten wir auswandern nach Amerika. Wer weiß, wann das Rad, welches uns jetzt ergreift uns wieder loslassen mag?" (1. Mai.) Die Einsamkeit der Eltern tat ihm leid; aber, so wiederholte er, und nach allem, was wir wissen, mit vollem Recht: „ich habe die Sache nicht gemacht, ich habe keinen Wunsch, kein Wort dazu getan, das ist mir eine Beruhigung". „Ich bin (3.) Gottes Soldat, und wo Er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß Er mich schickt, und mein Leben zuschnitzt wie Er es braucht."

Er hatte vor vier Jahren seinen Eintritt in den Vereinigten Landtag vor seiner kranken Braut gewissermaßen entschuldigt — unnötigerweise, wie sie ihm entgegnete. Betonte er dieses Mal die Gefühle des Bedauerns, die ihm das neue Amt zugleich erregte, so stark, um Johanna gefällig zu sein? Wehmütig war ihr die Aussicht auf die große Stadt, auf die „ungeheure Weite", die sie von Reinfeld trennen würde; sie hat sich erst überwinden nnd fassen müssen, aber sie sah doch bald ein, daß die stete Trennung von ihrem Gatten erst recht unmöglich war, daß sie sich, wie sie am 1. Juni Malwine von Arnim schrieb, „auf diese Weise schließlich fremd werden müßten". Sie hat ihn in die neue Laufbahn nicht hineingeführt, obgleich sie (28. April) längst eifersüchtig war, „daß man aus ihm nichts machte von oben her". Sie löste sich schwer endgültig von ihrer Heimat, aber mit dem selbstverständlichen frauenhaften Empfinden, das darin und in jener Eifersucht lebte, und das sie, ohne jede Rücksicht auf Welt und Politik, einfach an die Ihrigen band, ist sie ihm dann in die Ferne gefolgt; sie hat ihm den Entschluß nicht erleichtert, am wenigsten ihn ihm nahegelegt, aber ihn schließlich auch nicht erschwert. Er hatte es nicht nötig, ihr Gefühle vorzutäuschen; der religiöse Ernst, der diese Jahre seiner Entwicklung überall durchdringt, trat ihm von selber auch in diese Erwägungen hinein,

und gerade das zeugt für seine Aufrichtigkeit, daß er gar nicht daran dachte, sich selbst dem großen Neuen gegenüber zerknirscht zu verkleinern. Er müsse nun trocken, würdig und alt werden, „Spiel und Tanz sind vorbei, Gott hat mich auf den Fleck gesetzt, wo ich ein ernster Mann sein und dem Könige und dem Lande meine Schuld bezahlen muß", schrieb er ihr im ersten Brief aus Frankfurt. Er war zuversichtlich und ergriffen zugleich. Auf Ludwig Gerlach machte diese Gehaltenheit einen wohltuenden Eindruck, er fand ihn, in seiner Sprache (1. Mai), durch sein neues Amt erweicht, gedemütigt, gezüchtigt", fand ihn beim Abschied „liebenswürdig, gedämpft, Beleg zu meinem Predigtthema, daß Ehrgeiz der rechte Weg zur Demut" sei. Es ist ganz Bismarckisch, wenn die Freude an dem endlich nahenden großen Lebensinhalt, das ihn selber entlastende Vertrauen: „Gott wird es ja ausführen, wie es unseren Seelen frommt" (25. April), sich ihm mit der widerstreitenden heißen Sehnsucht nach Frühling, Landleben und Liebe vermischten. Er war (7. Mai) bei General Gerlach und „sah, wie im Vossischen Garten unter den Fenstern der Wind wühlt in den Kastanien- und Fliederblüten und hörte die Nachtigallen" — da dachte er an Johanna „und wußte nicht, was Gerlach redete". Er erhielt des Abends ihren Brief, „und ich wurde so schmerz- und sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte, wie ich im Bett lag, und Gott recht innig bitten, daß er mir Kraft gebe, meine Pflicht zu tun". Es war jener Reichtum der Kräfte und der Töne, die sein Wesen durchhellten: dieser Abschluß dieser Lebensstrecke waren ebenso aufrichtig wie folgerecht.

Aber er ging ohne Frage. Abgeordneter wollte er bleiben, die Wiederwahl „sehr gern" annehmen, erst einmal sehen, so schrieb er am 10. Mai an Arnstedt, wie lange die neue Würde dauern möchte, „das kommt darauf an, was man dort von mir verlangt". Er schied im engsten Einvernehmen von Wagener und seiner Zeitung und wollte dies festhalten. Er konferierte mit den Parteigenossen, suchte bei Ludwig Gerlach „Belehrung Frankfurts wegen", verhehlte ihm seine preußischen Bedenken gegen Rochow nicht und gewann doch jetzt die Zustimmung des schwer zu Gewinnenden: Ludwig lobte bald danach Leopolds Heldentaten und fand Bismarcks Anstellung großartig. Leopold selber „dozierte" seinem Schützling von Verträgen und Monarchen; mit Leo und Stahl hat Bismarck damals verhandelt, Stahl sandte ihm einen literarischen Ratschlag nach,

ihn in die Grundfragen des Bundesrechts einzuführen; mit Graf Wartensleben und Arnstedt wurden die Fragen seiner prinzipiellen und parlamentarischen Stellung beraten. Er sprach mit Prokesch von der Bundespolitik und fand sich mit ihm, dem Österreicher, im gemeinsamen Gegensatze gegen die Union, aber er erzählte ihm doch von Klagen des Königs über die bayerischen Truppen in Kurhessen. Er wurde am eingehendsten durch Manteuffel in die Geschäfte eingeführt. Und am 8. gewährte ihm Friedrich Wilhelm IV. eine lange, politisch und persönlich befriedigende Audienz, „der sich", so schrieb Bismarck, „sehr gut, nach meiner Idee, zu den Sachen stellt, mit denen ich zu tun habe. Er dankte mir viel, daß ich die Sache annähme, und erklärte, daß er mich bei Rochows Rückkehr nach Petersburg zum Gesandten in Frankfurt ernennen werde". Es muß in dieser Audienz gewesen sein, daß ihm der König, nach dem Bericht der „Gedanken und Erinnerungen", in seiner Weise den „Mut" vorhielt, mit dem er das ihm fremde Amt übernehme, und die sehr Bismarckische Antwort erhielt: „Der Mut ist ganz auf seiten Eurer Majestät", und die Darlegung, ein jeder von ihnen beiden behalte ja das Recht, den Versuch zu machen und im Falle des Mißlingens von ihm zurückzutreten. „Worauf der König: Dann wollen wir die Sache versuchen." Am selben Tage wurde Bismarck zum Geheimen Legationsrat ernannt. „Daß ich Geheimer Rat werden muß, ist eine Ironie, mit der mich Gott für all mein Lästern über Geheime Räte straft." Am 9. wurde der Landtag geschlossen, am 10. reiste Bismarck nach Frankfurt ab. Das größte persönliche Geschenk war vollzogen worden, das unser handelndes Staatsleben dem jungen deutschen Parlamentsleben bisher zu danken gehabt hat.

Es begreift sich, daß die Zeitgenossen etwas anderes darin sahen. Für Varnhagen war Bismarcks und Kleists Ernennung eine Unterwerfung Manteuffels unter die Kamarilla, und zugleich ein „Unterducken" der beiden Feudalen „in die Bürokratie". Der „Nationalzeitung" war es der Sieg des Junkerparlamentes vom August 1848. Dem Breslauer Stenzel dienten (24. Juni in einer vergleichenden Liste) die Abstimmungen Bismarcks in der Kammer als untrüglicher Ausdruck für die „der ministeriellen Partei". Harkort rechnete in einem Flugblatt von 1852 dem neuen Gesandten vor, was für ein hohes Gehalt der Regierungsreferendar a. D. sich

damit erworben habe. Die „Kreuzzeitung“ natürlich sprach den neuen Männern in Frankfurt freudig ihr „volles Vertrauen“ aus.

Was erwartete man von dem Jüngeren persönlich? Präsident Gerlach trug am Tage der Abreise das Urteil Heinrich Arnims in sein Tagebuch ein: Bismarck habe die echt diplomatische Eigenschaft, mit seinen ärgsten Gegnern freundlich zu stehen. Die Schwägerin Rochows wog in einem Briefe vom 9. Mai die Aussichten der Zukunft ab: Theodors Schüler besitzt, so sagen alle, die ihn näher kennen, Kenntnisse, Talent, savoir-faire, Schlauheit und Feinheit der Menschenbehandlung; wird ihm der Mangel an Schule schaden? Vielleicht mißglückt die Probe, vielleicht ergibt sie „ein bedeutendes Resultat“. Der Prinz von Preußen hatte (20. April) für den Frankfurter Posten „einen sehr festen, klaren Mann“ verlangt, „der die heillosen Intrigen, die unserer warten, kennt und nicht beschönigt“. Herrn von Bismarck würde er schwerlich ausgesucht haben. Graf Wartensleben aber gab seinem Wunsche jetzt (14. Mai) die Antwort mit dem frohen Seufzer: „Also an den Personen wird es künftig nicht liegen, wenn Preußen seine gebührende Stellung nicht hat.“ Sehr viel bestimmter prophezeite wiederum der demokratische Berliner Witz, diesmal im „Kladderadatsch“ vom 18. Mai: „Herr von Bismarck-Schönhausen an den Bundestag geschickt. Sofern er wirklich geschickt ist, wird dort Herr von Bismarck schön hausen!“

Nachweise

Zum ersten Teil

„Bismarck im ersten Revolutionsjahr 1848"

Zum Ganzen „1848 und Bismarck":

Über die älteren Werke von Matter, „Bismarck et son temps" (1905—08) I, S. 97—154, Wolf, „Bismarcks Lehrjahre" (1906), S. 184—246, kann man hinauskommen; Wolfs falsche Rationalisierung von Bismarcks Entwicklung und Handlungen ergibt, scheint mir, einen durchaus falschen Ton. — Dazu A. Friis: „Bismarcks Ungdomstiden (1815—1848), Kopenhagen (1909), G. L. Hesekiel: „Das Buch vom Grafen Bismarck" (1873[3] bzw. 1915), J. Penzler: „Jugendgeschichte des Fürsten Bismarck" (1907).

Quellen

Bismarck-Briefe: Briefe an die Frau (jetzt in der Friedrichsruher Ausgabe, zitiert als G. W. (= Gesammelte Werke), Bd. XIV[1] — Reden in der älteren Ausgabe von Horst Kohl, Bd. X und XIV — Aufsätze im Bismarck-Jahrbuch I, III, IV — Gedanken und Erinnerungen I, Kapitel 2, im ff. zitiert nach der Volksausgabe von Horst Kohl (1905) — Einige „Gespräche" Bismarcks aus den Jahren 1848 bis 1851 verschiedenen Quellenursprungs, jetzt herausgegeben von W. Andreas (G. W., Band VII).

Handschriftliche Ergänzungen aus dem Friedrichsruher Archiv, Briefe der Frau Johanna an Bismarck und an seine Geschwister; Briefwechsel zwischen Bernhard und Otto von Bismarck; Briefe von Blanckenburg: „Eigenhändiges und Entwürfe".

Verschiedene Korrespondenzen aus Varzin: Briefe von Bismarck an Schwester und Schwager, Malwine und Oskar von Arnim [inzwischen (1915) hgg. von H. Kohl, jetzt G. W., Bd. XIV[1], hgg. von W. Windelband und W. Frauendienst]; Korrespondenzen aus Wangemanns Nachlaß, aus dem hohenzollernschen Hausarchiv das Journal der Flügeladjutanten, aus dem preußischen Ministerium des Innern: Deichakten.

Die Tagebücher von Ludwig und Leopold von Gerlach. Zu letzterem ergänzend von Petersdorff, Briefe Ludwigs von Gerlach an seinen Bruder Leopold, konservative Monatsschrift 1905, 68 ff., und die handschriftlichen Ergänzungen, die der verstorbene Herr Archivrat von Petersdorff mir freundlichst mitteilte; vgl. „Bismarcks Jugend", S. 461.

Erinnerungen von Reinhold von Thadden; Notizen bei M. Busch und in anderen Aufzeichnungen; Varnhagen von Ense, Tagebücher IV ff. 1862, bei kritischer Benutzung wertvoll.

Zeitungen: Die Schriftleitungen der „Kreuzzeitung" und der „Magdeburgischen Zeitung" haben mich sehr freundlich durch Auskünfte unterstützt. Bismarck und die „Kreuzzeitung": Horst Kohl, B. Jahrb. I, III (mit den wichtigsten Artikeln), Clausewitz, Schriften des Vereins f. d. Geschichte Berlins XXXII, 1895 (Artikel gegen Hansemann), Briefe an Wagener (abgedruckt bei Poschinger, Bismarck-Portefeuille IV, 10 ff.), jetzt G. W. XIV¹, dazu Wagener, Erlebtes 1884, bes. 34 ff.; Petersdorff Kleist-Retzow. Die Dissertation von B. Studt, Bismarck als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" 1848/49, 1903, hebt viele Artikel als Bismarckisch heraus, ohne die Zuweisung zu begründen, in manchen Fällen vielleicht mit Recht, in anderen gewiß mit Unrecht, jedenfalls aber willkürlich. Wer diese Jahrgänge der Zeitung kennt, weiß, wie schwer es ist, Bismarckisches Gut sicher herauszuerkennen. Vielleicht bringt eine ganz genau vorgehende Monographie Kriterien bei.

Monographien: von Petersdorff, Kleist-Retzow 1907, Friedrich Wilhelm IV. 1900; Bergengrün, D. Hansemann 1901, Hansen, G. v. Mevissen 1905; Fürstin Reuß, Thadden (1894); die Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen L. von Ranke, Werke 49—50), mit Camphausen (hgg. von E. Brandenburg 1906) mit dem Zaren Nikolaus I. von Rußland, hgg. von W. Andreas (Forsch. z. brandbg.-preuß. Gesch. Bd. 43). [Eingehende Kenntnis genommen hat Marcks ferner von dem für die Beurteilung der Politik Friedrich Wilhelms IV. wichtigen Briefwechsel des russischen Gesandten Baron von Meyendorff, hgg. von O. Hoetzsch (1923) sowie der ihn auswertenden Abhandlung von W Andreas, D. russische Diplomatie und die Politik Friedr. Wilhelms IV. v. Preußen (Abhdlg. d. Berliner Ak. d. Wiss. (1927).]

Die wichtige Literatur über den 18./19. März: Rachfahls Buch „Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution" (1901) und seine daran anschließenden Aufsätze von 1901 ff., Meineckes Kritik Hist. Zeitschr. Bd. 89 (1902) usw., ferner „Preußen und die deutsche Revolution" betr. insbesondere E. Brandenburg, Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung 1916.

[Marcks hat, wie aus „Der Aufstieg des Reichs" Bd. I, S. 256 ff., zu ersehen, an seiner eigenen in diesem Bismarck-Buch vorgetragenen Beurteilung Friedrich Wilhelms IV. auch späterhin nach Erscheinen der Untersuchungen von Rachfahl und Brandenburg, deren wissenschaftlich anregenden und fördernden Wert er anerkannte, festgehalten.]

Die ergebnisreichen Einzeldarstellungen von Mähl, Die Überleitung Preußens in das konstitutionelle System durch den Zweiten Verein. Landtag (1909), Seitz, Entstehung und Entwicklung d. preuß. Verfassungsurkunde (1909), Lüders, D. demokrat. Bewegung in Berlin im Okt. 1848 (1903). — Ich habe „1848" vor Jahren charakterisiert in Velhagen und Klasings Monatsheften 1898 März/April, siehe jetzt in „Männer und Zeiten" Bd. I, 6. Auflage 1922.

Die ausgedehnte Literatur über 1848 beabsichtige ich hier nicht aufzuzählen.

Von den Märztagen bis zum Zuſammentritt der preußiſchen Nationalverſammlung (22. Mai 1848)

S. 19 ff. Die Märztage: außer „Gedanken und Erinnerungen" und einer mündlichen Erzählung des verſtorbenen Generals Grafen von Wartensleben-Carow die Briefe Roons (Denkwürdigkeiten I).

Die „Gedanken und Erinnerungen" über die Märztage (20 ff.) erſcheinen (trotz einiger Einzelheiten) ſehr glaublich, alle Zeugniſſe ſtimmen gut dazu; vgl. auch Leopold Gerlach I, 152. — Daß B. am 22. nochmals in Berlin war (Roon), iſt nötig. Schwieriger die Chronologie vom 22. ab. — Zu ihr iſt zu vergleichen: Schuſter u. Bailleu, Aus d. literar. Nachlaß der Kaiſerin Auguſta, Bd. I (1912).

[Die kritiſch prüfende Abhdlg. von M. Lenz über die Erzählung der Ged. u. Erinn. „Bismarcks Plan einer Gegenrevolution im März 1848" (Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiſſ. (1930) iſt Erich Marcks bekannt geworden.]

S. 26. Die endgültige Form des Artikels vom 30. März kenne ich dank der Güte der Redaktion durch Abſchrift aus der „Magdeburger Zeitung" 3. April (vgl. Gedank. u. Erinn. I 50), ebenſo den Artikel, gegen den er gerichtet iſt.

S. 25. Ludwig Gerlachs Aufruf: I 518, eine Abſchrift mit Änderungen, von Bismarck an erſter Stelle unterzeichnet, befindet ſich in Triglaff, im Beſitze der Familie von Thadden, der ich ihre Mitteilung verdanke.

S. 29 ff. Der zweite Vereinigte Landtag: Die Reden H. Kohl I und XIV, dazu zweiter handſchriftlicher Entwurf zum 10. April. Der erſte zum 2. April ſtammt aus Schönhauſen (Ludw. Gerlach I 537), der zweite, kürzere vom Abend des 1. April (vor oder auf der Verſammlung). — Auftreten und Weinkrampf betr.: ich verglich die Berliner Zeitungen, Voſſiſche und Spemerſche, 3. 4. April; der Textvergleich ergibt: Bismarck hat am 2. ſicherlich mehr nicht ſagen wollen, er erinnerte ſich ſpäter, daß er einmal mehr vorgehabt hatte, aber das war vorher geweſen. — Dazu die verſchiedenen Briefe.

[Ludwig v. Gerlachs Kritik an der Rede vom 2. April in ſeinem Briefe vom 5. April an Adolf von Thadden, veröffentlicht von G. Ritter, „Deutſche Revue" (1911) Bd. 36, S. 43.]

S. 33. Vincke betr.: außer Gedanken und Erinnerungen I 55, 40 und Bismarck-Portefeuille III 68 f. (Bismarck 1895) vgl. Ludwig Gerlach II 10 (Oktober 48), Leopold, ungedruckte Ergänzungen (Erzählung Bismarcks) zu I 152. 255. (27. November 1848: Herr von Bismarck erzählt, Vincke habe ihm bei dem Zweiten Vereinigten Landtag das Anerbieten gemacht, den König zu bitten, der Krone zu entſagen, ebenſo den Prinzen von Preußen, und dann eine Regentſchaft unter der Prinzeß zu gründen. Als er als Repräſentant der äußerſten Rechten dies von ſich gewieſen, habe Vincke dieſe Idee aufgegeben, da er Einſtimmigkeit und namentlich Zuſtimmung der Rechten für nötig hielt. Und das will ein Staatsmann ſein und heute am 27. November Miniſter werden.) 299. 308. 568 (nichts Neues). — Chr. von Tiedemann, 6 Jahre unter Bismarck 208 ff. (1. November 1877, mit Verſchiebungen ſei es der momentanen Erinnerung, ſei es der Wiedergabe). —

Zu der Anzweifelung bei Matter I 119 sehe ich keinen Grund. Die Berichte Bismarcks, der späte, literarische in den Gedanken und Erinnerungen, und die früheren, vertraulichen bei den zwei Gerlachs, stimmen völlig zusammen, sind genau und anschaulich; im Hotel des Princes aß Bismarck (an die Frau, 3. April). — Auf die Zeit könnte, wie ich andeute, das Briefwort vom 2. hinweisen (daß dieses nicht wörtlich zu nehmen ist, liegt für den Kenner Bismarckscher Sprache auf der Hand). Jedenfalls muß das Gespräch in den Anfang des Landtags fallen, vgl. die Gedanken und Erinnerungen.

Sehr interessant ist die Nachricht, die Varnhagen (Tagebuch V 125) am 21. Juli 1848 von einer über die Hofwelt, wie er angibt, gut unterrichteten Dame erhielt über die Absichten der Prinzessin, die Kunde, die der Prinz bei seiner Rückkehr davon bekommen habe, und seine Vorwürfe, die sie vergeblich abzulehnen gesucht habe. Da könnte der Prinz also auch von Bismarcks Eingreifen erfahren haben; vgl. Gedanken und Erinnerungen 56.

S. 41 f. Aufsätze vom April und Mai: Ged. u. Er. Kap. 2 und Bismarck-Briefe: zu dem (1886 in der „Magdeburger Zeitung" zuerst gedruckten) Polenaufsatz vgl. einen Zwischenruf im Vereinigten Landtag 5. April. Kraszewski: fürchten Sie nicht; eine Stimme: wir haben niemanden zu fürchten. Das kann wohl Bismarck gewesen sein. (Mitteilung von Fr. Meusel †, nach der Voss. Zeitung.)

Zweiter Abschnitt

Der konservative Parteimann im Ringen um Krone und Staat (Sommer 1848)

S. 48. Erster Besuch beim König: Ged. u. Er. I 56—64, Journal der Flügeladjutanten, vgl. Brief an Bernhard, Bismarck-Brevier 73: dazu der Brief Bismarcks an Ludwig v. Gerlach vom 7. Juli, in Gerlachs Aufzeichnungen I 537 und den Brief Ludwigs an Leopold v. Gerlach vom 9. Juli 48 in der konservativen Monatsschrift (1905) mit Ergänzung des letzten Satzes aus der Handschrift. — Das alles kombiniert ergibt den im Text aufgestellten Zusammenhang. Der Brief an Bernhard ist vom Montag, also 19. Juni [G. u. W. XIV[1] datieren ihn fälschlich auf den 21. Juni]; dazu Briefe der Frau Wangemann aus Zimmerhausen 20., 21., 25. Juni.

Sybel, Begründung des Reichs I 251, geht natürlich auf Bismarck zurück. Der Bericht „Gedanken und Erinnerungen" 62 wird durch den gleichzeitigen Bismarcks bei (d. h. an) Gerlach und das Journal vollkommen gestützt; die Fassung („wenn ich mich recht erinnere"; in der Tat ist das „nur Camphausen" nicht richtig) ist vorsichtig — das Gespräch setze ich aus „Gedanken und Erinnerungen" und Gerlach zusammen. Die Zeitangabe der „Gedank. u. Erinn." (Anfang Juni) ist irrig und wird schon durch den Zusatz betr. Camphausen korrigiert. Friedrich Wilhelms Schwankungen: besonders E. Brandenburg.

S. 51ff. Über die politischen Kreise Hinterpommerns und Bülow-Cummerow siehe: Keudell 20, Hesekiel 151: „Kreuzzeitung" (Berliner königliche Bibliothek); Petersdorf, Kleist-Retzow besonders S. 114 und 124 ff., mit seinen Quellenangaben und gütigen brieflichen Auskünften. — Nebenbei: Prinz Wilhelm

war erst vom 2. August ab in Stettin, vgl. Berner, Kaiser Wilhelms Briefe usw. I, S. 187 f., Leopold Gerlach I, S. 176, 181, 183.

S. 57. Die Nachricht über den Kokardenvorfall geht auf den Brief Oldekops vom J. 1872 zurück [vgl. „Bismarcks Jugend" S. 455], offenbar zuverlässig.

S. 58 f. Über das Junkerparlament und seine Vorgeschichte vgl. wiederum Petersdorff, Kleist-Retzow S. 126 ff; die Protokolle „Kreuzzeitung" 20—24. August, z. T. bei Kohl, Regesten I, S. 15, Ludwig Gerlachs Aufzeichnungen I, S. 54 ff.

S. 58 f. Bethmann-Hollweg betr.: W. Schmidt, die Partei Bethmann-Hollweg (1910), besonders S. 57 ff.

S. 61. Die Eingabe: Bismarck-Jahrbuch VI, S. 16, ist am Ende der „Kreuzzeitung" vom 30. August als Eingesandt gedruckt, „als Beilage zum Material der Tageschronik".

Dritter Abschnitt

Der Kampf um die preußische Nationalversammlung und Verfassung (Herbst und Winter 1848/49)

S. 64 ff. September—Dezember: Die Briefe an Frau und Bruder, und von der Frau; Flügeladjutanten-Journal 11. September, 28. Oktober.

S. 64. Bismarck als „Ministerimpresario": der Ausdruck stammt aus einem unveröffentlichten Hamburger Tagebuche von 1880.

S. 64. Bismarck als Werber bei Vincke? Siehe dazu Gedanken und Erinnerungen I 68, vielleicht mit einem Irrtum der Erinnerung oder der Fassung? Denn Beckerath hat Bismarck erst September gesprochen! Sprach er Vincke vorher? Zur Frage, ob überhaupt solche Verhandlungen zwischen Vincke und Bismarck stattgefunden haben, vgl. Leopold Gerlach an vielen Stellen, vom Juni bis 27. November, besonders 173 f. 255; Wolff 233 f.

S. 67. Das Bismarck-Wort anläßlich Kleists Kandidatur siehe bei Petersdorff I 39.

S. 67. Lage in Berlin, Spannung zwischen Arbeitern und Bürgerwehr? Bismarcks Brief an die Frau vom 18. Oktober.

S. 68. Zur Kandidatur Bismarks: Wagener, Politik Friedrich Wilhelms IV., 54, für August; nicht recht glaublich; wirklich nach Senfft? — Die Angabe über Vorschlag und Ablehnung in den Ged. und Er. I 69, ist doch wohl erst auf den November (Oktober?) zu beziehen, vgl. Vitzthum v. Eckstädts weniger sichere aber zeitgenössisch charakteristische Version des Königswortes, „Berlin und Wien 1845 bis 1852" S. 247 (Brief vom Oktober 1849). —

S. 69. Agents provocateurs der Konservativen im September bis Oktober: siehe Lüders 124 ff., der die Angabe Wageners, Politik 49, doch wohl mißversteht. —

S. 68. Der jähe Übergang zur Unterschrift „von": Bismarck-Briefe 68; ebenso in den Deichakten. —

S. 70 ff. Die Frage der Oktroyierung und Bismarcks Antwort: Die interessante These von Seitz, Verfassungsurkunde 118 ff., wo die Quellenstellen; be-

sonders Leopold Gerlach 199 f., 244 (Seitz 137?!), Briefe an die Frau 122. Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat 364—433, auch Heinemann, Die Politik des Grafen Brandenburg (1909), 17 ff. Ranke Werke 49/50, 592 ff. —

S. 75. Häusliches: Petersdorff 136.

S. 76. Die Wahlen: Bismarck-Jahrbuch III, 52 ff., Petersdorff, Kleist 147; die Briefe.

S. 77. Wahl in Brandenburg: gütige Mitteilungen von Frau Landrat Barschall, geb. von Puttkamer, in Stolp; vgl. „Emilie von Puttkamer, geb. von Below", von F. B. Stolp 1884, besonders 129 ff. Ferner die Schriften von Otto Tschirch: Bismarck und die Stadt Brandenburg, Festschrift 1908, und Grenzboten 1908[3], Nr. 31, „Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter". — Herr Prof. Tschirch hatte auch die Güte, mir Abschriften aus dem „Brandenburgischen Anzeiger" fertigen zu lassen. Ich teile, nach dem stilistischen Eindruck, seine erste Meinung, Festschrift 11, daß die Artikel, die er dort bespricht, nicht von Bismarck sind (vgl. Grenzboten (1938), S. 206). Er beweist (13. 24), daß die Ansprache in Rathenow, bei Kohl, Reden I, 61, in den Sommer 1849 gehört; im Februar wählte Rathenow gegnerisch. [Vgl. ferner zur Wahl „ein unbekannter Bismarckbrief" an den Theologen Wilhelm Harnier vom 16. Februar 1849, hgg. von W. Sucker, Deutsche evangel. Monatsschrift, Wartburg (1939), Bd. 38.] Wahlreden im Januar/Februar: Bismarck-Briefe 77, und ein handschriftlicher Entwurf (etwa zum 4. Februar ?), den ich damit verbinde.

S. 78. Kandidatur Bismarcks bei einer Nachwahl zur Nationalversammlung im Kreise Teltow, Oktober 48 ? Leopold Gerlach I, 228. vgl. Petersdorff 140.

Zum zweiten Teil

Bismarcks politische und menschliche Entwicklung im Niedergang der deutschen Revolution (1849—51)

Quellen und Darstellungen im ganzen: siehe die Nachweise zum ersten Teil. Einige Stücke in den Politischen Briefen Bismarcks, 1848—89, G. W. XIV[1] und [2].

Handschriftliches: Einige Redeentwürfe aus Schönhausener Papieren, Briefe der Frau von Bismarck an ihn und an seine Geschwister; Korrespondenz des Abgeordneten mit Parteigenossen im Lande (aus Schönhausen); dazu die mir von Fr. Meusel † freundlich mitgeteilten Papiere aus Groß-Kreutz: Briefe Bismarcks an Arnstedt und Akten Arnstedts und seiner Agitation (vgl. die Schriften von Tschirch, zu 1848) [inzwischen abgedruckt von Meusel, Deutsche Rundschau 1915]; eine Denkschrift von Bismarcks Hand aus dem Archiv der Grafen von Asseburg.

Für den Schluß: Bismarck an Graf Wartensleben (aus Carow).

Vierter Abschnitt

Die preußische Politik von der Ablehnung der Kaiserkrone bis Olmütz

Sybels und Erich Brandenburgs Reichsgründungswerke sowie Friedjungs Österreich 1848—60, II[1], (1912) (vgl. Friedjung, Historische Zeitschrift 107, S. 540 ff.) [neuerdings siehe auch H. von Srbik. Deutsche Einheit, Bd. I, II (1935)]. Manches bei Ferdinand Fischer, Preußen 1849 (1876). Die Materialsammlungen: Poschinger (Otto von Manteuffel), Unter Friedrich Wilhelm IV., I, (1901), und: Preußens Auswärtige Politik 1850—58, Bd. I, (1902); Bailleu und Schuster, Aus dem Literarischen Nachlaß der Kaiserin Augusta I, 1912, Ringhoffer, Im Kampf für Preußens Ehre (Graf A. von Bernstorff) (1906), Prokesch von Osten, Aus den Briefen (1896), Russisches bei Martens Receuil VIII, 379 ff., Schiemann, Histor. Zeitschr. 86, Deutsche Revue 1905, September; Hoetzsch, Briefwechsel Meyendorffs, Bd. II; W. Andreas, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit dem Zaren Nikolaus I. (Forschg. z. brandburg.-preuß. Gesch., Bd. 43); dazu die Erinnerungen Wageners, die auch hier überwiegend richtigen Gerlachschen Aufzeichnungen, und überall die „Kreuzzeitung".

Monographien: Außer Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" sowie seinem Werk über „Radowitz und die deutsche Revolution" (1913) usw., E. Jordan, Friedrich Wilhelm IV. und der preußische Adel bei Umwandlung der I. Kammer in das Herrenhaus (1909): Schmidts Bethmann-Hollweg, Petersdorffs Kleist usw. [Über die Kamarilla: neuerdings Fr. Hartung, „Verantwortl. Regierung Kabinette und Nebenregierungen usw.", Forschg. z. brand.-preuß. Gesch., Bd. 44 (1932).]

Die Landtage: Stenographische Protokolle. Der Revisionslandtag und seine Verfassungsarbeit. L. von Rönne, Die Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat vom 31. Januar 1850, 3. Auflage 1859, dazu vor allem Gerhard Anschütz, Die Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat, ein Kommentar, I, (1912). Die Agrargesetze: Knapp, Die Bauernbefreiung.

Die Krise vom Januar 1850: Außer dem Band von Jordan, Meineckes Rezension des Werkes von Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860. Histor. Zeitschr. 112 (1914).

Die Unionspolitik: Vor allem Meinecke, Radowitz; ferner u. a. Hoetzsch, Meyendorff II, Andreas, Die russische Diplomatie und die Politik Friedrich Wilhelms IV.

Fünfter Abschnitt

Bismarck als Abgeordneter der Preußischen Zweiten Kammer und des Erfurter Unionsparlaments

S. 99 f. Der Erste Landtag. Die „Allgemeine Zeitung": siehe „Kreuzzeitung" 22. August 1849, Beilage.

S. 102. Die Karikatur: Wagener, Erlebtes 42.

S. 102. Die Demokraten und Bismarck: Unruh, Erinnerungen 125 f., Busch, Tagebuch III, 58, Poschinger, Bucher I, vgl. Hesekiel 153, Keudell 24.

S. 106. Erfurt: Der Journalistenstreit, Bismarck-Jahrbuch I, 147 ff., Simson: bei Ludwig Gerlach II 101. Brief an den russischen Gesandten Meyendorff, 28. März 1850: bei Friedjung II, 1, 544. An Scharlach 4. Juli 1850 in der Scharlachkorrespondenz (Vom jungen Bismarck, 1911), vgl. Bismarck-Briefe (an Wagener, an die Geschwister).

S. 101 ff. Die Tätigkeit des Parlamentariers in dem Plenum und den Kommissionen: Außer den Briefen und Politischen Reden die Sitzungsberichte.

S. 113 ff. Das Bild des Redners: Stenzel, Stenzels Leben (1897) 436 ff., 442: Jungmann, Erfurter Brief, 26. April, mir durch Alois Schulte freundlich mitgeteilt.

S. 118 ff. Der Journalist. Nach Kohl, Bismarck-Jahrbuch I, 471, dem der Fürst selber (475, 1) zugestimmt hat, hat Bismarck alle drei Zuschauernotizen über Radowitz, vom 26., 28., 31. August 1849 verfaßt, siehe ebenda 472—5; dazu freilich Bismarcks eigene Angabe in dem gleichzeitigen Briefe an seine Frau, 31. August!

Sechster Abschnitt

Persönliches Leben und innere Entwicklung Bismarcks in den Jahren 1849—1851

S. 132. Über Kögel: G. Kögel, Rudolf Kögel I, 1899, 142.

S. 135 ff. Gegen einseitige Problematisierung von Bismarcks Wesen: Ich denke dabei an Emil Ludwig, Bismarck (1911).

S. 139. Das Berendtsche Bild: Bei Tschirch, besonders in Westermanns Monatsheften, April 1908, dazu Johanna an Frau von Arnim, 6. November 1850.

[Zur religiösen weltanschaulichen Haltung Bismarcks: siehe jetzt den aufschlußreichen Brief an Harnier vom 16. Februar 1849 (hgg. von W. Sucker in Monatsschrift „Wartburg", 1939).]

Siebenter Abschnitt

Bismarcks politische Gedankenwelt und sein Verhältnis zur deutschen Frage

Zur inneren Politik: Wolfs schematisch-farblose Zusammenfassungen scheinen mir wenig befriedigend.

S. 145. Sozialpolitik: Stahl über Beamtentum und Feudalismus. Rechtsphilosophie II 2, 1846, 248 ff., bes. 256 und 369.

S. 146. Verfassungspolitik: Zu Artikel 108 vergleiche Rönne, Die Verfassungsurkunde, zu Artikel 99 ff. Jordan, Meinecke.

S. 158. Bismarck und Stahl: Ich benutze zumeist die zweite Auflage der „Philosophie des Rechts", Bd. I 1847, II 1 1845, II 2 (die eigentliche „Lehre vom Staat und die Prinzipien des deutschen Staatsrechts") 1846.

Dazu: Das monarchische Prinzip, 1845, interessant in die zweite Auflage der Staatslehre (321—74) eingearbeitet. Die Revolution und die konstitutionelle Monarchie, 1849, zwei Auflagen. Vorworte vom Dezember 1848 und Juni 1849. Reden, 1850, siebzehn parlamentarische Reden, 1862; vgl. P. Wentzckes kritische Bibliographie der Flugschriften 1848—51, (1911), 750.

Dazu, neben den Hinweisen aus der staatsrechtlichen Literatur und den Schriften von Meinecke und O. Hintze, die inhaltreichen, auch mit Literaturangaben versehenen Aufsätze von Ernst Salzer, dem ich für briefliche Aussprache dankbar bin: Stahl und Rotenhan, Historische Vierteljahrsschrift 1911, 2 und 4, und (vorher über Stahl und die Gerlach) Forsch. z. brand.-preuß. Gesch. XXIII, 272 ff.; vgl. den Briefwechsel Ludwig Gerlachs mit Leo, konservative Monatsschrift 1894.

[Neueres Schrifttum zu diesem Gegenstand: der erste Band der Stahl-Biographie (bis 1840) von G. Masur (1930). — P. Drucker, Fr. J. Stahl, Konservative Staatslehre und geschichtliche Entwicklung (1933). — J. Heckel, Der Einbruch des jüdischen Geistes in das deutsche Staats- und Kirchenrecht durch Fr. J. Stahl, Hist. Ztschr. Bd. 155 (1837).]

S. 164 ff. Zu Bismarcks deutscher Politik: vgl. besonders Lenz' Bismarck-Biographie.

S. 170 ff. Die Gesinnung der anderen: Leos Monatsberichte im Volksblatt für Stadt und Land bei Kraus, konservative Monatsschrift 1894, z. B. Januar bis Juli, 114 f., 134 ff., Juli bis Dezember 786. Goltz: Bismarck-Jahrbuch V 193, Bernstorff bei Ringhoffer 101 ff., 113 f. und später. Ranke: siehe Diether, L. v. Ranke als Politiker (1911). Waldow: bei A. Herrmann, Forschungen zur preußischen Geschichte XXIII, 210 ff. Radowitz: Meineckes Biographie; Poschinger, Manteuffel I 258. —

S. 173. Erfurt: siehe Karl Binding, Der deutsche Bundesstaat auf dem Erfurter Parlament und die Stellung der preußischen Kamarilla, besonders O. v. Bismarcks zu ihm, „Deutsche Rundschau" Bd. 148³ (1911), dem ich mich nicht ganz anschließen kann; Meinecke Weltbürgertum² 493 ff., Stahl, 17 Reden 133 f., besonders 144, 158 ff., Erfurter Protokolle.

Achter Abschnitt

Olmütz und die Ernennung Bismarcks zum Bundestagsgesandten in Frankfurt

S. 179 ff. Olmütz und Bismarck: H. Ullmann, Historische Vierteljahrsschrift 1902, 49 ff., R. Fester ebenda 232 und vorher Hist. Zeitschr. 1900 (85, 49 ff.), Ged. und Erinn. I 81 ff., und das Register („Olmütz"); Bismarck-Jahrbuch III 415: Ranke-Werke Bd. 49/50 (enthaltend u. a. Rankes Denkschriften an Edwin v. Manteuffel 1849/50/51).

Briefe des Prinzen von Preußen bei Bailleu-Schuster; Budbergs Bericht vom 3. Dezember (brillant discours) bei Martens VIII 388; ein Billett Budbergs an Bismarck (wohl 29. November), Friedrichsruh. — Die gesamte „Olmütz"-Literatur zähle ich nicht im einzelnen auf. — Wichtig war mir auch hierfür die „Kritische

Bibliographie der Flugschriften zur deutschen Verfassungsfrage 1848—1851" von Paul Wentzke (1911), dem ich für persönliche Auskünfte zu Dank verbunden bin.

Bülow-Cummerow: Die Revolution, ihre Früchte, die Politik, die Reform (Berlin [Dezember] 1850), bei W. Hertz; S. 27 (einen Auszug der Flugschrift und eine Abschrift der Stellen verdanke ich der Freundlichkeit von Prof. Dr. Fritz Endres in Weilburg).

S. 186. „Unser alter Freund mit den großen Füßen": Otto Hoetzsch hält es, wie er dem Herausgeber als Kenner Meyendorffs und auf Grund einer bei dessen Großneffen, Baron Alexander Meyendorff, in Nizza eingeholten Auskunft gütigst mitteilt, für unwahrscheinlich, daß diese Bezeichnung auf Meyendorff zutreffe, und nimmt an, daß auch nicht der König, sondern ein politischer Freund Bismarcks, etwa ein Mitglied des Kamarillakreises, mit dem scherzhaften Ausdruck gemeint sei.

S. 196. Buddelmeyer: „Kreuzzeitung" 11. September 1849 (Zuschauer vom 10.), Prutz-Wolfsohn: ebenda 17. (16.) Januar 1851, abgedruckt von Kohl in den Reden I 262 A.

An Arnstedt 13. Februar 1851. Zu dem Bankbericht Bergengrün, Hansemann 647—61.

S. 200. Dresden und die preußische Stimmung: Leopold Gerlach, besonders 600 ff., 625; Poschinger, Manteuffel (besonders I 366); Auswärtige Politik I 112, 114; Prokesch.

S. 202. Der Artikel Bismarcks gegen Radowitz: Leopold Gerlach I 620, von Kohl, Bismarck-Jahrbuch I 470 mißdeutet, richtig Ulmann, Hist. Vierteljahrsschrift 1902, 64. — Prinz Albert: Hassel, Kronprinz Albert, II 128.

S. 203. Die Bernburger Ministerschaft: vgl. die Briefe an die Frau; danach ist die Erinnerung Diehls (Aus dem Leben eines Glücklichen, 1904, 257), auf die ich freundlich hingewiesen worden bin, unzweifelhaft ungenau, obgleich ein Stückchen Richtiges dahintersteckt.

S. 204. Die Frankfurter Stellung: Poschinger, Manteuffel I (besonders 375 f.) und II a. A., Auswärtige Politik I 148 ff., Ringhoffer; Ludwig, besonders aber Leopold Gerlachs Tagebücher; mit diesen sind Bismarcks Briefe, die Korrespondenz Manteuffels bei Poschinger 152—6 und die Erinnerung Kleist-Retzows bei Petersdorff 190 zu kombinieren. Stahl (11. Mai) an Bismarck, Bismarck an Arnstedt und Wartensleben, und Antworten, handschriftlich. Leo: Bismarck-Jahrbuch IV 162.

Varnhagen, Tagebücher VIII: 30. April, 6., 10. Mai. Stenzels Leben 444, 451. „Nationalzeitung": Ludwig Gerlach II 129, Harkort = bei F. Salomon, Die deutschen Parteiprogramme I² 59. Prinz Wilhelm: Auswärtige Politik I, 149. Karoline von Rochow: Vom Leben am preußischen Hofe 1815—52 (v. d. Marwitz-Meusel) 478.

Es sei zum Schluß dieses Werkes dem Herausgeber gestattet, im Namen seines verewigten Lehrers, Ihrer Durchlaucht der Fürstin Herbert Bismarck, geb. Gräfin Hoyos, den wärmsten Dank, den Erich Marcks ihr für die vertrauensvolle Erschließung des handschriftlichen Nachlasses Otto von Bismarcks in Friedrichsruh und Schönhausen schuldete, auch an dieser Stelle in aller Öffentlichkeit zu wiederholen.

Perſonenverzeichnis

Bearbeitet von Gerta Andreas

Albert, Prinz von Sachſen 202
Alvensleben, Albrecht, Graf von 25, 29, 69, 200, 203 f.
Arnim-Boitzenburg, Adolf Heinrich, Graf von 26, 28, 30, 57, 75, 106, 201, 209
Arnim, Malwine von 128, 131, 206
Arnſtedt, Rittmeiſter von 68, 77, 111 ff., 128, 196
Aſſeburg, Ludwig Auguſt, Graf von 203
Auerswald, Hans A. E. von 120
Auguſta, Prinzeſſin von Preußen 22 f., 33, 110, 193

Barſchall, Hermann 77 f., 79
Beckerath, Hermann von 64, 103, 108, 116 f., 120 f., 196
Below-Hohendorf, Alexander von 56
Berendt, Moritz 139
Bernſtorff, Albrecht, Graf von 171, 203
Beſeler, Georg Chriſtoph 160, 199
Bethmann-Holweg, Moritz Auguſt von 58 f., 100
Beuſt, Friedrich Ferdinand, Graf von 70
Bismarck, Bernhard von 39 f., 41, 51, 69, 75, 77 ff., 128
Bismarck, Johanna von 22, 28, 31, 33, 37, 47, 51, 58, 65, 68 f., 70, 75, 78, 107, 110 f., 114, 119, 123 ff., 127 ff., 130 ff., 138, 160 f., 166, 170, 182, 186 f., 195, 205 ff.
Bismarck-Schönhauſen, Otto von 7 ff., 15, 19, 22 ff., 28 ff., 34 ff., 38 ff., 41 ff., 46 ff., 49 ff., 52 ff., 55 f., 59 ff., 62 ff., 65 f., 67 f., 70 ff., 75 ff., 79 f., 83, 96, 99 ff., 105 ff., 110 ff., 115 ff., 120 ff., 123 ff.. 128, 130, 133, 136 f., 139 f., 141, 142, 144 ff., 147, 149 f., 152 f., 157 ff., 161 ff., 166 ff., 172, 177 f., 179 ff., 185 ff., 190 ff., 195 ff., 202 ff., 208 f.
Blankenburg, Maria von 133
— Moritz von 47, 52, 55, 65
Blum, Robert 70, 115
Bodelſchwingh, Ernſt von 77
Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Graf von 65 ff., 68, 84, 88 ff., 113, 171
Bucher, Lothar 103
Budberg, Freiherr Andreas von 111, 196 f.
Burke, Edmund 155
Büchſel 132, 186
Bülow-Cummerow, Ernſt Gottfried von 41, 56 f., 59, 63, 163, 196

Camphauſen, Ludolf 26, 30, 46, 48 f., 91, 196
Canitz und Dallwitz, Karl Wilh., Freiherr von 27, 29

Dahlmann, Friedrich Chriſtoph 88
Dohm, Ernſt 124

Eichendorff, Joſeph, Freiherr von 139
Eliſabeth, Königin von Preußen 48, 104, 110, 197

Ferdinand I., Kaiſer von Öſterreich 66
Finkenſtein, Karl, Graf Fink zu 101
Franz Joſeph I., Kaiſer von Öſterreich 188
Friedrich II., König von Preußen 167 f., 172 f., 185 f.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 22
Friedrich Wilhelm I., Kurfürſt von Heſſen 97
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 19 ff., 25 ff., 33, 39, 46 ff., 49 f., 52, 54, 57, 60 f., 62 f., 64 f., 67 f., 69 ff., 72 ff., 75, 78, 80, 84 ff., 87, 89 f., 91 ff., 95, 97 f., 105 ff., 108, 110 f., 124, 126, 139, 152, 154, 169, 173 f., 181, 186, 188 f., 191, 195, 197 ff., 202 ff., 207

Gagern, Heinrich von 107, 116, 171
Gerlach, Leopold von 25, 31, 42, 46, 63 f., 65, 67, 68 f., 72 f., 74, 76, 79, 90, 100 f., 105, 110, 145, 152, 164, 179, 181 f., 185 ff., 193, 195 f., 203 f., 207.
— Ludwig von 24 f., 28 f., 31 ff., 36, 46 f., 51, 53 f., 59 f., 63 f., 65, 68 f., 74, 90, 100 f., 105 ff., 108, 110, 113, 122, 132, 136 f., 145, 152, 161, 164, 171, 175, 179 f., 185, 187, 195, 197, 202 ff., 207, 209
Gneiſenau, Graf Neithardt von 25
Goltz, Robert, Graf von der 171
Goßner, Johannes 132

Haller, Karl Ludwig von 155 f.
Hanſemann, David Juſtus 26, 34 ff., 40, 46, 49, 55 f., 57 f., 60, 63, 71, 73, 198 f.
Hardenberg, Karl Auguſt, Fürſt von 163
Harkort, Friedrich Wilhelm 208
Haym, Rudolf 36
Heſekiel, Georg Ludwig 118
Hohenlohe, Chlodwig, Fürſt von 173

Itzenplitz, Heinrich, Graf von 137

Karl, Prinz von Preußen 22
Keller, Friedrich Ludwig, vom Steinbock 63, 100
Keudell, Robert von 30, 51 f.
Kleiſt-Retzow, Hans von 47, 52, 56 ff., 65, 67, 75, 90, 100, 105 ff., 113, 119, 122, 123 ff., 127, 130, 132, 137, 145, 161 f., 164, 170, 175, 185, 187, 190, 195, 197, 200, 203, 205, 208.
Knaak, Guſtav Friedrich Ludwig 132 f., 194
Kögel, Rudolf 132

Leo, Heinrich 63, 145, 161, 170, 207

Manteuffel, Edwin von 48
— Otto von 36, 68, 88 f., 107, 110, 112, 179, 181 ff., 185 ff., 190, 193, 195, 198, 200 ff., 204 f., 208
Marwitz, Friedrich Auguſt Ludwig von der 145
Maſſow, Freiherr Ludwig von 63
Meding, Oberpräſident von 29
Meviſſen, Guſtav 64
Meyendorff, Peter von 111, 139, 167
Mittelſtädt-Wangemann, Eliſabeth von 51
Moltke, Helmuth von 55, 159
Müller, Adam 145

Napoleon, Louis 192
Niebuhr, Markus von 63
Nikolaus I., Kaiſer von Rußland 28, 126, 167, 182
Noſtiz, Auguſt Ludwig, Graf von 113

Petersdorff, Hermann von 11
Pfuel, Ernſt von 64 f., 66
Prillwitz, Karl Ludwig von 23, 39 f.
Prokeſch-Oſten, Anton, Graf von 172, 182, 197, 208
Puttkammer, Bernhard von 80
— Franziska von 77 f.
— Littegarde von 47, 51, 103, 134 f., 137, 170

Radowitz, Joseph Maria von 91 f., 95 ff., 106, 109, 116, 120 f., 128, 137, 172 f., 178, 179 f., 181 ff., 187, 193, 195, 202
Radziwill, Boguslaw, Fürst von 198
Ranke, Leopold von 74, 201
Rauch, Friedrich von 112
Rochau, August Ludwig von 106
Rochow, General 111, 204, 207, 208 f.
Roon, Albrecht, Graf von 22, 24

Saucken, Ernst von 30
Savigny, Friedrich Karl von 27, 70, 155
Scharlach, Gustav 108, 128, 130 f., 134, 137, 143, 148, 179
Schwarzenberg, Felix, Fürst von 95 f., 97, 181 f., 186 ff., 193, 200 ff.
Schwerin, Maximilian, Graf von 198
Senfft von Pilsach, Ernst 25, 69
Simson, Eduard 106, 117, 120, 199 f.
Stahl, Friedrich Julius 77, 88, 91 f., 100, 106 f., 112 f., 137, 145, 152 f., 154 f., 157 ff., 161 ff., 164, 170, 175, 177, 185, 207
Stenzel, Gustav Adolf 117, 208
Stockhausen, August von 110, 179, 181 f., 187, 191
Stolberg, Eberhard, Graf zu 186, 204

Thadden, Reinhold von 24 f., 28 f., 30 ff., 34, 36, 40, 52, 60, 64 f., 72
— Marie von 129
Thimme, Friedrich 11

Unruh, Hans Viktor von 103

Varnhagen van Ense 58
Vincke, Georg von 33, 36, 64, 101 f., 116 f., 120, 198 f.

Wagener, Wilhelm 46, 53, 60, 108, 118 f., 128, 142, 144, 179, 183
Wagner, Hermann 110
Waldeck, Benedikt 66
Waldow-Steinhöfel 171
Wartensleben, Graf von 19, 37, 68, 125, 150, 208 f.
Westmoreland, John Fane, Graf von 64
Wilhelm, Prinz von Preußen 22, 27, 29, 31, 33, 37, 46 ff., 54 f., 57, 64, 69, 89, 106, 111, 121, 171, 181, 193 f., 201, 209
Wilhelm I., König von Württemberg 194
Willisen, Wilhelm von 41
Winzler, Hans W. 121
Wrangel, Heinrich Ernst, Graf von 65, 69 f.

Ziegler, Franz 78

Früher erschienen von

ERICH MARCKS

Der Aufstieg des Reiches

Deutsche Geschichte von 1807—1871/78

2 Bände. 1135 Seiten. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 32.—

„Der Aufstieg des Reiches" ist die großartigste Zusammenschau eines wesentlichen Teils deutscher Geschichte, die wir haben. Hier ist vorbildliche Geschichtschreibung für eine Zeit, die erkannt hat, daß Geschichte nicht gemacht wird, sondern geschieht, daß sie aber, im Zusammenhang gesehen, nur geschieht, indem ein Volk von seinen großen Männern geführt wird. Die Geschichtschreibung verliert sich, bei staunenswerter Beherrschung des gewaltigen Stoffes, niemals in Einzelheiten und Nebendinge. Sie verfolgt die großen Kraftlinien des Geschehens, deckt sie auf und erläutert sie, in ihrem Miteinander- und Gegeneinanderwirken. Und wo diese Kraftlinien einmünden in eine Persönlichkeit, die zur Führung berufen war, da verweilt die Geschichtschreibung und entwirft ein anschauliches Bild der Führerpersönlichkeit, das nicht wieder vergißt, wer es einmal geschaut hat. Es geht ein heißer Atem durch dies Buch. Es ist der Atem des Schaffens am sausenden Webstuhl der Zeit, das uns hier dargestellt wird. Dargestellt, so daß wir sein pochendes Leben unmittelbar zu spüren vermeinen. Indem er die Geschichte dieser Epoche in die ihr gemäße, klassisch vollendete Form goß, hat Erich Marcks dem deutschen Volk ein Geschenk überreicht, das für Geber wie Empfänger gleich ehrenvoll ist.

Leipziger Neueste Nachrichten

Geschichte und Gegenwart

Fünf historisch-politische Reden

In Leinen gebunden M 4.80

Erich Marcks gehört zu den großen Kennern und Deutern der preußisch-deutschen Geschichte. Der formvollendete Redner und Stilist hat in diesem Preußen-Vortrag aber selbst etwas von der stahlharten Eigenart Preußens anklingen lassen und mit kaltem Verstande und leidenschaftlichem Herzen uns vor Augen geführt, was Deutschland an Preußen gehabt hat und noch haben wird. Deutsche Allg. Zeitung

England und Frankreich

während der letzten Jahrhunderte

Geheftet M 1.—

Eine von politischen Schicksalsfragen des Tages ausgehende und mit den Mitteln feinster und eindringlichster historischer Kunst arbeitende Untersuchung. Wundervoll, wie Marcks Persönlichkeiten und Welten gegeneinander stellt. Eine seiner Meisterleistungen des historischen Bildnisses. Hamburger Nachrichten

---

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

WILLY ANDREAS

Deutschland vor der Reformation

Eine Zeitenwende

656 Seiten Groß-Oktav. Leinen M 14.—

Hier ist Stärke und Breite des Quellenfundaments in einer oft geradezu erstaunlichen Weise vereint mit einer Höhe und lichtvollen Weite des darauf sich erhebenden Gebäudes; hier ist Kunst der Darstellung, erlesenste Kunst, verbunden mit wissenschaftlicher Strenge; Synthese von ungewöhnlicher Kraft gesellt sich der feinfühlendsten Detailzeichnung, eine Bewältigung kaum mehr übersehbarer Stoffmassen und eine Allseitigkeit alles dessen, was man Kulturgeschichte nennt, vereinen sich mit einem geradezu erstaunlichen Erfassen der Entwicklungslinien und einem zartesten Abtönen. Niemals bloße Abstraktion, immer Blut, Leben, Farbe und eine Blickoffenheit ebenso für das Geistige wie für das Materielle, für die Masse und den einzelnen. Ich nenne beispielsweise die Charakteristiken Maximilians I. oder des Paracelsus als Glanzstücke, wie sie nur einer jener ganz wenigen schaffen konnte, die Gelehrte und Künstler zugleich sind. Prof. Dr. H. Ritter v. Srbik, Wien

In diesem Werk ist eine neue, nur heute mögliche Schau und Fragestellung, ein aus den Stürmen der Gegenwart gewonnenes vertieftes Begreifen einer der heutigen verwandten „Zeitenwende": zugleich aber enthält es in vollendeter Form, greifbar und gestaltet, den Erkenntnisgewinn, den zwei volle Menschenalter mühsamer Einzelerforschung der kirchlichen und sittlich-religiösen, der wirtschaftlichen und sozialen Zustände jener Epoche aufgehäuft hatten. Große, aufs Ganze gerichtete Überschau verbindet sich mit voller Beherrschung der Einzelheiten, die alles wirkliche Leben ausmachen. Prof. Dr. Julius Heyderhoff in der Kölnischen Zeitung

Kämpfe um Volk und Reich

Aufsätze und Reden zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

In Leinen geb. M 6.80

In den feinsinnigen historischen Charakterstudien, die der Heidelberger Gelehrte Willy Andreas hier gesammelt vorlegt, tritt die an ihm gewohnte ausgezeichnete Schilderung geschichtlicher Charaktere und Stimmungseinheiten hervor; er zeigt sich erneut als besonderer Meister des abgerundeten historischen Essays. Alle, auch die zunächst nur einzelnen Persönlichkeiten gewidmeten Arbeiten, sind einem warmherzigen deutschen Erleben entflossen, das stets die Einzelerscheinung im Zusammenhange des bewegten deutschen Schicksals sieht. Deutsche Zukunft, Berlin

---

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP
39573/2